

ANNETTE SPRATTE

EIN *Sonett*
FÜR DIE
MÜLLERIN


Francke

Über die Autorin:

Annette Spratte, Jahrgang 1970, lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in einem kleinen Dorf im Westerwald. Die Liebe zu Büchern begleitet sie in ihrem Leben schon länger als die Liebe zu Pferden und Bücher waren es auch, die ihr den Weg zum Glauben gewiesen haben, als sie noch sehr weit von Gott entfernt war. Heute arbeitet sie als Autorin und Übersetzerin. Wenn sie gerade nicht am Computer sitzt, kann man sie im Garten oder im Pferdestall antreffen. Über einen Besuch auf ihrer Homepage oder in den sozialen Medien freut sie sich sehr.

<https://annettespratte.org>

www.facebook.com/authorannettespratte

www.instagram.com/autorinannettespratte

www.twitter.com/annette_spratte

Triggerwarnung: Dieses Buch enthält Szenen häuslicher Gewalt.
Im Anhang findet sich ein Glossar mit Worterklärungen und historischen Fakten.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96362-244-1

Alle Rechte vorbehalten

© 2022 by Francke-Buch GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Umschlagbilder: © Stocksy.com / Aleksandra Jankovic

Umschlaggestaltung: Francke-Buch GmbH

Innenillustrationen: Annette Spratte

Satz: Francke-Buch GmbH

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.francke-buch.de



Altenkirchen, 9. Juni 1649

»He, aus dem Weg!« Der laute Ruf des Knechts unterbrach das Gespräch der beiden Frauen in der Kutsche. »Weg da!« Er fuchtelte mit den Armen, doch der Soldat stand weiter ungerührt mitten auf der Straße vor dem Erker des Schlosses und starrte mit halb offenem Mund an den dicken Steinmauern empor zu dem Fachwerk des Obergeschosses. Erst als das Pferd schon fast mit den Nüstern seine Schulter berührte, stolperte er erschrocken rückwärts, verlor das Gleichgewicht und landete unsanft auf dem Hosenboden.

Sophie schlug sich die Hand vor den Mund.

Der Mann schaffte es gerade rechtzeitig, seine Füße unter den Hufen des Pferdes wegzuziehen. Brüllendes Gelächter erscholl von drei weiteren Soldaten. Sie kamen näher und bedachten den am Boden Liegenden mit Fußtritten, während sie ihn lauthals verspotteten. Der junge Mann versuchte, sich mit halbherzigen Schlägen zu wehren, was seine Peiniger nur noch mehr zu erheitern schien.

Sophie konnte es kaum fassen. »Was tut Ihr denn da?«, rief sie vom Wagen herunter. Vor Schreck war sie halb aufgestanden, spürte aber, wie ihre Freundin Elßgen sie am Arm zurück auf den Sitz zog.

Die Soldaten hielten inne und sahen sie überrascht an. Das gab dem am Boden Liegenden genug Zeit, sich aufzurappeln. Sein Blick traf sich kurz mit Sophies, dann wandte er sich ab. Wut und Verzweiflung waren deutlich auf seinem Gesicht zu lesen.

Die anderen fingen erneut an zu lachen und machten allerlei

obszöne Gesten in Sophies Richtung. Zum Glück folgten sie dem Wagen nicht.

»Du bist doch völlig verrückt!«, schimpfte Elßgen. »Wie kannst du dich da einmischen?«

Sophie hatte sich mit klopfendem Herzen wieder hingesezt, die Wangen vor Aufregung gerötet. Sie atmete einmal tief durch. »Das ist mir so rausgerutscht«, sagte sie entschuldigend. Den schiefen Blick des Knechts hatte sie wohl bemerkt und war froh, dass die Situation glimpflich ausgegangen war. Ob der Mann einen Finger gerührt hätte, um sie zu beschützen, wagte sie zu bezweifeln.

Der Wagen rumpelte weiter das Kopfsteinpflaster der abschüssigen Hauptstraße des Städtchens Altenkirchen entlang. Sie ließen das Schloss und die Kirche hinter sich, passierten das Wirtshaus *Zum Falken* und hatten kurz darauf den Marktplatz erreicht, der neben dem Schlosshof die einzige Freifläche in der am Hang gebauten Stadt bot, die nicht schräg war. Er lag links von der Hauptstraße und war von Häusern umringt.

Der Knecht hielt das Pferd an. »Soll ich hier auf Euch warten, Fräulein Dormann?«, fragte er an Elßgen gewandt.

»Natürlich. Ich werde alle Besorgungen aufladen lassen, also sei achtsam.«

Elßgen ließ sich vom Wagen helfen. Auch Sophie erhielt Unterstützung beim Absteigen, allerdings mit deutlich weniger Ehrerbietung. Sie zuckte mit den Schultern. Warum sollte es anders sein? Sie war ja schließlich nur die Müllerin, keine reiche Bauerntochter wie Elßgen. Sie konnte sich glücklich schätzen, eine so gute Freundin zu haben, die nichts auf Standesunterschiede gab. Unter dem langen Krieg, der letztes Jahr endlich geendet hatte, hatten alle gleichermaßen gelitten, da waren die Menschen enger zusammengerückt.

Elßgen hakte sich bei ihr ein und steuerte auf die ersten Marktstände zu. »Denkst du, wir werden Graf Christian zu Gesicht bekommen?«, nahm sie das zuvor unterbrochene Gespräch wieder auf.

Sophie lachte. Die Anspannung von vorhin war verfliegen. »Ich glaube kaum, dass der hier über den Markt spaziert.«

»Vielleicht reitet er aus und wir sehen ihn, wenn er aus dem Schloss kommt. Er sieht so schneidig aus«, schwärmte Elßgen.

»Das findet seine hochschwängere Frau bestimmt auch«, warf Sophie mit einem Augenzwinkern ein. Elßgens Schwärmereien für diesen oder jenen Mann amüsierten sie immer wieder. Daran merkte sie, dass ihre Freundin fast zehn Jahre jünger war als sie. Mit beinahe dreißig schickten sich solche Albernheiten nicht, schon gar nicht, wenn man verheiratet war.

»Ach Sophie, du bist immer so schrecklich pragmatisch. Darf ein Mädchen nicht mal träumen?«

Sie umrundeten eine Gruppe schwatzender Frauen und hielten an einem Stand an, wo verschiedene Metallwaren feilgeboten wurden.

Sophie suchte die Auslage mit den Augen ab, konnte aber nicht finden, was sie brauchte. »Habt ihr keine Stopfnadeln?«, fragte sie den Händler, der daraufhin in eine Kiste griff und eine Schachtel voller Nadeln herauszog.

»Welche Größe benötigt Ihr, werte Dame?«, fragte er.

Sophie wählte eine Nadel aus und kaufte auch gleich noch zwei lange Stricknadeln, die in ihren Korb wanderten. Sie hatte kaum bezahlt, da zog Elßgen sie schon zum nächsten Stand weiter.

»Sieh nur, ist das nicht ein Traum?«

Stauend betrachteten sie die kunstvoll getöpferen Kannen und Becher, die ein Töpfer um seinen Wagen aufgebaut hatte.

»Bestes Geschirr, Kannen, Einmachtöpfe, greift zu, meine Damen! Feinstes Steingut aus dem Hause Knütgen, robust und edel zugleich«, pries der Mann seine Waren an.

Sophie nahm eine Kanne in die Hand, die mit wunderschönen blauen Blumenmustern bemalt war. »Was soll die kosten?«, fragte sie, obwohl sie keine Kanne brauchte. Bei dem genannten Preis stellte sie sie schweren Herzens zurück.

»Aber meine Dame, selbst der Graf von Isenburg hat solche

Kannen auf seinem Tisch stehen. Das könnt Ihr Euch doch nicht entgehen lassen!«, versuchte der Töpfer sie zu überreden.

Sophie winkte lächelnd ab.

»Ich nehme drei von den Einmachtöpfen«, sagte Elßgen und zog damit die Aufmerksamkeit des Verkäufers auf sich. Mit größtem Vergnügen kaufte sie zusätzlich etwas Geschirr und die Kanne, die Sophie bewundert hatte, und wies den Töpfer an, alles zum Wagen bringen zu lassen. Sie schlenderten weiter, wobei Sophie versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr sie Elßgen um die Kanne beneidete. Ob sie sich jemals solch einen Luxus würde leisten können?

Sie waren kaum vorangekommen, da wurde Elßgen von einer alten Frau aufgehalten, die keine Zähne mehr im Mund zu haben schien.

»Fräulein Dormann!«, rief sie, wagte jedoch kaum, den Blick auf Elßgen zu richten. Dennoch hielt sie sie mit beiden Händen am Arm fest und redete heiser auf die junge Frau ein. Sophie verstand über das allgemeine Stimmengewirr um sie herum kein Wort.

Elßgen hörte geduldig zu, griff dann in ihre Rocktasche und zog einen kleinen Beutel hervor, aus dem sie einen Albus holte. Sie drückte ihn der alten Frau in die Hand. »Hier, Immel, kauf dir ein Brot, behüte Dich Gott«, sagte sie.

»Gott segne Euch!«, krächzte die Alte und bedankte sich so überschwänglich, dass sich mehrere Leute im Umkreis zu ihnen umdrehten.

Mit etwas Mühe gelang es Elßgen, die Bettlerin abzuschütteln. Sophie wäre auch gern so großzügig gewesen wie ihre Freundin, konnte allerdings nichts entbehren. Dadurch, dass die Menschen kaum Getreide mahlen lassen konnten, weil die Soldaten alles weggeräubert hatten, waren auch die Taschen des Müllers leer. Sie kamen gerade so über die Runden und konnten froh sein, nicht selbst betteln gehen zu müssen.

Sie genoss die vielen Begegnungen auf dem Markt, auch wenn

meist Elßgen diejenige war, die angesprochen wurde. Mit ihrem sonnigen Gemüt, den rosigen Wangen und der beneidenswerten Fähigkeit, alle Menschen mit Namen zu kennen, die ihr je begegnet waren, nahm sie jeden für sich ein. Die armen Leute wussten um ihre Mildtätigkeit und scheuten sich nicht, um Almosen zu bitten, während alle anderen einfach gern einen Plausch mit ihr halten wollten. Sophie war längst nicht so herzlich und viel pragmatischer, da hatte Elßgen schon recht, doch auch sie war vielen bekannt, die aus den umliegenden Dörfern nach Altenkirchen zum Markt kamen. Ihr Vater hatte sich einen Namen als ehrlicher Müller gemacht, was in diesen Zeiten Gold wert war. Manch einer ließ sein Korn lieber in Michelbach mahlen als in seiner Bannmühle, obwohl das eigentlich nicht gestattet war.

Am unteren Ende des Marktes machten sie beim Wollhändler halt, wo Sophie eine Weile warten musste, ehe sie zwei Ballen erstehen konnte. Es war der Grund, warum sie mit Elßgen hatte fahren wollen. Sie konnte unmöglich die schweren Wollballen zu Fuß den ganzen Weg nach Hause schleppen. Ihr eigener Karren, das Pferd und die Schafe waren den plündernden Soldaten zum Opfer gefallen und bisher hatte ihr Vater sie noch nicht ersetzen können. Wenigstens die Schweine und Kühe hatten sie rechtzeitig auf eine entlegene Weide treiben können, sodass sie nicht ganz ohne Lebensgrundlage dastanden. Die abseits gelegene Mühle war Gott sei Dank bei den meisten Raubzügen übersehen worden, aber eben nicht immer. Sophie erklärte dem Wollhändler gerade, wo der Wagen stand, als einer der drei Soldaten von vorn hinter ihr auftauchte.

»Ach sieh an, da ist das hübsche Fräulein ja wieder«, sagte er mit einem anzüglichen Grinsen und streckte die Hand nach Sophie aus.

Die zog geistesgegenwärtig eine Stricknadel aus dem Korb und verpasste ihm damit einen kräftigen Hieb auf die Finger. Blitzartig zog er die Hand zurück.

»Wag es ja nicht, mich anzurühren, du ungehobelter Flegel!«,

stieß Sophie mit mehr Nachdruck hervor, als sie innerlich empfand. Sie spürte, wie Elßgen nervös ihren Arm packte. Die Stricknadel hielt sie wie ein Schwert umklammert und hoffte inständig, dass der Kerl sich trollen würde.

Der schien ihre Wehrhaftigkeit allerdings recht reizvoll zu finden, bis sich eine Hand auf seine Schulter legte. Er fuhr herum und sah direkt in das finstere Gesicht des Marktaufsehers.

»Ihr werdet diese Dame doch nicht belästigt haben, oder?«, fragte der drohend.

Sofort hob der Soldat beide Hände und setzte seine unschuldigste Miene auf. »Nur ein freundliches Gespräch ...«, sagte er lächelnd und machte, dass er wegkam.

Sophie stieß einen erleichterten Seufzer aus und legte die Stricknadel wieder in den Korb. »Vielen Dank, das war sehr freundlich von Euch, Herr Brinck«, bedankte sie sich.

»Nicht der Rede wert«, antwortete der Marktaufseher, der eigentlich Rentmeister war, an Markttagen jedoch zusätzlich die Marktaufsicht übernahm. »Soll ich Euch ein Stück begleiten?«, bot er jetzt an.

»Ach Herr Brinck, wenn Ihr uns sicher zum Wagen zurückbringen würdet, wären wir Euch sehr dankbar«, seufzte Elßgen mit einem Seitenblick zu Sophie, die zustimmend nickte.

Eigentlich hatten sie noch etwas länger über den Markt streifen wollen, auch wenn sie alle Besorgungen erledigt hatten, aber Sophie hatte so langsam genug von dem ganzen Trubel.

Herrn Brinck schien diese Bitte sehr zu freuen. Er reichte Elßgen seinen Arm, die verstohlen in Sophies Richtung die Augen verdrehte, sich aber trotzdem bei ihm einhakte.

Sophie musste ein Kichern unterdrücken. Der Rentmeister überschlug sich fast vor Höflichkeit und bedachte Elßgen mit so vielen Komplimenten, dass es kaum auszuhalten war. Dabei wirkte er etwas unbeholfen und gleichzeitig so hoffnungsvoll, dass sein Anliegen mehr als deutlich wurde. Wäre er nicht gerufen worden, hätten sie vermutlich ewig neben dem Wagen stehen

und sich seinen Wortschwall anhören müssen. So verabschiedete er sich mit einer tiefen Verbeugung und eilte mit einem bedauernden Blick auf Elßgen davon.

»Himmel, der hatte mir gerade noch gefehlt!«, stöhnte Elßgen, während sie auf den Wagen stieg.

»Ich weiß gar nicht, was du hast. Du willst doch einen Mann, warum nicht den Rentmeister?«, gab Sophie zurück. »Der legt dir garantiert die Welt zu Füßen.«

Elßgen schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Sophie, ich bitte dich! Der Mann ist so trocken wie ein Sack voll Sägemehl. Der langweilt mich zu Tode, bevor ich dreißig werde.«

Sophie prustete los und auch Elßgen legte ihre theatralische Leidensmiene ab und lachte.

»Immerhin hat er mich gerettet, das rechne ich ihm hoch an«, sagte Sophie, als sie sich einigermaßen beruhigt hatten.

»Das ist ja schließlich seine Aufgabe und der – wie hast du ihn genannt? Ach ja – der ungehobelte Flegel hat ja auch direkt klein beigegeben. Zum Glück.«

Elßgen und Sophie sahen beide zurück zum Marktplatz, während sich das Pferd in die Riemen stemmte, um den Wagen den Berg hinaufzuziehen. Tatsächlich sahen sie die drei Raufbolde am Rand des Marktes stehen und hinter ihnen herglotzen. Überraschenderweise stand auch der vierte Soldat bei ihnen, der, den sie getreten hatten.

Mit einem Schaudern wandte Sophie sich wieder nach vorn. Sie fragte sich, ob die Männer Söldner waren, die jetzt nach Ende des Krieges die Armee verlassen hatten. Sicher waren sie auf dem Heimweg in ihre Dörfer, wo auch immer die sein mochten. Ob auch Dietrich auf dem Heimweg war? Seit vier Jahren hatte sie nichts mehr von ihrem Mann gehört. Er hatte sich den kaiserlichen Truppen angeschlossen, nachdem sie ... Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf. Nein, daran wollte sie nun wirklich nicht denken.

Die Junisonne lachte vom Himmel, und sobald sie das Stadttor

hinter sich gelassen hatten und den Weg hinunter nach Michelbach einschlugen, füllten die Lerchen die Luft mit ihrem fröhlichen Lied. Kein Grund, Trübsal zu blasen.



Michelbacher Mühle, 9. Juni 1649

Der Wagen ließ das kleine Örtchen Michelbach hinter sich und bog von der Straße ab, um zur Mühle zu gelangen. Er tauchte in den Schatten der Weiden ein, die am Ufer des Flüsschens Wied wuchsen.

Sophie atmete die kühlere, belebende Luft tief ein und genoss das Spiel der Sonnenstrahlen auf dem eilig fließenden Wasser zu ihrer Rechten. Der Fluss übte immer eine beruhigende Wirkung auf sie aus und sie hätte Stunden damit zubringen können, an seinem Ufer zu sitzen und auf die Wellen zu starren. Leider hatte sie selten Zeit dazu.

Sie sah Elßgen an, die sie schweigend beobachtet hatte.

»Du liebst diesen abgeschiedenen Ort wirklich, nicht wahr?«, fragte ihre Freundin überraschend nachdenklich. Verschwunden war der übliche Plauderton.

»Ja, das tue ich. Trotz allem.«

Elßgen nickte still, fing dann an zu lachen, nahm Sophies Arm und drückte ihn an sich. »Ich würde wahnsinnig werden, wenn ich den ganzen Tag nichts anderes hören würde als Entengeschnatter und plätscherndes Wasser.«

Sophie stimmte in ihr Gelächter ein. »Du hast den Krach der Mühle und meinen hustenden Vater vergessen.«

»Oh, stimmt! Die pure Abwechslung!«

»Außerdem kommen ständig Leute, um ihr Korn mahlen zu lassen. Ich glaube fast, bei uns ist mehr los als bei euch.«

Das stimmte natürlich nicht, denn der große Hof der Fami-

lie Dormann beschäftigte eine stattliche Anzahl von Mägden, Knechten und Helfern aller Art, besonders um die Erntezeit. Zusätzlich hatten die Bauern der Umgebung immer etwas zu besprechen, sodass dort ein ständiges Kommen und Gehen herrschte.

Der Knecht hielt den Wagen mit einem lauten Ruf an. Die beiden Frauen bemühten sich, ernst zu werden, denn vor der Mühle saß der alte Hauprich mit seinen zwei Hunden, die vor einen kleinen Karren gespannt waren. Die Tiere lagen in ihrem Geschirr zu seinen Füßen und rührten kaum ein Ohr, während er genüsslich einen Bierkrug leerte. Er hob zum Gruß die Hand und Sophie nickte ihm zu. Durch das offene Tor der Mühle drang gleichmäßiges Klappern.

Jetzt linste Konrad, der Müllerlehrling, zum Tor heraus. Sobald er den Wagen erblickte, kam er angelaufen. »Guten Tag, Fräulein Dormann«, sagte er so artig, dass Elßgen und Sophie doch wieder losprusten mussten.

»Bring die Wollballen in die Stube, Konrad«, wies Sophie den Jungen an und sprang vom Wagen.

»Ja, Frau Sophie.«

»Warte, Sophie«, rief Elßgen ihr nach und kramte in ihren Einkäufen herum, während Konrad die Ballen von der Ladefläche zog, ohne seinen Blick von ihr zu wenden.

Neugierig kam Sophie näher.

»Hier, die ist für dich.« Elßgen hielt ihr die Kanne entgegen, wobei sie Konrad gekonnt ignorierte.

»Ach, Elßgen, das ist lieb, aber ich brauche wirklich ...«

»Keine Widerrede! Du findest sie schön und das ist Grund genug, sie dir zu schenken. Freu dich dran und denk an mich, wenn du sie benutzt.« Elßgen zwinkerte ihr zu und Sophie konnte nicht anders, als ihr zu danken und die Kanne anzunehmen.

»Sie bekommt einen Ehrenplatz.«

»Nicht als Blumenvase!«, warf Elßgen sofort ein und brachte Sophie damit schon wieder zum Lachen.

»Du kennst mich einfach viel zu gut«, erwiderte sie und legte

die Kanne vorsichtig in ihren Korb. »Worauf wartest du, Konrad? Dass die Ballen ins Haus fliegen? Nun mach schon.«

Der Junge verzog das Gesicht, gehorchte jedoch.

Sophie sah ihm kopfschüttelnd nach. Der Knecht wendete den Wagen, sodass sie Elßgens Miene nicht sehen konnte. Sie war sich ziemlich sicher, dass die junge Frau sich köstlich amüsierte. »Bis bald und nochmals vielen Dank!«, rief Sophie ihr nach und wartete, bis der Wagen im Schatten der Bäume verschwunden war.



»Ach, Sophie, du bist zurück. Das ist gut. Noch ein Bier, Hauprich?« Sophies Vater ließ den Mehlsack von seiner Schulter auf den Karren des Alten gleiten und richtete sich stöhnend auf.

»Nee, heute nicht. Die Frau wartet daheim auf das Mehl.« Der alte Mann stellte den Bierkrug ab, stemmte sich mithilfe seines Gehstocks von der Bank hoch und brachte seine Hunde mit nicht gerade sanften Tritten ebenfalls auf die Beine. »Auf, ihr faulen Säcke. Los, hee, los!«

Widerwillig setzten die Hunde den Karren in Bewegung, während der Alte ohne Abschiedsgruß neben ihnen herschlurfte und sie mit gelegentlichen Hieben seines Stocks vorantrieb.

»Vielleicht sollte er es mal mit Futter statt mit Schlägen versuchen«, brummte Sophies Vater kopfschüttelnd.

Sophie verkniff sich einen Kommentar. Der alte Hauprich war ihr unangenehm und sie war froh, dass sie ihn diesmal fast verpasst hatte. Sonst hielt er sie immer von der Arbeit ab, ließ sich von ihr mit Bier versorgen und verwickelte sie in ein Gespräch, das meist nach kurzer Zeit in anzüglichen Bemerkungen mündete.

Eigentlich genoss sie es, mit den Mühlengästen zu plaudern, die sie gegen einen kleinen Obolus mit Getränken versorgte, während sie auf ihr Mehl warteten. So erfuhr sie immer den neuesten Dorftratsch, obwohl sie so abgelegen lebte. Doch manche Gäste waren weniger willkommen als andere.

Ihr Vater war bereits in der Mühle verschwunden und Sophie ging ins Wohnhaus, um zu sehen, ob Martha sich schon ans Abendessen gemacht hatte. Die alte Magd war verwitwet und half im Haus aus, seit Sophies Mutter vor vielen Jahren gestorben war. Wie Sophie befürchtet hatte, war Martha nirgends zu sehen.

Konrad wollte sich gerade nach draußen verdrücken, aber Sophie hielt ihn zurück. »Mein lieber Konrad, was soll ich denn wohl mit den Wollballen dort mitten auf dem Boden?«, fragte sie und verschränkte die Arme.

Der Vierzehnjährige zuckte nur mit den Schultern.

»Schieb sie da hinten in die Ecke neben das Spinnrad, wo ich nicht drüberspringen muss, wenn ich den Raum durchqueren will«, wies Sophie ihn energisch an. Dann machte sie sich auf die Suche nach Martha.

Sie fand sie im Gemüsegarten hinter dem Haus, wo sie gemütlich auf einer Bank saß und eine ihrer furchtbaren Pfeifen rauchte. Wenigstens zeugte ein Korb voller Unkraut davon, dass sie das nicht den ganzen Tag getan hatte. Ein Krachen, gefolgt vom Abebben des Lärms der Mühle, sagte Sophie, dass ihr Vater das Wehr geschlossen hatte. Angenehme Stille breitete sich aus.

»Ich kümmere mich gleich um das Essen«, nahm Martha Sophie ihr Ansinnen vorweg und klopfte ihre Tonpfeife an der Seite der Bank aus. Dort hatte sich bereits ein kleines Häufchen würzig duftender Asche gebildet, die längst nicht so unangenehm roch wie das frisch verbrannte Kraut.

»Gut. Sind die Tiere versorgt?«, fragte Sophie.

»Bis aufs Melken«, erwiderte Martha knapp, steckte die Pfeife in eine ihrer Rocktaschen und stand gemächlich auf.

Sophie wusste genau, dass es nichts nützte, die alte Frau anzutreiben, auch wenn es sie manchmal zur Weißglut brachte. Martha tat die Dinge in ihrem Tempo, so wie sie es für richtig hielt. Da konnte Sophie wenig ausrichten, auch wenn sie eigentlich die Herrin in der Mühle war. Also atmete sie nur einmal tief durch und lief hinunter zu den Ställen, um dort nach dem

Rechten zu sehen. Zufrieden, dass Konrad beim Ausmisten nicht geschludert hatte, sammelte sie alle Eier in ihre Schürze, die sie finden konnte, und kehrte in die Küche zurück. Sie legte die Eier in den Vorratsschrank und räumte ihre Einkäufe weg. Die neue Kanne stellte sie mit einem Lächeln mitten auf den Tisch in der Stube. Sie war sich nicht ganz sicher, ob sie ihr nicht doch als Blumenvase dienen würde.



Der nächste Tag brachte gleich mehrere Gäste zur Mühle. Zwei Karren, einer von einem Pferd, der andere von einem Ochsenge-spann gezogen, rumpelten am frühen Nachmittag den Weg herauf. Das Schwatzen und Lachen der Michelbacher war schon von Ferne zur Mühle herübergedrungen.

Mit fröhlichem Hallo wurden die Müller begrüßt und Sophie war froh, dass sie schon einen großen Teil ihrer Arbeit am Morgen erledigt hatte, denn die nächsten zwei Stunden würde sie sicherlich zu nichts kommen.

Sie versorgte die Mühlengäste mit Getränken, während Konrad sich daranmachte, das Korn vor dem Mahlen abzumessen und zu sieben. Er wurde dabei von den Bauern genau beobachtet, obwohl sie den Anschein gaben, mehr an ihrer geselligen Runde als am Mahlvorgang interessiert zu sein. Auch Henrich Neuhoff, Sophies Vater, ließ den Jungen nicht aus den Augen. Erst seit Kurzem erlaubte er ihm, diese wichtige Aufgabe auszuführen, und es schlichen sich häufig Fehler ein. Wenn das der Fall war, griff Henrich sofort ein.

»Halte alles sauber getrennt«, bläute er ihm erneut ein, denn Konrad wollte schon wieder zwei Säcke von verschiedenen Gästen zusammenschütten.

Sophie schüttelte den Kopf. Dieser Junge war mit seinen Gedanken sonst wo, aber nicht bei der Arbeit. Ob aus ihm einmal ein anständiger Müller werden würde, wagte sie zu bezweifeln.

Es gab Jungs, die mit vierzehn schon deutlich reifer und verantwortungsbewusster waren als Konrad. Er hingegen benahm sich wie ein zehnjähriger Bengel, der nichts als Flausen im Kopf hatte. Vielleicht lag es daran, dass er verwaist war und so lange hatte hungern müssen, ehe Henrich sich seiner angenommen hatte.

»Sophie, machst du das Wehr auf?«, rief ihr Vater ihr über das Gelächter der Gäste zu.

Sie stieg den Hang zu der Wehranlage hinauf, die das Wasser des Mühlengrabens staute. Mit einer langen Stange stemmte sie den Schütz nach oben und beobachtete mit Genugtuung, wie das Wasser durch die Öffnung gegen die Schaufeln des Mühlrades strömte und es in Bewegung setzte; erst drehte es sich ganz langsam, dann immer schneller. Sofort begann innen das Klappern des Mühlengetriebes, gefolgt vom Rumpeln des Läufersteins.

Als sie zu den Gästen zurückkehrte, stellte Sophie verwundert fest, dass die Gespräche verstummt waren. Alle schauten den Weg entlang, wo gerade vier Gestalten aus dem Schatten der Bäume traten.

»Was wollen die denn hier?«, fragte Johann, ein Michelbacher Bursche.

»Wer ist das?«, wollte Sophie wissen. Die Männer kamen ihr nicht bekannt vor.

»Soldaten auf der Suche nach Arbeit«, erklärte Johann. »Die haben heute schon den ganzen Morgen im Dorf rumgefragt. Geh besser ins Haus, Sophie. Ich traue den Kerlen nicht.«

Sophie blieb, wo sie war. Der Krieg war vorbei und mit so vielen Menschen auf dem Hof, die ihr wohlgesonnen waren, fühlte sie sich sicher. Als die Männer näher kamen, wünschte sie sich allerdings, sie wäre doch hineingegangen. Es waren die Flegel, die sie gestern auf dem Markt gesehen hatte.

Der eine erkannte sie auch sofort und zog mit einer übertriebenen Verbeugung seinen Hut vom Kopf. »Guten Tag, hübsches Fräulein, wie nett, Euch wiederzusehen.«

»Schert euch fort, hier gibt es keine Arbeit für euch«, fuhr

Johann ihn an, ehe Sophie etwas erwidern konnte. Er war aufgesprungen und auch die anderen richteten sich auf und warfen den Männern feindselige Blicke zu. Keiner hier war gut auf Soldaten zu sprechen.

»Nur die Ruhe, wir hegen keine bösen Absichten.« Der Mann hob beschwichtigend die Hände und trat einen Schritt zurück. »Wenn wir hier etwas Köstliches zu trinken bekämen, wären wir nicht abgeneigt. Arbeitssuche macht durstig.«

So ganz überzeugten seine Worte sie nicht, doch sie war durchaus bereit, an ihm zu verdienen. »Zwei Albus für den Krug Bier. Wenn Ihr nicht zahlen könnt, gibt es nichts.«

Überraschenderweise ließen die Männer sich darauf ein, was bei den Dörflern für einige Erheiterung sorgte. Keiner klärte die vier darüber auf, dass sie alle weniger bezahlten.

Da die Bänke besetzt waren, mussten die Soldaten ihr Bier im Stehen trinken, was sie nicht zu stören schien. Sie sahen sich neugierig um und einer fragte, wo die Straße hinführte, von der sie abgebogen waren.

»Da kommt Ihr nach Widderstein. Vielleicht hat der Dormann Arbeit für Euch, es geht ja jetzt in die Heuernte.«

Das Gespräch verstummte. Einer der Soldaten begann, herumzuwandern und sich alles genau anzusehen. Erst warf er einen Blick durch das offene Tor der Mühle, bis Sophies Vater mit einem Sack Mehl auf der Schulter herauskam, den er auf dem Ochsenkarren ablad. Danach wanderte der Soldat hinauf zum Wehr, wo er sich gefährlich nahe an die Lücke zwischen Mühlenwand und Geländer stellte. Es war der Mann, den die anderen gestern getreten hatten.

»He, kommt da weg!«, rief Sophie, doch der Kerl reagierte nicht.

Seine drei Kumpanen fingen an zu lachen. »Da könnt Ihr rufen, so laut Ihr wollt, hübsches Fräulein, der hört Euch nicht. Taub wie ein Stockfisch.«

Sophie schluckte. Sie wollte auf keinen Fall, dass der Soldat in

den Mühlengraben fiel und vom Mühlrad zermalmt wurde. Er musste nur auf dem feuchten Boden ausrutschen ... Sie hastete zu ihm und zog ihn am Ärmel von der Stelle weg.

Der junge Mann sah sie überrascht an. Erst hatte sie Angst, er würde zurückweichen, doch dann folgte er ihr vom Abgrund weg.

»Geht da lieber nicht hin«, warnte sie, merkte allerdings im gleichen Moment, wie sinnlos das war. Wenn er taub war, konnte er natürlich nicht verstehen, was sie sagte. Jetzt wurde ihr auch klar, warum er gestern nicht auf die warnenden Rufe des Knechts reagiert hatte. Sie sah ihm in die Augen und las darin eine so tiefe Verzweiflung, dass es ihr die Kehle zuschnürte. Schnell wandte sie den Blick ab und bedeutete ihm mit einer Handbewegung, zu den anderen zurückzugehen.

Die empfingen ihn mit rauem Gelächter, stießen ihn zwischen sich hin und her und schlugen ihm wiederholt die Mütze vom Kopf, bis Sophie der Kragen platzte.

»Hört sofort auf damit!«, schimpfte sie. »Wenn Ihr Euch nicht anständig benehmen könnt, verschwindet!« Sie spürte, wie Johann sich an ihre Seite stellte, die Arme drohend verschränkt. Auch zwei der anderen Michelbacher waren aufgestanden.

Die Soldaten zeigten sich wenig beeindruckt, stellten jedoch die leeren Bierkrüge auf den Boden und verabschiedeten sich mit theatralisch tiefen Verbeugungen und höhnischem Gelächter. Ihren tauben Kameraden trieben sie mit weiteren Stößen und Schlägen vor sich her.

»Dass der sich das gefallen lässt«, murmelte Johann.

Etwas Ähnliches hatte Sophie auch gedacht. Der Mann sah kräftig aus und war sicher in der Lage, sich zu wehren. Ob er allerdings gleichzeitig gegen drei ankam, war fraglich.

Sobald die Soldaten außer Sichtweite waren, löste sich die Anspannung und die Gespräche wurden wieder aufgenommen.

»Habt ihr schon gehört, dass der Ölschlägers Sepp krank sein soll?«

»Was hat er denn?«

»Sie wissen es nicht genau. Fieber hat er und redet wirr, aber Beulen sind keine aufgetaucht, also ist es nicht die Pest, Gott sei Dank. Seine arme Mutter weiß sich nicht mehr zu helfen. Die Wadenwickel nützen kaum. Kann Martha nicht mal nach ihm schauen?« Der Bauer sah Sophie fragend an.

»Nach wem soll ich schauen?« Martha, die gerade mit einem Eimer Milch um die Stallecke kam, bedachte den Bauern mit einem kritischen Blick.

»Nach dem Öschlagers Sepp. Der könnte die Hilfe einer Kräuterhexe gut brauchen, glaube ich.«

»Nenn mich nicht so, du Esel. Willst du mich auf den Scheiterhaufen bringen?«, keifte Martha ihn an.

»Schon gut, schon gut! Weise Frau, die in der Kräuterkunde bewandert ist«, verbesserte er sich unter dem Gekicher der anderen.

Auch Sophie musste schmunzeln, verbarg es jedoch geschickt, indem sie die Bierkrüge einsammelte und im Waschtrog neben dem Haus ausspülte.

Martha murmelte etwas vor sich hin und spuckte auf den Boden. »Vielleicht schaue ich morgen mal nach ihm. Heute laufe ich nicht mehr nach Widderstein. Hab schon genug geschuftet.« Damit verschwand sie im Haus.

»Kaum nach Mittag und sie hat schon genug geschuftet? Arme Sophie, nachmittags bleibt alle Arbeit an dir hängen«, feixte Johann.

»Ja, bemitleide mich ruhig. Anstatt hier herumzusitzen, könntest du mir Mist in den Gemüsegarten bringen, das wäre mal eine Hilfe.« Sophie sah ihn herausfordernd an.

»Nur, wenn ich eine Belohnung bekomme«, erwiderte Johann grinsend.

Sophie ahnte, an was für eine Belohnung Johann dabei dachte. Der Bursche machte ihr schon länger schöne Augen, obwohl sie verheiratet war. Bisher war es bei harmlosem Geplänkel ge-

blieben; nur einmal hatte er sie ernsthaft gefragt, ob sie wirklich glaubte, dass Dietrich eines Tages zurückkommen würde. Vielleicht war sie verrückt, daran festzuhalten, konnte die Hoffnung allerdings nicht aufgeben. Bevor sie nicht sicher wusste, dass er tot war, würde sie weiter auf ihn warten.

»Du kriegst ein Bier umsonst«, versprach sie Johann jetzt und lachte genauso wie die anderen über sein enttäushtes Gesicht. Dass er trotzdem aufstand, eine Schubkarre mit Mist voll lud und unter dem Spott der Gruppe in den Gemüsegarten schob, hatte sie nicht erwartet.



Widderstein, 11. Juni 1649

Sophie hatte spontan beschlossen, Martha nach Widderstein zu begleiten. Die alte Magd mochte sich mit Heilpflanzen auskennen, Trost und Mitgefühl zählten allerdings nicht zu ihren Stärken. Eigentlich dauerte der Weg nur eine Viertelstunde, aber da Martha unterwegs nach Kräutern Ausschau hielt, brauchten sie deutlich länger.

Frau Ölschläger wirkte erleichtert, die beiden Frauen zu sehen. Sie sah furchtbar blass aus, hatte tiefe Ringe unter den Augen und schien seit Tagen kaum geschlafen zu haben. Sophie setzte sich zu ihr in die Küche, während Martha nach Sepp schaute. Mit fahrigten Händen verknotete die Frau ihre Schürze und strich sie immer wieder glatt, während sie Sophie ihr Leid klagte. Ihren Mann und die zwei jüngeren Söhne hatte sie in den letzten Jahren bei verschiedenen Überfällen durch feindliche Armeen verloren, während die einzige Tochter verschleppt worden war. Allein der Älteste war ihr geblieben.

»Wenn der Sepp auch noch stirbt, was wird aus mir? Ich werde elendig verhungern«, jammerte die Frau. Dicke Tränen rollten ihr über die Wangen.

»Der alte Dormann würde das sicher nicht zulassen, Frau Ölschläger. Der kennt Euch doch so lange und fände ein Plätzchen für Euch. Außerdem wird der Sepp bestimmt wieder gesund. Martha wird ihm helfen.«

»Ich glaub's nicht mehr«, flüsterte die Mutter. »Er liegt schon seit Tagen darnieder und das Fieber hätte längst sinken müssen. Er bewegt sich kaum, so schwach ist er.«

Sophie schluckte. Gab es nicht schon genug Leid? Musste ein gesunder, kräftiger Bursche wie der Sepp durch eine Krankheit dahingerafft werden? Sie schickte ein Stoßgebet in den Himmel und sagte leise: »Wenn ich irgendetwas für Euch tun kann, lasst es mich wissen.«

»Danke, Frau Gilles, Ihr seid so gut zu mir. Dass Ihr den ganzen Weg gekommen seid, nur um mit mir zu reden, ist ein großer Trost. Der Herr wird's schon richten.« Sie streckte die Hand über den Tisch und Sophie nahm sie in ihre und drückte sie.

Eine Weile saßen sie schweigend da, bis Martha aus der Kammer kam.

»Hustet er?«, fragte sie ohne Umschweife.

»Er hat viel gehustet, aber jetzt kaum noch.« Frau Ölschläger richtete sich auf und fing erneut an, ihre Schürze zu kneten.

»Hm«, machte Martha. Sie zog die Stirn kraus und suchte lange in ihrem Korb herum, den sie auf den Tisch gestellt hatte. Nacheinander nahm sie verschiedene Kräuter und kleine Töpfe in die Hand, roch am Inhalt, wiegte nachdenklich den Kopf und legte sie zurück. Schließlich entschied sie sich für einen Stoffbeutel mit einem Kräutergemisch und ein Töpfchen mit Salbe. »Reibt ihm jeden Morgen die Brust mit der Salbe ein. Dann versucht Ihr, ihn so weit aufzurichten, dass Ihr ihm auf den Rücken klopfen könnt, richtig fest, hört Ihr? Er sollte husten.«

Frau Ölschläger wurde deutlich blasser.

»Kocht ihm Tee von den Kräutern und flößt ihm so viel davon ein, wie es geht. Er muss trinken. Die Wadenwickel macht Ihr auch weiter. Mehr können wir nicht für ihn tun.«

»Wird er es schaffen?«

Martha zuckte mit den Schultern. »Wer weiß das schon.« Damit presste sie die Lippen aufeinander und wollte keinen Ton mehr sagen.

»Ich werde beten, dass die Salbe hilft«, versicherte Sophie und stand auf. Sie reichte der Frau noch einmal die Hand.

»Danke, Frau Gilles, Martha. Danke für Euren Beistand.«

Die beiden Frauen verabschiedeten sich und machten sich auf den Rückweg.

»Würde mich wundern, wenn der die Nacht überlebt«, sagte Martha, als die Mühle schon in Sicht war.

»Das habe ich mir schon gedacht«, erwiderte Sophie und seufzte tief. »Die arme Frau.«

»Nicht ärmer als die meisten hier«, brummte Martha unwirsch und bog plötzlich auf ein schmales Wiesenstück ab, das zur Wied hinunterführte. »Geh ruhig heim, ich suche noch was!«, rief sie Sophie zu und winkte knapp.

Sophie blieb etwas verduzt stehen und sah ihr hinterher. Dann lachte sie einmal kurz auf und ging weiter. Diese Frau war einfach unverbesserlich.



Sie hatte die Mühle noch nicht erreicht, da hörte sie ihren Vater rufen.

»Konrad! Wo steckst du?« Mit festen Schritten kam er den Trampelpfad herauf, der vom Wohnhaus zur Straße führte. Als er Sophie sah, blieb er stehen und stemmte die Fäuste in die Seiten. »Hast du den Bengel gesehen?«

»Nein, hier oben ist er nicht.« Sophie hätte den Jungen sicherlich bemerkt, wäre er irgendwo oberhalb der Mühle entlanggehuscht. Zwischen Michelbach und Widderstein lagen nur Felder mit wenig Versteckmöglichkeiten.

»Verflucht, der Bengel hätte schon längst aus der Schule zurück sein müssen. Wo treibt der sich bloß wieder rum?«

»Der ist bestimmt mit zum Peter nach Hause gegangen. Wofür brauchst du ihn denn?«

»Am Bunkler ist ein Stift lose, den will ich ersetzen. Er soll mir dabei zur Hand gehen.«

»Ich kann das machen, Vater.«

»Dass du das kannst, weiß ich. Der Junge soll's lernen! Nur wie

soll ich ihm was beibringen, wenn er sich dauernd davonmacht?« Er räusperte sich, schlug sich mit der Faust gegen die Brust und hustete kräftig.

Sophie ging vorsichtshalber einen Schritt zurück, denn meistens spuckte er danach. Seit er sich im Winter einen Katarrh eingefangen hatte, wurde er den Husten nicht mehr los. Das erinnerte Sophie an den Ölschläger Jungen. »Es steht nicht gut um den Sepp, meint Martha«, sagte sie. »Sie befürchtet, dass er in der Nacht stirbt.«

Henrich schüttelte betreten den Kopf. »Das ist traurig. So ein tüchtiger Junge. Die Mutter ist bestimmt untröstlich.«

»Ich habe versucht, ihr etwas Hoffnung zu machen, und sie war für meinen Besuch sehr dankbar. Auch wenn ich nichts ändern kann.«

Henrich legte den Arm um sie und drückte sie kurz an sich. »Bist ein gutes Mädchen, meine Kleine.«

Sophie musste lachen, wie jedes Mal, wenn er sie so nannte. Es hatte etwas Tröstliches, das sie nicht genau definieren konnte, vielleicht, weil es so selten vorkam.



Zu ihrer großen Überraschung fand Sophie Konrad im Schweinestall, wo er scheinbar pflichtbewusst ausmistete. Heuhalme steckten ihm in den hellbraunen Haaren und in der Schubkarre war so wenig Mist, dass er gerade erst mit der Arbeit begonnen haben konnte. Ihrem kritischen Blick begegnete er mit großen, unschuldigen Augen.

»Wo hast du gesteckt?«, fragte sie mit verschränkten Armen.

»Was meint Ihr, Frau Sophie? Ich bin doch hier im Stall und mache meine Arbeit.«

»Und warum bist du dann nicht gekommen, als mein Vater dich gerufen hat?«

»Ich hab nichts gehört.«

»Nicht?«

»Nein. Die Ferkel quieken so laut.«

Sophie musste sehr an sich halten, um angesichts der hanebüchernen Ausrede nicht zu lachen.

»Den Stall kannst du später ausmisten. Jetzt gehst du zum Müller. Der Bunkler muss repariert werden.«

»Der was?«

»Der Bunkler. Um Himmelswillen, Konrad! Du weißt immer noch nicht, was der Bunkler ist?«

Der Junge studierte verlegen seine Füße.

»Der Bunkler ist das Zahnrad, das die Königswelle antreibt.«

»Ich dachte, das wäre das Kammrad.«

»Nein, das Kammrad ist für die Mahlgänge.«

»Das große ganz oben?«

»Ja, genau. Und der Bunkler ist das etwas kleinere unten und beide sind durch die Königswelle verbunden. Merk dir das endlich! Also los, der Müller ist schon fuchsteufelswild, weil er deinetwegen nicht vorankommt.«

Konrad ließ die Forke fallen und duckte sich an Sophie vorbei.

Sie sah ihm kopfschüttelnd nach. »Natürlich, *nachdem* du die Forke und die Schubkarre aus dem Stall geholt hast. Die Schweine werden wohl kaum selbst ausmisten«, murmelte sie vor sich hin. Sie hob die Forke auf und zog die Schubkarre in die Stallgasse. Dann schloss sie die Tür und ging hinten durch den Stall hinaus in den Auslauf, wo die beiden Säue zufrieden in der Suhle lagen, während ihre acht Ferkel munter um sie herumsprangen. Was für ein Segen!

Sie stieg zwischen den Zaunlatten hindurch und ging weiter hinunter Richtung Fluss zu den Kuhweiden. Die drei Rinder mit ihren Kälbern lagen wiederkäuend im Schatten oberhalb der Furt, die zur Weide auf der anderen Seite der Wied führte. Dieses versteckte Fleckchen war der Grund, warum sie überhaupt noch Kühe hatten. Jedes Mal, wenn die Schweden über Altenkirchen und die Umgebung hergefallen waren wie ein

Heuschreckenschwarm, hatten sich die Kühe in den hintersten Winkel der Weide verzogen, wo sie auf der einen Seite von der Wied und auf der anderen vom Berghang des Pfahlbergs geschützt waren. Die Soldaten hatten sie dort nicht gesehen und sich auch nicht die Mühe gemacht, die ganze Weide abzulaufen, sondern nur das mitgenommen, was unmittelbar in und um die Mühle zu finden gewesen war. Nachdem Sophie selbst einem dieser Überfälle nur mit größtem Glück entkommen war, hatte sie so manche nasskalte Stunde bei den Kühen verbracht, immer bangend, was sie wohl vorfinden würde, wenn sie zur Mühle zurückkam. Einmal hatten die Soldaten Feuer gelegt, das ihr Vater aber gleich hatte löschen können.

»Gut, dass es vorbei ist«, flüsterte Sophie und widerstand dem Bedürfnis, sich ans Wasser zu setzen. Es gab zu viel zu tun.

Zurück in der Mühle schaute sie in die Kammer, in der sie den Mahllohn aufbewahrten. Nach dem Besuch der Michelbacher Gruppe gestern mussten mindestens fünf Metzen Getreide da sein, mehr als genug, um Brot zu backen. Mit einem Seufzer griff Sophie in einen der Säcke und ließ die Körner durch ihre Finger rieseln. Es war weniger, als sie erwartet hatte. Gott sei Dank hatten sie so viele Ferkel. Die würden ihnen gutes Geld einbringen und damit konnten sie in diesem Jahr die Pacht an den Grafen zahlen. Vielleicht konnten sie sogar ihre Schulden beim Dorfmann begleichen. Ohne seine Unterstützung hätten sie die Pacht in den letzten Jahren nicht vollständig aufbringen können.

Lautes Hämmern war aus der Mühle zu hören. Sophie nahm einen der Roggensäcke und trug ihn zum Sieb, um das Mahlgut zu reinigen. Während sie siebte, lief Konrad an ihr vorbei und kurz darauf setzte sich das Mühlrad in Bewegung.

»Kann ich mahlen?«, fragte sie ihren Vater, der mit prüfendem Blick die Mechanik der Mühle beobachtete. »Vater?«, rief Sophie deutlich lauter.

Er reagierte nicht. Erst als sie zu ihm ging und ihn anstieß, drehte er sich zu ihr um.

»Kann ich mahlen?«

»Ja, ja, mach nur. Sie summt wieder wie ein Bienchen.« Henrich lächelte zufrieden.

Sophie warf sich den Getreidesack auf den Rücken und stieg die Treppe ins obere Stockwerk hinauf. Dort leerte sie das Getreide in den Trichter und stellte sicher, dass der Rüttelschuh es gleichmäßig zwischen die Mahlsteine rieseln ließ. Die Mechanik hatte etwas zu viel Spiel und funktionierte manchmal nicht richtig. Jetzt lief jedoch alles, wie es sollte, und sie konnte sich anderen Arbeiten widmen. Bis das Mehl fertig war, würde es einen Moment dauern.

An diesem Tag blieb es ruhig auf der Mühle. Niemand kam, um sein Korn mahlen zu lassen, und Sophie genoss die Stille. Sie bereitete den Vorteig fürs Backen am nächsten Tag vor, erntete ein paar frühe Erbsen, fegte die Stube und sorgte zusammen mit Martha dafür, dass alles ordentlich war.

Die Magd war nicht lange weggeblieben. Sie wohnte in einem kleinen Anbau, wo sie ihren eigenen Ofen und ihre Kräuterküche hatte. Sophie hatte sich nach ihrer Hochzeit dafür stark gemacht, dass Martha ihr eigenes Reich bekam, denn Dietrich war ständig mit ihr aneinandergeraten und hatte über die Kräuterbüschel geschimpft, die von jedem Balken hingen. Zugegebenermaßen war auch Sophie froh, die alte Frau nicht mehr permanent um sich zu haben und ihren Haushalt so führen zu können, wie sie es für richtig hielt.

Nach getaner Arbeit setzte sie sich mit einer Tasse Tee auf die Bank vor dem Haus und lauschte dem Gesang der Amsel, die jeden Abend auf dem Giebel der Mühle saß und ihr fröhliches Lied in den Sommerhimmel schmetterte. Nach einer Weile gesellte Henrich sich zu ihr.

»Ich denke nicht, dass er wiederkommt«, sagte Henrich, nachdem sie lange schweigend nebeneinandergesessen hatten. »Du solltest dich nach einem anderen Mann umschaun. Der Johann ist ein feiner Kerl.«

Sophie atmete tief durch. »Der ist viel zu jung«, sagte sie bestimmt. »Außerdem *wird* Dietrich zurückkommen. Ich weiß genau, dass er noch lebt. Stell dir vor, er steht vor der Tür und ich bin mit einem anderen verheiratet. Was glaubst du, was dann hier los ist?«

Henrich brummte bloß. Er hatte Dietrich, der auf Arbeitssuche aus dem Rheinischen gekommen war, seinerzeit als Mitpächter aufgenommen, aus Angst, dass ihm etwas zustoßen könnte und Sophie ganz allein gewesen wäre. Dass die beiden sich ineinander verliebt hatten, war ihm nur recht gewesen und er hatte der Heirat direkt zugestimmt. Trotzdem war die Zusammenarbeit der beiden Männer nicht reibungslos verlaufen, denn mit der Ehrlichkeit hatte Dietrich es nie so genau genommen wie Henrich. Sophie hatte meistens draußen etwas zu tun gefunden, wenn der Streit wieder hochgekocht war. Das vermisste sie nicht. Aber seine Nähe und das Gefühl, zu ihm zu gehören, vor allem, wenn Männer zur Mühle kamen, das vermisste sie. Als Dietrich noch da gewesen war, hatte der alte Hauprich es nicht gewagt, anzügliche Bemerkungen zu machen.

Sophie sah hinüber zu den Bäumen, als würde dort jeden Moment die vertraute Gestalt ihres Mannes auftauchen.

Ach Dietrich, wo steckst du nur?, dachte sie wehmütig.

Würde er jetzt dort aus dem Schatten treten, sie würde ihm wie der Wind entgegenlaufen und ihm um den Hals fallen. Eines Tages würde er kommen, ganz sicher. Etwas anderes kam gar nicht infrage.



Michelbacher Mühle, 12. Juni 1649

Sophie war gerade dabei, ihre Brote aus dem Backes zu holen, als drei Kinder in den Hof gelaufen kamen.

»Der Ölschlägers Sepp ist tot!«, riefen sie schon von Weitem.
»Kommt zur Totenwache! Am Montag ist Beerdigung! Der Ölschlägers Sepp ist tot!«

Die drei rannten weiter Richtung Michelbach.

Sophie wischte sich den Schweiß von der Stirn und sah ihnen hinterher. Martha und Konrad waren ebenfalls in den Hof gekommen, nur Henrich hatte vermutlich wieder nichts gehört. Mit seinen Ohren wurde es immer schlimmer.

»Ich hab's ja gesagt«, bemerkte Martha mit einem Schulterzucken und verschwand im Haus.

Konrad machte schon Anstalten, hinter den Kindern herzu-
rennen, doch Sophie drohte ihm mit dem Brotschieber. »Du bleibst da, Freundchen! Geh, sag dem Müller Bescheid, dass wir später nach Widderstein müssen.«

Der Junge zog den Kopf zwischen die Schultern und trollte sich.



Sie konnten erst am frühen Abend nach Widderstein aufbrechen, da noch Kunden zum Mahlen gekommen waren. Sophie hatte ein Brot und einen Kuchen für Frau Ölschläger eingepackt, um sie beim Totenmahl zu unterstützen. Konrad war der Einzige, dem der Ausflug Freude zu bereiten schien. Er hüpfte vor ihnen her

und piff ein fröhliches Lied, bis Henrich ihn anfuhr, dass ein Besuch zur Totenwache kein Volksfest war.

Sophie vermutete allerdings, dass der Junge es als genau das betrachtete. Er musste nicht arbeiten, kam von der Mühle weg und traf einen Haufen Leute. Da er den Toten nicht näher gekannt hatte, gab es für ihn keinen Grund zu trauern.

»Vergiss ja nicht, der Frau Ölschläger dein Beileid auszusprechen«, ermahnte sie ihn.

»Ja, ja, mach ich schon.«

Als sie im Trauerhaus ankamen, war die Leiche schon in der Stube aufgebahrt. Frau Ölschläger saß wie ein Häufchen Elend neben ihrem Sohn und wischte sich alle paar Minuten mit einem großen Taschentuch die Tränen ab. Hinter ihr standen zwei Kerzen und ein Kreuz auf einem Schemel. Alle anderen Möbel waren aus der Stube entfernt worden, um in dem kleinen Raum genug Platz für die Besucher zu schaffen.

Frau Ölschläger nahm die Beileidsbekundungen wie betäubt entgegen. Sie sagte kein Wort, nickte bloß und stierte auf die Beine ihres Sohnes, der in seinen Sonntagskleidern dalag. Sie wirkten seltsam groß an dem leblosen Körper. Leises Murmeln drang aus den Ecken des Raumes, wo die Besucher in kleinen Gruppen für den Toten beteten.

Während ihr Vater sich dazu gesellte, brachte Sophie ihre Gaben in die Küche, wo sie auf Elßgen traf.

»Ist das nicht furchtbar?«, rief Elßgen, sobald sie Sophie sah.

Die beiden Freundinnen umarmten sich.

»Die arme Frau steht völlig neben sich. Wir haben ihn heute in der Früh zurechtgemacht, meine Mutter, die Nachbarin und ich. Sie war zu nichts in der Lage, saß die ganze Zeit nur daneben. Sie tut mir so leid.«

»Ja, mir auch. Werdet ihr sie aufnehmen?« Sophie stellte Brot und Kuchen auf den Tisch.

»Ach, Sophie, ich weiß, jeder erwartet das von uns. Ganz ehrlich? Wir können nicht den ganzen Westerwald bei uns aufneh-

men. Sie hat ihr Stückchen Land und die Ziegen. Sie kann sich versorgen. Sie muss es nur tun.«

Sophie seufzte. Elßgen hatte nicht ganz unrecht. Seit ihr Mann gestorben war, hatte Frau Ölschläger aufgehört, ihren Ziegenkäse herzustellen, den sie immer gut verkaufen oder gegen andere Lebensmittel hatte eintauschen können. Sie schien jegliche Hoffnung aufgegeben zu haben und daran würde der Tod ihres Sohnes mit Sicherheit nichts ändern. Sophie schluckte den Kloß herunter, der sich in ihrem Hals gebildet hatte. Diese Art der Hoffnungslosigkeit war ihr leider allzu vertraut. Den Tod ihrer Mutter, als sie vierzehn gewesen war, hatte sie mit dem Rückhalt ihres Vaters und ihrer älteren Schwester ganz gut verkraftet, doch ihre beiden Kinder ...

Sophie schüttelte sich kurz und schob die Gedanken beiseite. Lieber ging sie Elßgen zur Hand und versorgte die Trauergäste mit Getränken. »War der Pfarrer schon da?«, fragte sie.

»Ja, der kam schon nach Tagesanbruch. Eigentlich hatte er sehen wollen, wie es dem Sepp geht, aber da war er schon tot. Wenn ihr möchtet, könnt ihr gleich mit zu uns kommen und etwas zu Abend essen. Wir haben sicher genug, Anna Maria hat reichlich gekocht.«

»Sehr gern, ich frage gleich Vater, ob er mitkommen möchte. Martha wird bestimmt wieder den ganzen Abend Schauer geschichten erzählen, da kann ich gut drauf verzichten.« Sophie verzog das Gesicht und konnte Elßgen ansehen, wie sie sich das Lachen verkniff. Sie wandte sich schnell ab. Gelächter bei der Leichenschau war nun wirklich nicht angebracht.

Die nächsten Stunden kämpfte Sophie mit ihrer widersprüchlichen Gemütslage. Einerseits spürte sie die Trauer und Schwere angesichts des Verlustes eines jungen Lebens, andererseits war ihr weder Sepp noch Frau Ölschläger besonders nahe gewesen, sodass sie wirklich aufpassen musste, nicht in ihre üblichen Albernheiten mit Elßgen zu verfallen. Auch deren Anwesenheit zeugte mehr von Pflichtbewusstsein als betroffener Anteilnahme.

Sobald sich andere Nachbarinnen fanden, die die Aufgaben in der Küche übernahmen, verabschiedeten sich die beiden Frauen und machten sich auf den Weg zum Hof der Dormanns.

Der Müller hatte es vorgezogen, mit Martha und Konrad nach Hause zu gehen, und Sophie freute sich auf ein bisschen angenehme Ablenkung. Sie hakte sich bei Elßgen ein. »Da sehen wir uns schon zum zweiten Mal diese Woche. Was für ein unerhörter Luxus!«

»Ja, also wirklich, Sophie, man wird dir nachsagen, dass du deine Pflichten vernachlässigst«, schalt Elßgen sie mit gespielter Strenge.

»Nein, sag nicht so was! Ich drehe auf der Stelle um.«

Elßgen zog sie ungerührt mit sich. »Nichts da. Du arbeitest sowieso viel zu viel. Nie gönnst du dir was. Selbst am Sonntag hältst du keine Ruhe, dabei ist das eine Sünde.«

»Ich gehe doch in die Kirche!«, warf Sophie empört ein.

»Ja, und Gott sei Dank herrscht beim Pfarrer Ordnung, sonst würdest du da auch aufräumen!« Elßgen wedelte anklagend mit dem Zeigefinger vor Sophies Nase herum.

»Jetzt übertreibst du aber wirklich«, kicherte Sophie.

»Tue ich das? Wir werden ja sehen, was passiert, wenn du gleich in unsere Küche kommst. Ich wette, du schiebst wieder die Teller im Regal zurecht, dass sie schön in einer Reihe stehen.«

Sophie schwieg wohlweislich. Sie hatte das tatsächlich schon getan. Es störte sie einfach, wenn Dinge nicht ordentlich aufgereiht waren. Auf ihrem Küchenregal zeigten die Henkel der Krüge alle in eine Richtung. Und Marthas Kräuterbüschel hatte sie früher auch immer umgehängt, damit sie alle gleichmäßige Abstände zueinander hatten. Schlimm genug, dass die Pflanzen unterschiedlich lang waren.

Elßgen amüsierte sich offensichtlich prächtig über Sophies Schweigen, was sie ihr jedoch nicht krummnehmen konnte. Sie belächelte ihre Ordnungswut oft genug selbst.

»Ich muss dich übrigens vorwarnen«, bemerkte Elßgen, als sie

sich dem Gehöft näherten. »Der Flegel vom Markt arbeitet bei uns als Erntehelfer, natürlich mit seinen Soldatenfreunden. Mein Vater meinte zwar, nach der Heuernte würde er sie weiterschicken, aber im Moment sind sie erst mal da.« Als sie Sophies Gesicht sah, fügte sie hinzu: »Keine Sorge, die werden es nicht wagen, dir etwas zu tun. Unsere Leute bewachen sie strengstens, anders kann ich es nicht nennen. Keiner traut denen über den Weg.«

»Arbeiten sie wenigstens tüchtig?«, wollte Sophie wissen.

»Na ja, fleißig ist anders. Es sind vier Paar Hände mehr, das merkt man schon am Ende des Tages. Bis die Beerdigung vorbei ist, werden wir das Heu in der Scheune haben. Hoffentlich hält das Wetter. Der Schultheiß hat schon gefragt, ob die das Grab für den Sepp schaufeln können.«

Die Frauen hörten schon von Weitem Stimmengewirr und Gelächter aus dem Hof der Dormanns dringen. Bei dem schönen Wetter hatten die Knechte und Mägde aus ein paar Brettern und Baumstümpfen Tische und Stühle gebaut und genossen ihren wohlverdienten Feierabend im Freien. Sophie entdeckte drei der Soldaten am Ende eines Tisches. Der vierte war nirgends zu sehen. Sie und Elßgen grüßten in die Runde, hielten sich jedoch nicht auf, sondern gingen gleich nach drinnen, ehe der Flegel eine freche Bemerkung machen konnte.

»Oh, die haben ganz ordentlich reingehauen«, stellte Elßgen mit einem Blick in den großen Topf fest, der über dem Herdfeuer hing. »Keine Angst, wir werden noch satt.« Sie füllte zwei Schalen mit dem deftigen Eintopf und setzte sich mit Sophie an den Tisch. »Oder möchtest du lieber draußen essen?«

Sophie schüttelte den Kopf. »Nein danke, nach dem ganzen Trubel bei Frau Ölschläger ist es mir lieber, wenn wir ein bisschen für uns sind.«

»Ganz meine Meinung.«

»Wo ist eigentlich der Vierte?«, fragte Sophie, nachdem sie ihre Schale fast geleert hatte. Anna Maria war eine hervorragende Köchin.

»Der Vierte?« Elßgen sah sie verwirrt an.

»Der vierte Soldat, der Taube. Ich habe draußen nur drei gesehen.«

»Ach, der hält sich beim Essen meist abseits. Da hat er mal einen Moment Ruhe. Die anderen gängeln ihn ständig. Ich habe mich schon gefragt, warum er überhaupt bei denen bleibt, so grausam, wie sie ihn behandeln.«

»Der arme Kerl«, sagte Sophie leise. »Vielleicht käme er auf sich gestellt gar nicht zurecht, wo er nichts hört.«

»Das dachte ich auch zuerst. Allerdings glaube ich eher, dass die drei es nicht zulassen. Eine unserer Mägde hat mir erzählt, dass sie ihn heute bei der Mittagspause auf dem Feld so sehr getriezt haben, dass er geschrien und um sich geschlagen hat und weggelaufen ist. Sie hat gesagt, er klang wie ein wütendes Tier, richtig gruselig.«

Sophie vergaß für einen Moment weiterzuessen. »Und dann?«, fragte sie mit großen Augen.

»Die drei sind hinter ihm her, haben ihn eingefangen und brutal geschlagen, bis mein Vater mit ein paar Knechten eingegriffen hat. Ich glaube, sie halten ihn regelrecht gefangen und er kann nicht um Hilfe bitten, weil er nicht reden kann.«

»Du hast doch gesagt, er hat geschrien«, warf Sophie ein. Ihr wurde ganz mulmig zumute. Angesichts dieser Geschichte verstand sie den verzweifelten Ausdruck nur zu gut, den sie in seinen braunen Augen gesehen hatte.

»Ja, schon, aber er hört nichts. Die Soldaten sagen, er sei Kanonier gewesen und eine Explosion habe sein Gehör zerstört. Man versteht nichts, wenn er versucht zu sprechen. Es klingt wirklich schaurig.«

»Könnt ihr ihn nicht aufnehmen?« Noch ehe Sophie die Frage ganz ausgesprochen hatte, fiel ihr ein, dass sie die heute ganz ähnlich schon einmal gestellt hatte. »Nein«, antwortete sie sich selbst, »ihr könnt nicht den ganzen Westerwald aufnehmen, ich verstehe schon. Bekommt er wenigstens genug zu essen?«

Elßgen seufzte. »Das weiß ich ehrlich gesagt nicht so genau.«
Sofort sprang Sophie auf. »Komm, wir machen ihm eine Schale voll und suchen ihn.«

»Jetzt iss erst einmal auf«, bremste Elßgen sie schmunzelnd.
Sophie setzte sich wieder hin.

»Du kommst am Johannistag zu uns, nicht wahr? Ich erlaube nicht, dass du in Michelbach feiern gehst.«

»So? Vielleicht will ich gar nicht feiern«, erwiderte Sophie, während sie den Rest ihres Eintopfs löffelte.

»Sei doch nicht albern.«

Sophie grinste Elßgen verschmitzt an. »Nein, du hast recht, ich komme auf jeden Fall. Ich muss unbedingt sehen, mit wem du über das Feuer springst. Hast du den Rentmeister eingeladen?«
Sie zog schnell genug den Arm weg, um dem Schlag ihrer empörten Freundin auszuweichen.

»Wir wollen ja mal sehen, mit wem *du* übers Feuer springst, um dein Liebesglück zu besiegeln. Der Johann bleibt bestimmt nicht in Michelbach, wenn du hier bist.«

»Ich springe gar nicht übers Feuer. Du weißt, dass ich von solch abergläubischen Dingen nichts halte. Wollen wir jetzt nachsehen, wo der Taube ist?«

»Ach, du gibst ja sowieso keine Ruhe«, brummte ihre Freundin und füllte eine weitere Schale. »Hier. Ich könnte mir denken, dass er bei der Eiche hinter der Scheune ist.«

Die beiden Frauen gingen nach draußen, wo Elßgen von zwei Mägden aufgehalten wurde. Aus dem Augenwinkel sah Sophie, dass die drei Soldaten nach wie vor am Tisch saßen und ihren Kameraden für den Moment vergessen zu haben schienen. Sie folgte Elßgens Hinweis und fand den Tauben tatsächlich unter dem Baum sitzend und in die Ferne starrend.

Das Anwesen der Dormanns lag oben auf dem Herzberg und war früher einmal eine Burg gewesen. Die Bevölkerung im Umkreis hatte oft Zuflucht hinter den Zäunen gesucht, wenn die Soldaten plündernd und brandschatzend durch die Dörfer gestreift

waren. An manchen Stellen sah man noch die verkohlten Überreste ausgebrannter Häuser, wenn man den Blick über die umliegende Gegend schweifen ließ.

Die Sonne neigte sich schon dem Horizont entgegen und färbte den Sommerhimmel in zarte Pastelltöne. Sophie ging einen kleinen Bogen, damit der Soldat eine Chance hatte, sie zu bemerken, und sich nicht erschreckte. Sobald er sie sah, rappelte er sich auf und wollte schon weggehen, doch sie winkte ihm zu und hielt die Schale hoch. Verwundert hielt er inne, bis sie vor ihm stand und ihm das Essen reichte.

Ein Veilchen zierte sein linkes Auge und ein Riss in seiner geschwollenen Lippe zeugte von den Schlägen, von denen Elßgen berichtet hatte. Der Anblick machte Sophie wütend und gleichzeitig hilflos. Zu gern hätte sie ihm ein paar tröstende Worte gesagt, aber selbst das war nicht möglich. Ein Lächeln musste genügen.

Er sah ihr lange in die Augen, ehe er die Schale nahm. Zu sagen, er hätte ihr Lächeln erwidert, wäre eine Übertreibung gewesen, dennoch spürte sie deutlich, dass ihre kleine Geste der Freundlichkeit ihm unendlich guttat. Schließlich wandte er sich ab, lehnte sich an den Baum und begann zu essen.

Zögernd ging Sophie zurück in den Hof. Es war fast, als würde die Einsamkeit dieses Mannes sie zurückhalten und ihre Nähe einfordern. Als sie über die Schulter schaute, war sein Blick in die Ferne gerichtet. Er sah ihr nicht nach.

»Hast du ihn gefunden?«, fragte Elßgen, als Sophie wieder bei ihr war, und redete gleich weiter, ohne auf eine Antwort zu warten: »Du musst nach Hause, sonst gerätst du in die Dunkelheit. Soll ich einen Knecht mitschicken?«

»Nein, lass nur. So schnell dämmt es nun auch wieder nicht. Schade, dass wir nicht mehr Zeit hatten, aber es war trotzdem schön. Danke für das Essen!«, verabschiedete sich Sophie und lief zügig den Berg hinunter.

»Bis bald!«, rief Elßgen ihr hinterher.

Sophie drehte sich noch einmal um und winkte. Nicht nur Elßgen winkte zurück, auch der Soldat unter dem Baum hob die Hand. Sophie lachte überrascht auf. Eine wohlige Wärme begleitete sie auf dem Heimweg, die sie so schon lange nicht mehr verspürt hatte.



Altenkirchen, 13. Juni 1649

Sophie hatte Schwierigkeiten, der Predigt des Pfarrers zu folgen, denn neben ihr gähnte Konrad ununterbrochen. Es störte sie gewaltig und sie hatte ihm schon mehr als einmal den Ellbogen in die Seite gestoßen, was aber nichts nützte.

»Jetzt reiß dich mal zusammen«, zischte sie ihm zu und hoffte inständig, dass sie damit nicht andere Gläubige ablenkte. Mit brennenden Wangen sah sie, wie sich einige Köpfe in ihre Richtung drehten, während Konrad nur mit den Schultern zuckte. Sophie schaute stur geradeaus und bemühte sich, wenigstens dem letzten Teil der Predigt zu folgen. Es war aussichtslos. Sie hatte schlecht geschlafen, denn ihr Vater hatte im Nebenzimmer die halbe Nacht gehustet. Irgendwann war sie aufgestanden, hatte das Feuer in der Küche angefacht und ihm eine Tasse von dem Saufenchelsaft aufgewärmt, den Martha ihm regelmäßig zubereitete. Sie hatte großzügig einen Löffel kostbaren Honig hineingerührt, um den widerlichen Geschmack zu mildern, und bei ihm gesessen, bis er die Tasse in kleinen Schlückchen leer getrunken hatte. Danach war es endlich besser geworden.

Nun saß er allerdings mit geschlossenen Augen auf der anderen Seite neben ihr und auch ihn stieß sie immer wieder an, damit er nicht einschlief. Sophie seufzte. Sie hatte sich eigentlich darauf gefreut, im Gottesdienst ein wenig zur Ruhe zu kommen und ihre aufgewühlten Gedanken zu ordnen, doch unter diesen Umständen war das nicht möglich.

Sobald das letzte Lied verklungen war, wurde Konrad plötzlich hellwach und verschwand schneller nach draußen, als Sophie ihn

aufhalten konnte. Zu allem Überfluss bat Pfarrer Altgelt sie und Henrich, noch einen Moment zu verweilen, da er etwas mit ihnen bereden wollte. Sie mussten also warten, bis sich auch der letzte Kirchenbesucher von ihm verabschiedet hatte, woraufhin er sich ihnen mit besorgter Miene zuwandte.

»Ich muss Euch leider mitteilen, dass unser Schulmeister Konrads Anwesenheit zu häufig vermisst. Es geht nicht an, dass Ihr den Jungen zur Arbeit festhaltet, auch wenn er Euer Lehrling ist, Herr Neuhoff. Er muss die Schule besuchen.«

Henrich lief rot an. »Wir schicken ihn jeden Morgen zur Schule, und zwar zeitig, dass er nicht zu spät kommt«, erwiderte er wütend und sah sich um, ob er den Übeltäter irgendwo entdeckte.

»Nun, wenn das so ist, solltet Ihr ein ernstes Wort mit ihm reden. Der Schulmeister verlangt eine Strafzahlung, wenn er das nächste Mal fehlt, drei Albus in den Almosenkasten.«

Henrich schnappte regelrecht nach Luft. »Wenn das so kommt, Herr Pfarrer, dann werde ich ihm das von seinem Lohn abziehen, das wird ihm hoffentlich eine Lehre sein. Sagt mir nächste Woche unbedingt Bescheid, ob er noch einmal geschwänzt hat. Da tut man seine Christenpflicht an dem Jungen und wie zahlt er es einem zurück? Nichts als Ärger hab ich mit ihm.«

Der Pfarrer schaute schon freundlicher. »Dass Ihr ihn aufgenommen habt, rechne ich Euch hoch an, Herr Neuhoff, versteht mich da nicht falsch. Ein bisschen mehr Zucht wird den Jungen schon auf den rechten Weg bringen.«

Die Nachricht hatte Henrich gründlich die Laune verdorben und auch Sophie war alles andere als erfreut. Insgeheim machte sie sich Vorwürfe, dass sie dem Jungen aus Mitleid zu viel hatte durchgehen lassen. Ab jetzt würde ein anderer Wind wehen. Sie sah ihrem Vater an, dass er zu einem ähnlichen Entschluss gekommen war.

Obwohl die Müller lange im Gespräch mit Bekannten vor der Kirche standen, tauchte Konrad nicht wieder auf. Sie machten

sich schließlich ohne ihn auf den Heimweg. Bis Michelbach waren sie in guter Gesellschaft. Danach gingen sie allein weiter.

»Der Bengel kriegt eine ordentliche Abreibung von mir, das kannst du mir glauben«, brummte Henrich vor sich hin, sobald sie sich von den Michelbachern verabschiedet hatten.

»Damit treibst du ihn bloß noch weiter weg«, warf Sophie ein. »Wir müssen mit ihm reden und ihm aufzeigen, welche Konsequenzen es für ihn hat, wenn er so weitermacht.«

»Du glaubst doch nicht im Ernst, dass der dir zuhört?« Henrich lachte bitter.

»Der wird schon zuhören, wenn es anfängt, unangenehm zu werden. Geht er nicht zur Schule, halbieren wir seine Essensration. Erscheint er nicht pünktlich zur Arbeit oder macht seine Aufgaben nicht ordentlich, gibt es Stubenarrest oder Strafarbeiten.«

»Pah, Strafarbeiten! Die macht er dann genauso wenig wie seine reguläre Arbeit. Glaub mir, Sophie, bei solchen Jungs hilft nur eine Tracht Prügel. Das hat mein Vater so gehalten und jeder Vater, den ich kenne.«

»Mich hast du nie geschlagen«, bemerkte Sophie spitz.

Henrich lachte auf. »Das brauchte ich auch nicht, du warst ja immer ein braves Mädchen. Die Margret hat ein paar Mal den Hosenboden voll gekriegt, aber du nicht.«

»Glaubst du, sie kommt uns bald mal besuchen? Sie war schon ewig nicht da. Warum sie wohl heute nicht in der Kirche war?«

Sophie vermisste ihre ältere Schwester öfter, als sie zugeben wollte. Margret hatte nach Mammelzen geheiratet, was lediglich auf der anderen Seite des Höhenwegs lag. Den gut einstündigen Fußmarsch nahm man allerdings nur auf sich, wenn man einen triftigen Grund hatte. Das war etwas anderes, als mal eben nach Widderstein oder Michelbach zu laufen.

»Wenn sie die Woche nicht vorbeischaud, gehen wir sie am nächsten Sonntag besuchen.«

Sophie lächelte ihn dankbar an. »Ja, das machen wir.«



Vergeblich hielt Sophie nach Konrad Ausschau. Sie hätte den Jungen gern beiseitegenommen, um mit ihm zu reden, bevor der Zorn des Müllers sich über ihn ergoss. Doch je länger er fortblieb, desto wütender wurde sie selbst und verwarf schließlich ihr Ansinnen. Stattdessen beschloss sie, auf Elßgen zu hören und sich am Sonntag etwas Ruhe zu gönnen, nachdem ihr diese während des Gottesdienstes verwehrt geblieben war.

»Ich werde einen kleinen Spaziergang machen«, sagte sie ihrem Vater, der mit einer Pfeife und einem Krug Bier auf der Bank vor dem Haus saß und sich die Sonne auf den Bauch scheinen ließ, wie er es immer nach dem Gottesdienst tat, sofern das Wetter es erlaubte.

»Ja, mach das nur«, erwiderte er träge um den Stiel seiner Pfeife herum. Seine Wut auf Konrad schien verflogen zu sein, was sich wahrscheinlich schlagartig ändern würde, sobald er den Jungen zu Gesicht bekam.

Sophie stieg zum Wehr hinauf und warf einen prüfenden Blick in das gestaute Wasser des Mühlgrabens. Manchmal brachen größere Äste von den Weiden entlang des Grabens ab und behinderten den Schütz. Das war heute jedoch nicht der Fall und Sophie schlenderte hinüber auf die Wiese, die zwischen Mühlgraben und Wied lag und als Heuwiese genutzt wurde. Sie atmete tief die warme, würzige Sommerluft ein und schaute nach rechts zum Pfahlberg hinauf. Dort oben verlief der andere Höhenweg, auf dem sie die letzten Jahre endlose Kolonnen von Soldaten mit ihren Wagen, Kanonen, Pferden und dem Fußvolk hatte vorbeiziehen sehen. Zum Glück lag die Mühle flussaufwärts von der Furt. Die Altenkirchener hatten oft tagelang nur braunes Wasser gesehen, aufgewühlt von hunderten von Füßen.

Im kühlen Schatten der Bäume am Fluss setzte Sophie sich auf einen größeren Stein. Die Wied machte davor einen Schlenker und in der Kurve hatte sich ein tiefes Becken gebildet. Daneben

stand eine alte Eiche, deren Wurzeln zum Teil unterspült waren. An ganz heißen Tagen ging sie hier baden und nutzte die Wurzeln, um sich festzuhalten. Auf der anderen Seite der Eiche lagen zwei weiße Steine im Gras.

Hier hatte Sophie ihre Kinder begraben. Sie hatte sie früh verloren, das eine im dritten, das andere im vierten oder fünften Monat, ganz genau wusste sie es nicht. Jedenfalls so früh, dass man ihr die Schwangerschaften noch nicht angesehen hatte. Die Abgänge waren von schmerzhaften Krämpfen und starken Blutungen begleitet gewesen. Sophie hatte es nicht über sich gebracht, alles wie einen gewöhnlichen Nachttopf in den Fluss zu entleeren. Martha hatte sich überraschend einfühlsam gezeigt und ihr geholfen, an dieser abgeschiedenen Stelle eine Ruhestatt einzurichten.

Nach der ehrlichen Freude, die er gezeigt hatte, als Sophie ihm gesagt hatte, dass sie schwanger war, waren Dietrichs Reaktionen auf die Fehlgeburten vernichtend gewesen. Er hatte ihr Vorwürfe gemacht, als hätte sie die Kinder mit Absicht verloren. Einmal hatte er sie sogar mit betrunkenem Kopf beschuldigt, mit Marthas Hilfe die Kinder getötet zu haben, damit er keine Nachkommen bekäme. Kurz darauf war er verschwunden und Sophie hatte vom Rentmeister erfahren, dass er sich einem Trupp Soldaten angeschlossen hatte.

Sie stand auf, kniete sich vor die Steine und strich mit der Hand darüber. Keine Namen oder Daten standen darauf, aber sie kam regelmäßig her und büstete Dreck und Moose von der Oberfläche, damit die Steine schön weiß blieben. Als hätte sie mit jedem Mal eine weitere Schicht der Trauer weggeschrubbt, war die Stelle inzwischen für sie zu einem Ort des Friedens geworden. Ihr Mann hatte sich in seiner Trauer nicht anders zu helfen gewusst, als ihr Vorhaltungen zu machen. Mit diesem Gedanken hatte sie sich getröstet, auch in Bezug auf sein Verschwinden. Viele Nachbarn und Freunde hatten ihm damals angekreidet, dass er Sophie einfach im Stich gelassen hatte, anstatt ihr beizustehen, doch sie

hatte ihn in Schutz genommen. Er hatte sie bestimmt nicht im Stich gelassen, sondern brauchte nur Zeit, um alles zu verarbeiten. Sicher würde er bald zu ihr zurückkehren und sich bei ihr entschuldigen, geläutert von den Gräueln des Krieges.

Sophie kehrte zu ihrem Sitzplatz zurück und schaute auf die glitzernden Wellen der Wied. Eine sanfte Brise bewegte die Blätter über ihrem Kopf und kitzelte sie mit ihren eigenen Haaren im Nacken. Das leise Plätschern des Wassers und das fröhliche Gezwitzcher der Vögel in den Zweigen rings um sie her trieben allmählich die Gedanken aus ihrem Kopf, bis sie endlich ihre innere Ruhe wiederfand. Die würde sie brauchen, um die nächsten Tage durchzustehen. Weder die Situation mit Konrad noch die Beerdigung morgen waren leicht zu bewältigen.

Als sie zurückkam, fegte Martha wirbelnde Staubwolken aus der Tür ihrer Behausung. Die alte Frau kam selten mit in die Kirche, egal wie oft der Pfarrer sie dafür rügte, wenn sie sich mal über den Weg liefen. Normalerweise genoss sie die sonntägliche Ruhe in ähnlicher Weise wie Sophies Vater. Ihr jetziger Arbeits-eifer deutete darauf hin, dass etwas vorgefallen war, was ihren Unmut erregte.

Anstatt sie zu fragen, ging Sophie ins Haus. Sie fand Henrich mit finsterer Miene am Esstisch sitzend. Sobald er sie sah, machte er seinem Ärger Luft.

»Dieser Bengel hat tatsächlich die Dreistigkeit besessen zu behaupten, er hätte die Schule nicht geschwänzt! Als ob der Pfarrer lügen würde! Erst als ich ihm ordentlich eins hinter die Löffel gegeben und ihm die Lohnkürzung angedroht habe, da war er auf einmal ganz kleinlaut und hat gejammert und geheult, dass es nie wieder vorkommt! Pah.« Henrich schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

»Wo ist er jetzt?«, fragte Sophie, goss sich etwas zu trinken ein und setzte sich zu ihm.

»In seiner Kammer. Hab ihm gesagt, er braucht da heute nicht mehr rauskommen.«

»Dann bringe ich ihm nachher etwas zu ...«

»Das wirst du schön bleiben lassen! Der Junge kann ruhig mal einen Abend Hunger schieben, um sich daran zu erinnern, wie das ist. Das macht ihn vielleicht etwas dankbarer.«

»Vielleicht.« Sophie seufzte. Ihr war das schmerzhafteste Stechen im Bauch noch allzu vertraut, doch sie widersprach ihrem Vater nicht. Sie war sich ziemlich sicher, dass Konrad einen Notvorrat in seiner Kammer hatte.

»Was macht dein Husten? Soll ich dir einen Tee aufbrühen?«, wechselte sie das Thema.

Henrich winkte ab und stand auf. »Ich gehe die Schweine füttern. Deck du schon mal den Tisch, wir essen heute etwas früher. Morgen wird ein langer Tag.«



Konrad schlurfte mit hängenden Schultern hinter Sophie und ihrem Vater her. Henrich hatte am Morgen kein Wort mit dem Jungen geredet, Sophie jedoch nicht wieder davon abgehalten, ihm etwas zu essen zu machen. Tröstende Worte hatte sie nicht für ihn gefunden; zu sehr war sie in Gedanken bei der bevorstehenden Beerdigung gewesen.

Martha war schon früh nach Widderstein aufgebrochen, was Sophie ihr hoch anrechnete. Sie selbst ging davon aus, bis in den späten Nachmittag bei der Bewirtung der Trauergäste zu helfen, denn Frau Ölschläger war sicher nicht dazu in der Lage.

Auf halbem Wege nach Widderstein wurden sie von einem Wagen eingeholt. Die Michelbacher rückten zusammen und boten ihnen an mitzufahren, was sie sehr gern annahm. Sophie hatte schon befürchtet, sie würden zu spät kommen, weil ihr Vater, kurz bevor sie los wollten, in seiner Kammer verschwunden und eine halbe Ewigkeit nicht wieder herausgekommen war. Als er endlich mit dem Nachtopf in der Hand auftauchte, hatte sie sich jeglichen Kommentar verkniffen und

sich damit begnügt, Konrad zu rufen. Wenigstens der war sofort zur Stelle gewesen.

Der Trauerzug hatte das Haus der Ölschlägers schon verlassen, als sie dort ankamen, und sie sahen die Sargträger bedächtigen Schrittes die Straße entlanggehen. Die Müller stiegen zusammen mit den Michelbachern vom Wagen und schlossen sich der Traube von Nachbarn an, die der weinenden Mutter in Begleitung des Pfarrers zum Friedhof folgten.

Zum Glück war der Weg nicht weit. Das Haus der Ölschlägers lag am Rande des Dorfes, nur ein kurzes Stück vom Friedhof entfernt, sodass die Sargträger trotz der herrschenden Schwüle keine Pause einlegen mussten. Der Himmel war von einer leichten Wolkendecke verhangen, hinter der eine bleiche Sonne nicht ganz verborgen war. Die Luft war so drückend, dass man das Gefühl hatte, sie mit einem Messer schneiden zu können. Henrich schnaufte lautstark neben Sophie her und wischte sich alle paar Minuten den Schweiß von der Stirn.

Am Friedhof angelangt traten sie in den Schatten der Hecke, wo Henrich sich an einen Grabstein lehnte und keuchend nach Luft rang.

»Ich habe leider nichts zu trinken mitgebracht«, flüsterte Sophie ihm entschuldigend zu und hoffte inständig, dass er keinen Hustenanfall bekam. Das würde Frau Ölschläger sicher in ihrer Trauer stören. Ihr Vater winkte ab und bedeutete Sophie mit einem Nicken, sich zu den anderen zu gesellen.

Sie stand eine ganze Weile mit gesenktem Blick da und lauschte den Worten des Pfarrers, der seine Gebete über den Toten sprach. Erst als der Sarg in den Boden gelassen wurde, sah sie sich um. Neben dem Grab war nicht nur ein Haufen Erde, sondern auch eine Ansammlung größerer Steine. Die Soldaten hatten sicher ordentlich Mühe gehabt, das Grab auszuheben. Sophie entdeckte sie am äußersten Ende des Friedhofes, wo sie sich unter einem Baum ausruhten. Auf die Entfernung konnte sie es nicht genau erkennen, aber es hätte sie nicht gewundert, wenn der Taube am

abgekämpftesten gewesen wäre. Die anderen hatten ihn mit Sicherheit die meiste Arbeit machen lassen. Wenigstens verhielten sie sich jetzt ruhig und ärgerten ihn nicht.

Lautes Weinen holte Sophies Aufmerksamkeit zum Grab zurück. Frau Öschlärer warf eine Schaufel voll Erde auf den Sarg und musste dabei von zwei Nachbarinnen gestützt werden. Sie führten sie zur Seite, vielleicht aus Angst, dass sie sich selbst in die Öffnung stürzen würde. Nach und nach nahm jeder am Grab von dem Toten Abschied und folgte dann der weinenden Mutter zurück zum Haus.

Als Sophie ihr Gebet gesprochen hatte, stand plötzlich Johann neben ihr und bot ihr schüchtern den Arm an. »Darf ich dich zum Haus zurückbegleiten?«, fragte er, wobei sein Blick zu den Soldaten wanderte, die sich vom Boden erhoben hatten und auffällig interessiert in Sophies Richtung schauten.

Sie schluckte. »Sehr gern«, sagte sie und hakte sich bei ihm ein.

»Die haben hier erst mal noch zu tun. Sie sollen nämlich das Grab schließen, wenn alle weg sind. Aber sicher ist sicher«, erklärte Johann und richtete sich auf. Offensichtlich machte es ihn sehr stolz, Sophie begleiten zu dürfen.

Sie schielte zu ihrem Vater hinüber, doch dessen breites Grinsen fand sie unter den gegebenen Umständen sehr unpassend und runzelte rügend die Stirn. Das Grinsen verschwand auch sofort und er packte Konrad am Arm, der sich die ganze Zeit im Hintergrund gehalten hatte.

In gemächlichem Tempo machten sie sich auf den Weg zurück zum Dorf. Sophie riskierte einen Blick über die Schulter, der sich mit dem des Tauben traf. Es lag etwas Fragendes in seinen Augen, das sie nicht deuten konnte. Im nächsten Moment bekam er von einem seiner Kameraden einen Stoß versetzt und der Flegel, der sie in der Stadt belästigt hatte, warf ihr eine Kusshand zu. Hastig wandte sie sich ab.



Die Stimmung im Hause Ölschläger war zunächst sehr gedämpft, was hauptsächlich am lautstarken Heulen der Mutter lag. Sophie beobachtete, wie Martha ungewöhnlich sanft auf die Frau einredete, ihr einen Becher nach dem anderen reichte und dafür sorgte, dass sie diese auch leerte. Falls Martha damit bezweckte, sie zu beruhigen, funktionierte es nach einer Weile. Allerdings bekamen Frau Ölschlägers Augen auch einen leicht glasigen Ausdruck, der darauf schließen ließ, dass sie betrunken war.

Sobald ihr Jammern aufhörte, atmeten alle erleichtert auf und widmeten sich dem Totenmahl, bei dem ein ums andere Mal auf das jäh beendete junge Leben angestoßen wurde. Sophie hatte alle Hände voll zu tun, den Gästen auszuschenken, wobei sie nicht nur von Martha tatkräftig unterstützt wurde, sondern auch von Elßgen und einer weiteren Nachbarin.

»Was hast du ihr gegeben?«, fragte Sophie Martha, während sie gemeinsam Becher mit Bier und Wein füllten.

»Baldriantee mit einem ordentlichen Schuss von Henrichs gutem Obstler«, erwiderte Martha vergnügt.

»Hoffentlich geht das nicht schief«, murmelte Sophie kopfschüttelnd.

»Ach was, im schlimmsten Fall kippt sie um und schläft ein, mehr kann da nicht passieren.«

»Martha, du bist ein Goldstück. Ich hätte das Geheule keine zehn Minuten länger ertragen«, bemerkte Elßgen trocken.

»Elßgen! Also wirklich!«, schimpfte Sophie.

»Nein, Frau Gilles, Elßgen hat völlig recht. Die ganze Nacht hat sie gejault wie ein tollwütiger Hund, das war wirklich nicht mehr auszuhalten. Man kann ja trauern, aber das geht nun wirklich zu weit.« Die Nachbarin nahm ein Tablett mit Bechern und brachte es in die Stube.

»Ich hoffe, sie kriegt sich bald ein und verliert nicht völlig den Verstand. Das wäre schlimm«, sagte Elßgen und tippte Sophie am Arm an. Mit einem Nicken machte sie sie darauf aufmerksam, dass Johann sich draußen vor der Küchentür herumdrückte.

»Hast du es dir anders überlegt?« Elßgen zwinkerte Sophie verschwörerisch zu.

»Nein, habe ich nicht«, zischte Sophie energisch zurück.

»Und warum seid ihr Arm in Arm vom Friedhof gekommen?«

Sophie rollte mit den Augen und drehte der Küchentür den Rücken zu. »Wir sind ganz sicher nicht Arm in Arm gegangen!« Sie hatte Mühe, nicht laut loszupoltern. »Ich habe mich bei ihm eingehakt, weil diese Soldatenflegel schon wieder frech wurden.«

Elßgen schlug sich die Hand vor den Mund, um ihr Lachen zu unterdrücken. »Das hat Johann ganz anders aufgefasst, so wie der gestrahlt hat«, flüsterte sie. Dann wurde sie plötzlich ernst. »Oh«, machte sie nur.

»Was ist?« Sophie drehte sich um. Über Johanns Rücken hinweg sah sie zwei der Soldaten, die dreist in die Küche grinsten. »Sollten die nicht das Grab schließen?«, fragte sie erschrocken.

»Das sollten sie in der Tat. Hoffentlich ist mein Vater irgendwo da drinnen.«

»Weg, weg, weg, was steht ihr hier alle vor der Tür!«, keifte Martha und scheuchte die Soldaten aus Sophies Blickfeld. »Schert euch raus, hier ist kein Platz mehr!«

Jetzt verschwand auch Johann.

»Diese jungen Burschen, pah«, grummelte Martha vor sich hin und begann, Brot zu schneiden. »Rührt mal die Suppe um, dass da nichts ansetzt.«

»Ich suche meinen Vater, ihr kommt ja eine Weile ohne mich zurecht, nicht wahr?«, sagte Elßgen und drückte Sophie den Suppenlöffel in die Hand.

Die nächsten Stunden tauchten weder die Soldaten noch Johann wieder auf und Sophie schöpfte Suppe, bis sie das Gefühl hatte, sich gar nicht mehr aufrichten zu können. Ächzend reichte sie den Löffel an eine Nachbarin weiter. »Übernehmt Ihr das bitte, ich kann nicht mehr.«

»Ihr habt wirklich genug getan für heute, Frau Gilles. Keine Sorge, es werden sich schon helfende Hände finden.«

Sophie nickte dankbar und ging in die Stube, um sich von Frau Ölschläger zu verabschieden. Die schnarchte allerdings in einer Ecke, während um sie herum der Leichenschmaus gehalten wurde. Sophie schüttelte kurz den Kopf und verabschiedete sich von ihren Bekannten. Ihr Vater stand draußen mit einem Grüppchen Michelbacher beisammen und sah nicht so aus, als wollte er schon nach Hause gehen. Konrad war mal wieder nirgends zu entdecken.

»Möchtest du heim, Sophie? Soll ich dich begleiten?«

Johanns hoffnungsvolles Lächeln hatte ihr gerade noch gefehlt. Hilflös sah sie sich um. »Wo sind die Soldaten?«

»Warum fragst du?«

»Sie waren so früh hier, dabei sollten sie doch das Grab schließen. Das hat mich gewundert.«

»Ach so. Der Dormann hat sich drum gekümmert. Soweit ich weiß, war er auf dem Friedhof und hat nach dem Rechten gesehen. War wohl alles in Ordnung, da hat er sie ausbezahlt.«

»Also sind sie weg.«

»Nach oben zum Höhenweg hat der Dormann sie geschickt und ihnen gesagt, sie sollen ja nicht wiederkommen. Es hat ihm nicht gefallen, wie sie sich benommen haben, hat er gesagt. Erst wollten sie frech werden, aber seine Knechte haben ihnen das schnell ausgetrieben. Ich glaube, die trauen sich nicht mehr her.«

»Hoffentlich.«

»Mir reicht's, ich gehe. Du auch?« Martha stand plötzlich neben Sophie und sah sie aus müden Augen an.

»Ja, ich will auch nach Hause. Dann, äh, danke, Johann. Bis bald.«

Martha fing krächzend an zu lachen, als sie Johanns Enttäuschung sah. Sophie spürte, wie ihr die Hitze ins Gesicht stieg, sagte jedoch nichts weiter. Sie verabschiedete sich lediglich von ihrem Vater und folgte Martha, die bereits vorgegangen war. Mehrmals schaute sie zurück, einerseits, um vielleicht Elßgen winken zu können, andererseits, um sicherzustellen, dass die Soldaten ihnen wirklich nicht folgten. Ohne Männer in der Nähe wäre sie ihrer Willkür schutzlos ausgeliefert.



Michelbacher Mühle, 15. Juni 1649

Wie Sophie erwartet hatte, stand ihr Vater am nächsten Morgen deutlich später auf als gewöhnlich. Es war nicht weiter schlimm, da sie nicht schon früh am Morgen mit Gästen rechnete. Die meisten Leute im Umkreis waren bei der Beerdigung gewesen und hatten etwas über den Durst getrunken. Leider hatte Konrad das auch getan und sie hatte ihre liebe Not, ihn aus dem Bett und auf den Weg zur Schule zu bringen.

»Und wehe, du legst dich unterwegs unter irgendeinen Baum und schläfst weiter«, warnte Sophie ihn. »Dann bist du die längste Zeit Müllerlehrling gewesen, mach dir da nichts vor.«

Plötzlich hatte er es sehr eilig, nach Altenkirchen zu kommen. Sein ängstlicher Blick ging ihr noch lange nach. Vielleicht hatten die Prügel ihres Vaters doch die erhoffte Wirkung gezeigt.

Ganz in Ruhe verrichtete Sophie ihr Tagewerk, fütterte die Hühner und Schweine und sah nach den Kühen. In der Nacht hatte es ein kräftiges Gewitter mit starkem Regen gegeben und die Luft hatte sich endlich abgekühlt. Zarte Nebelschleier lagen über dem Flusslauf und begannen, unter den Strahlen der aufgehenden Sonne wie Feen zu tanzen. Sophie liebte diesen Anblick und hielt einen Moment inne. Nichts war zu hören außer dem Gesang der Vögel und dem kräftigen Rauschen der Wied. Sie schloss die Augen und konzentrierte sich ganz auf die Sonnenstrahlen, die ihr Gesicht wärmten, während ihre Füße vom tauschweren Gras gekühlt wurden. Nach der Schwüle des vergangenen Tages schien die ganze Schöpfung erleichtert aufzuseufzen und die neue Frische zu feiern.

Mit einem belustigten Lächeln über ihre poetischen Gedanken öffnete Sophie die Augen und ging gemächlich ans Ufer des Flusses. Empörtes Geschnatter schlug ihr entgegen und ein Schwarm Enten flatterte vor ihr auf, flog mit pfeifenden Schwingen einen kleinen Bogen und landete ein Stück flussaufwärts im Wasser.

»Ihr solltet inzwischen wissen, dass ich euch nichts tue!«, rief Sophie ihnen hinterher und suchte die Weide nach den Kühen ab. Sie standen auf der anderen Seite der Wied, jenseits der großen Pfützen, die sich durch den Regen um die Furt gebildet hatten, und grasten friedlich. Daneben, als könnten sie sich im Schatten der größeren Tiere verbergen, schauten einige Rehe neugierig zu ihr herüber. »Euch auch nicht«, flüsterte Sophie und wandte sich der Mühle zu.

Überrascht stellte sie fest, dass doch bereits zwei Kunden auf sie warteten – ein Widdersteiner Bauer mit seinem Sohn, die ihre Getreidesäcke einem Esel über den Rücken gelegt hatten.

»Möchtet Ihr etwas trinken?«, bot Sophie an, nachdem sie sie begrüßt hatte.

»Die Martha ist schon drin und versorgt uns gleich, Frau Gilles. Wenn Ihr nur die Mühle in Schwung bringt!«

Sophie lachte, stieg zum Wehr hinauf und warf wie immer einen kurzen Blick in den Mühlengraben, ehe sie die Stange aufhob, um den Schütz zu öffnen.

Ein kräftiger Ast war von einem Baum abgebrochen und an die Mauer des Wehrs gespült worden. Sie löste den Einreißhaken aus seiner Halterung und zog den Ast damit aus dem Wasser. Er war recht schwer und sperrig. Noch bevor sie um Hilfe bitten konnte, tauchte der Sohn des Bauern neben ihr auf und packte mit an.

»Der gibt gutes Feuerholz«, sagte er. »Soll ich ihn in den Hof bringen?«

»Gern, danke.«

Während der Junge den Ast hinter sich herzog, stemmte Sophie den Schütz mit der Hakenstange auf und hängte sie zurück in ihre Halterung. Einen Moment lang beobachtete sie, wie das

Wasser nun aus zwei Öffnungen im Wehr strömte. Links war der Überlauf, der bei starkem Regen verhinderte, dass das Wehr überspült wurde. Der dahinter liegende Kanal leitete das Wasser am Mühlrad vorbei. Rechts sprudelte der Strom jetzt kräftig durch den Schütz und setzte das Mühlrad in Bewegung.

Sophie begann mit dem Abmessen des Mahllohns und hoffte inständig, dass ihr Vater auf sein würde, bevor sie damit fertig war. Sonst musste sie die schweren Getreidesäcke nach oben schleppen. Der Widdersteiner Junge mochte hilfsbereit sein, aber wie den meisten anderen war auch ihm die laute Maschinerie der Mühle nicht geheuer und er blieb lieber draußen im Hof.

Sie hatte Glück. Ihr Vater schaute zwar noch etwas grimmig und war recht wortkarg den Gästen gegenüber, machte sich jedoch sofort an die Arbeit, sodass Sophie das schwere Heben erspart blieb. Sie überließ es Martha, sich weiter mit den Widdersteinern zu unterhalten, und kümmerte sich um ihren Haushalt. Zu tun gab es genug. Sie wollte die Wärme nutzen, um Wäsche zu waschen. Wenn es erst wieder regnete, würde es ewig dauern, bis die Sachen trocken waren. Also füllte sie den großen Kessel mit Wasser und fachte das Feuer ordentlich an. Bis es heiß war, zog sie die Laken von den Betten und sammelte alles ein, was sonst noch gewaschen werden musste.

Als sie in Konrads Kammer kam, rümpfte sie die Nase. Wie der Junge es schaffte, eine solche Unordnung zu verbreiten, war ihr ein Rätsel, denn eigentlich besaß er nicht viel. Allerdings sammelte er leidenschaftlich alles, was er finden konnte: verschlungene Stöcke, glänzende Steine, Gewölle von Eulen, Schlangenhäute und Federn lagen kreuz und quer im Raum verteilt. Sie nahm einen Besen und fegte alles auf einen Haufen, nachdem sie wohlweislich das Fenster geöffnet hatte, denn binnen kürzester Zeit stand sie in einer dichten Staubwolke, die ihr die Tränen in die Augen trieb und sie zum Niesen brachte. Das konnte so auch nicht weitergehen. Sie würde mit ihm ein ernstes Wörtchen zum Thema Ordnung reden müssen.

Bis Sophie mit dem Waschen beginnen konnte, waren die Widdersteiner längst fort. Sie war gerade dabei, die eingeweichte Wäsche im heißen Seifenwasser zu stampfen, als Konrad von der Schule heimkam. Eigentlich hatte sie ihn direkt auf seine Kammer ansprechen wollen, doch Henrich kam ihr zuvor.

»Wir müssen den Mühlstein schärfen, Konrad. Bring deine Schulsachen weg und komm gleich zu mir.«

»Kann ich nicht erst einmal etwas essen?«, fragte Konrad.

»Essen gibt es, wenn die Arbeit erledigt ist«, sagte Sophie. Das meinte sie gar nicht böse. Für sie selbst war es eine große Motivation, die mühselige Wascherei zu erledigen.

Konrad trollte sich grummelnd und bald darauf hörte sie das klirrende Hämmern des Meißels, mit dem ihr Vater die bogenförmigen Rillen im Mühlstein vertiefte. Etwa einmal im Monat mussten sie das tun, wenn regelmäßig gemahlen wurde.

Mit einer stabilen Holzgabel holte Sophie die Wäschestücke aus dem Zuber und trug sie im Korb hinunter an den Mühlengraben. Kurz vor seiner Mündung zurück in die Wied lag ein großer, flacher Stein im Wasser, der sich hervorragend zum Waschen eignete. Die nächsten Stunden kniete Sophie dort und schrubbte mit Bürste und Waschbrett, bis ihre Finger ganz rot und taub waren vom kalten Wasser und ihr der Rücken schmerzte. Als sie endlich fertig war, rief sie Martha und gemeinsam wrangen sie die saubere Wäsche aus und verteilten sie auf der Wiese. In der prallen Nachmittagssonne sollte sie bis zum Abend getrocknet sein.

Das Essen, das Martha gekocht hatte, schmeckte Sophie nach der Plackerei auch dieses Mal wieder besonders gut. Es war immer eine große Erleichterung, wenn sie den Washtag hinter sich gebracht und mit Genugtuung die sauberen Sachen in den Truhen verstaut hatte.

Während Martha und Henrich vor dem Haus saßen und ihre Abendpfeife genossen, zündete sich Sophie ein Talglicht an und schlug die große, schwere Familienbibel auf. So oft es ging, setzte sie sich nach getaner Arbeit hin und las ein paar Verse oder einen

Psalm. Wenn sie dann zu Bett ging, konnte sie über das Gelesene nachdenken und die Geschehnisse des Tages in Gottes Hand legen.

Ihre Mutter hatte das immer getan und Sophie war diese beschauliche Zeit am Abend sehr lieb geworden. Es erinnerte sie an ihre Kindheit, die ihr trotz der schrecklichen Kriegswirren in und um Altenkirchen irgendwie sorglos vorkam. Unter dem Schutz ihrer Eltern und älteren Schwester hatte sie sich sicher gefühlt, egal welche Schlachten draußen tobten. Das hatte sich erst geändert, als sie anfang, zur Schule zu gehen. Oft genug hatten ihre Eltern sie zu Hause behalten, aus Angst, dass sie von marodierenden Soldaten aufgegriffen wurde. Eine berechtigte Angst. So viele ihrer Freunde und Nachbarn hatten im Krieg den Tod gefunden, willkürliche Opfer der Gewalt blutrünstiger Söldner, denen niemand Einhalt gebot.

Aber das war nun Gott sei Dank vorbei. Lächelnd strich Sophie mit den Fingerspitzen über die Kanne, die Elßgen ihr geschenkt hatte. Darin prangte ein bunter Strauß aus Wildblumen und Gräsern, die Sophie morgens gepflückt hatte. Sie konnte sich bildlich die Empörung vorstellen, mit der ihre Freundin sie rügen würde, wenn sie ihn sah. Schmunzelnd blies sie das Talglicht aus und zog sich in ihr Zimmer zurück.



Das Wetter schlug am nächsten Tag um und ein unangenehmer Dauerregen verwandelte den Hof in ein Schlammloch, während die Wied über die Ufer trat und die Wiesen überschwemmte. Überall plätscherte, tropfte, rieselte und rauschte es, sodass man gar nicht mehr vor die Tür gehen mochte.

Nachdem Konrad mehrmals auf dem Schulweg bis auf die Knochen nass geworden war, hatte er sich eine saftige Erkältung eingefangen und auch Henrich hatte verstärkt mit seinem Katarrh zu kämpfen. So husteten die beiden um die Wette und

Martha versorgte sie mit frischem Kräutertee und Hühnerbrühe, während Sophie sich um die Tiere kümmerte. Zwei Tage und Nächte regnete es ununterbrochen durch. Sophie fürchtete schon, es würde eine neue Sintflut kommen, doch dann riss die Wolkendecke endlich auf und die Sonne schickte ein paar vereinzelte Strahlen hindurch, als wollte sie an ihre Existenz erinnern.

Tags darauf kamen erneut Gäste zur Mühle.

»Kümmer dich ums Messen, ich komme gleich zum Mahlen«, sagte Henrich zu Sophie, nachdem es an der Tür kräftig gepoltert hatte.

Sie legte sich ein Tuch um die Schultern und ging hinaus, um die drei Michelbacher zu begrüßen. Auch Johann war dabei.

»Warst du nicht erst letzte Woche zum Mahlen hier?«, fragte Sophie erstaunt.

»Ist nicht mein Getreide, sondern von meinem Schwager«, sagte Johann etwas kleinlaut, denn die Michelbacher amüsierten sich prächtig über Sophies kritische Frage und seine geröteten Ohren.

Sophie ließ sich durchaus animieren, ein wenig weiterzusticheln: »Und du hast solche Langeweile, dass du deinem Schwager angeboten hast, sein Getreide herzubringen?«

»Nee, seine Kuh kalbt, er kann nicht selbst kommen«, erklärte Johann und funkelte seine Nachbarn wütend an, was sie zusätzlich erheiterte.

»Der Müller ist wohl noch nicht auf?«, fragte einer der Michelbacher und lud seinen Getreidesack vom Wagen.

»Doch, doch, der kommt gleich«, erwiderte Sophie fröhlich und schob das Tor zur Mühle auf. Sie blickte zum wolkenverhangenen Himmel hinauf. Nur hin und wieder blitzte ein Stückchen Blau auf, das im nächsten Moment hinter der grauen Decke verschwunden war. »Stell die Säcke dort im Tor ab, dass ich messen kann.«

Ein heftiger Hustenanfall kündigte Henrichs Erscheinen an.

»Das klingt nicht gut, Herr Neuhoff!«, rief ein Michelbacher ihm zu und hob den zweiten Sack vom Wagen.

Henrich winkte ab und stapfte mit schweren Schritten zur Mühle.

»Hast du schon reingemahlen, nachdem ihr den Mühlstein geschärft habt?«, fragte Sophie ihn leise. Sie war so mit ihrer Wäsche beschäftigt gewesen, dass sie darauf gar nicht geachtet hatte.

»Natürlich«, erwiderte Henrich und sah sie vorwurfsvoll an.

Sie zog eine Augenbraue hoch. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass er es versäumt hatte. Das Schärfen des Mühlsteins war eine schwierige Präzisionsarbeit, bei der er unter dem mit dem Steinkran angehobenen Mühlstein knien musste. Meist sorgte Sophie für das Reinmahlen, während ihr Vater sich ausruhte.

Jetzt überließ sie ihm das Sieben und ging zum Wehr, um das Mühlrad in Gang zu setzen. Das Wasser stand hoch im Mühlengraben und sie rechnete damit, dass so einiges an die Wehrmauer geschwemmt worden war. Aus dem Augenwinkel hatte sie dort etwas treiben sehen, das sie nicht so recht einordnen konnte, und nahm gleich den Einreißhaken zur Hand.

Sie beugte sich über das Geländer. Im nächsten Moment krachte der Haken zu Boden und sie fuhr zurück. Ihr gellender Schrei schreckte sämtliche Vögel in der Umgebung auf. Das Gurren, Schnattern und Krächzen dröhnte ihr in den Ohren, während ihr das Herz aus dem Hals zu galoppieren schien.

»Was ist?«, rief ihr Vater vom Hof her.

Sophie antwortete nicht. Sie wich zurück, bis sie mit Johann zusammenstieß, der sofort angelaufen gekommen war.

»Was hast du denn?«, fragte er besorgt, während sich seine Arme fürsorglich um sie legten.

Noch immer unfähig zu sprechen, deutete sie mit dem Finger auf den Mühlengraben. Sie spürte, wie ihre Knie zu zittern begannen. Verzweifelt versuchte sie, sich in den Griff zu bekommen und etwas zu sagen, doch kein Ton wollte aus ihrem Mund kommen.

Johann ließ sie los und schaute über das Geländer. »Da liegt ein Toter im Mühlengraben!«, rief er laut.

Sophie lief ein Schauer über den Rücken und sie spürte, wie

ihr Tränen in die Augen stiegen. Himmel, sie hatte in ihrem Leben genug Leichen gesehen. Das sollte sie nicht so sehr aus der Bahn werfen, zumal sie lediglich eine Hand des Toten wirklich wahrgenommen hatte. An diesem friedlichen Morgen hatte sie mit einem solch grausigen Anblick allerdings nicht gerechnet.

Die Michelbacher starrten jetzt alle über das Geländer in den Graben, während Henrich ebenfalls zum Wehr kam.

»Was ist da?«, fragte er. Offensichtlich hatte er Johann nicht gehört.

»Eine Leiche«, wiederholte Johann und wandte sich wieder Sophie zu. »Ist alles in Ordnung? Du bist ganz blass.«

Sie nickte. Am liebsten hätte sie sich irgendwo hingesetzt, aber gerade traute sie ihren Beinen nicht zu, sie sicher zur nächsten Bank zu tragen.

Henrich beugte sich mit gerunzelter Stirn über das Geländer des Wehrs. »Wir müssen ihn da rausfischen.«

»Ist was passiert?« Martha tauchte mit Konrad im Schlepptau hinter Sophie auf und reckte neugierig den Hals.

»Ein Toter«, krächzte Sophie nun endlich und wagte einen weiteren Blick in den Mühlengraben. Diesmal sah sie nur den aufgeblähten Bauch, über dem sich das Hemd spannte. »Ist ... ist das ein Soldat?« Ihre Stimme klang in ihren Ohren wie das Piepsen einer Maus.

»Schwer zu sagen«, erwiderte Johann und lehnte sich bedenklich weit über das Geländer, um besser sehen zu können.

Sophie zog ihn am Ärmel zurück. »Sei vorsichtig!«

»Ich passe schon auf«, sagte er beruhigend und legte erneut einen Arm um sie.

Mit einem dezenten Räuspern trat sie zur Seite. Das war nun wirklich der denkbar unpassendste Zeitpunkt für Annäherungsversuche.

Henrich hatte sich den Haken geschnappt und war neben das Geländer an den Mühlengraben getreten, der um das Wehr herum steil gemauert war. Er zog die Leiche zu sich heran. »Komm

her, Johann. Ich hebe ihn an und du packst dir einen Arm und ziehst ihn heraus.«

Die Hand über den Mund gelegt, beobachtete Sophie das groteske Geschehen.

Henrich hakte die Stange im Hemd des Toten ein und zog. Johann war noch nicht einmal in die Nähe des Arms gekommen, da ertönte ein Ratschen und der Körper plumpste zurück in den Graben.

»Verflucht!«, schimpfte Henrich.

»Der Haken hat das Hemd zerrissen«, stellte Johann fest. »Versuch es an der Hose.«

»Ich halte dich besser fest, Johann«, sagte einer der Michelbacher. »Nicht, dass du gleich baden gehst.«

Mit dem Halt des Nachbarn konnte Johann sich weiter herunterbeugen und bekam tatsächlich einen Arm der Leiche zu fassen. Doch die war schwerer als gedacht. »Fass mit an, Henrich, allein schaffe ich es nicht!«

Sophies Vater bekam nur das Hemd zu fassen. Sein Fuß rutschte auf dem feuchten Untergrund weg, dann riss das Hemd unter der Belastung vollends durch. Wieder platschte der Leichnam zurück ins Wasser und Henrich musste auf allen vieren zurückkriechen, um nicht selbst in den Graben zu fallen.

Konrad und Martha wagten sich näher heran als Sophie und versperrten ihr damit die Sicht, wichen jedoch im nächsten Augenblick zurück. Martha war kreidebleich und drängte sich dicht an Sophie. »Das ist der Wilde Mann, der Wilde Mann hat heute Nacht sein Unwesen getrieben, ich hab es genau gehört, die heulenden Hunde, die krächzenden Raben ...«, flüsterte sie heiser und hielt Sophies Hand fest umklammert.

»Das war bloß der Regen«, widersprach Sophie halbherzig. Marthas Schauergeschichten konnte sie jetzt überhaupt nicht gebrauchen.

»Ich geh lieber rein«, murmelte Konrad und verschwand. Sophie nahm es kaum wahr.

»Du musst den Haken ins Fleisch kriegen, die Kleider sind zu abgetragen, die halten nichts«, riet ein Michelbacher.

»Du hast gut reden!« Henrich rappelte sich kopfschüttelnd auf, befolgte den Rat aber.

Sophie spürte, wie ihr flau im Magen wurde.

»Das wird ihm nicht gefallen, nein, das wird ihm gar nicht gefallen«, flüsterte Martha.

»Ich nehme den Arm und du ziehst mit der Stange, so schaffen wir es!«, rief Johann aufgeregt. Kurz darauf lag die Leiche am Ufer.

»Der Wilde Mann, Gott steh uns bei, der Wilde Mann wird uns heimsuchen!«, kreischte Martha, machte auf dem Absatz kehrt und rannte in ihren Anbau, so schnell ihre alten Füße sie trugen.

Sophie konnte es ihr nicht verübeln. Auch sie musste sich abwenden und übergab sich in die Sträucher.

Der aufgedunsenen Leiche fehlte der Kopf.



Die vier Männer standen im Hof der Mühle und gönnten sich auf den Schrecken erst einmal einen Schnaps.

»Glaubt ihr, das war der Wilde Mann?«, fragte Johann. Er war kreidebleich und der Schnaps schwappte beinahe aus seinem Becher, so sehr zitterte seine Hand.

»Der Wilde Mann trägt grüne Kleider. Außerdem hat er zwar keinen Kopf, aber er liegt nicht tot im Mühlengraben rum, sondern fliegt mit seinen Hunden über die Berghöhen. Hab auch noch nie gehört, dass der anderen den Kopf absägt.« Trotz seines Widerspruchs klang Henrich alles andere als überzeugt.

»Was machen wir denn jetzt?«

»Wir müssen den Schultheißen holen«, rief Sophie von der Bank herüber. Ihre Beine verweigerten immer noch ihren Dienst. Ihr Schultertuch hatte sie eng um sich gezogen, was aber nichts nützte. Sie fühlte sich, als wären ihre Knochen gefroren. »Oder

ihr ladet den Toten auf den Wagen und bringt ihn gleich zu ihm hin, das wäre noch besser.« Dann wäre sie die Leiche los. Doch keiner der Michelbacher schien von ihrem Vorschlag angetan zu sein.

»Wir können ihn jedenfalls nicht da liegen lassen«, brummte Henrich.

»Wer kann das sein?« Einer der Michelbacher fasste sich ein Herz und ging zur Leiche zurück, um sie etwas genauer anzusehen. »Man kann ihn nicht erkennen, so unförmig und angefressen, wie der ist. Der muss schon länger im Graben gelegen haben. Der Kleidung nach könnte es tatsächlich ein Soldat sein. Einer von denen, die der Dormann als Erntehelfer eingestellt hatte.«

Ein seltsames Quieken drang aus Sophies Kehle und sie hielt sich schnell den Mund zu. Hatten die drei Flegel ihren Kameraden etwa zu Tode gequält?

»Kommt, wir spannen das Pferd aus und Johann reitet rüber nach Michelbach zum Schultheißen. Sophie hat ganz recht, wir müssen ihm Bescheid sagen. Den Toten legen wir da drüben ins Gras, da ist er ... etwas außer Sicht.« Henrich rieb sich das Kinn und nahm einen weiteren Schluck aus seinem Becher. »Und während wir warten, dass der Johann zurückkommt, kann ich euer Korn mahlen. Taugt ja nichts, hier nur rumzustehen, davon wird der da auch nicht wieder lebendig.« Er nickte in Richtung der Leiche.

Die anderen Männer murmelten ihre Zustimmung, leerten ihre Becher und machten sich ans Werk.

Sophie zog es vor, dem davonreitenden Johann lange hinterherzusehen, anstatt zu beobachten, wie ihr Vater mit den Michelbachern die Leiche wegtrug. Die Vorstellung, dass jemand dem Tauben den Kopf abgeschlagen und ihn in den Mühlengraben geworfen hatte, gab ihr einen unerwartet tiefen Stich ins Herz. Konnten seine ungehobelten Kameraden derart grausam gewesen sein?

Um nicht mit ihren Gedanken allein zu sein, half Sophie ihrem

Vater beim Mahlen. Das Klappern der Mühle und die vertrauten Handgriffe sorgten für eine willkommene Normalität, bis Sebastian Schneider, der Schultheiß von Michelbach, auf den Hof geritten kam.

Atemlos sprang er vom Pferd. »Wo ist die Leiche?«, rief er sofort und wurde von den Michelbachern zu der Stelle hinter dem Wehr geführt, wo der Tote unter den Bäumen lag. »Schrecklich. Einfach schrecklich. Habt ihr nach dem Kopf gesucht?«

Die Männer sahen sich betreten an und verneinten. »Wir hatten genug damit zu tun, den aus dem Wasser zu ziehen«, sagte der eine entschuldigend.

»Los, geht wenigstens mal den Mühlengraben ab, ob ihr irgendetwas entdecken könnt, das uns einen Hinweis geben könnte, was hier passiert ist. An der Kleidung ist kein Blut, das ist seltsam.«

»Was ist mit Johann?«, fragte der andere Michelbacher.

»Den habe ich nach Altenkirchen geschickt, um den Pfarrer und Richter Fischer zu holen. Ich kann nicht allein entscheiden, was hier zu tun ist. So was ist mir noch nie untergekommen.« Kopfschüttelnd betrachtete er den Toten. »Wer hat ihn entdeckt?«

Beide Michelbacher zeigten auf Sophie, die wohlweislich weit genug weg stand, um die Leiche nicht sehen zu müssen.

»Ihr erkennt den Toten auch nicht, oder Frau Gilles?« Der Schultheiß kam auf sie zu.

»Ach, Herr Schneider, wie denn? Wenn's jetzt der Friedl wäre oder der Jannes, dann ja, aber so?« Sie zuckte mit den Schultern, während die Michelbacher heiser lachten. Friedl war groß und dürr, Jannes klein und so dick, dass man sich fragen musste, wie er das in Hungerzeiten geschafft hatte.

»Ja, Ihr habt natürlich recht. Wir können nur nach der Kleidung gehen. Es sei denn, wir finden den Kopf. Na los, schaut nach!« Der Schultheiß scheuchte die beiden Männer mit einer Handbewegung weg. Leise murrend teilten sie sich auf und schlugen sich zu beiden Seiten des Mühlengrabens durch die Büsche.

»Glaubt Ihr wirklich, der Kopf ist da irgendwo? Wieso sollte sich jemand die Mühe machen, ihn abzutrennen, um ihn danach auch in den Graben zu werfen? Von allein ist der wohl kaum abgegangen«, warf Henrich ein.

»Wer weiß schon, was in den Köpfen von Barbaren vorgeht?«, sagte der Schultheiß.

Die Michelbacher fanden nichts, obwohl sie dem Mühlengraben bis zur Abzweigung von der Wied folgten.

Sie warteten über eine Stunde, bis Johann endlich zurückkam.

»Der Richter wollte sich gleich auf den Weg machen. Pfarrer Altgelt war nicht da, aber ich habe ihm eine Nachricht hinterlassen. Er kommt sicher auch bald.« Johann sah sich um. »Ihr habt trotzdem gemahlen? Dann können wir ja eigentlich zurückfahren, oder? Mein Schwager fragt sich sicher schon, wo ich bleibe.«

Sophie konnte den anderen Michelbachern ansehen, dass sie gern den Besuch des Richters abgewartet hätten. Da es dafür jedoch keinen Grund außer platter Neugierde gab, schirrten sie das Pferd wieder an und verabschiedeten sich.

»Vielen Dank für Eure Hilfe!«, rief Sophie hinter ihnen her. Sie brachte dem Schultheißen einen Krug Bier und schaute als Nächstes nach Martha. Die alte Magd fuhrwerkte in ihrer Hütte herum, die gleichzeitig Küche, Wohn- und Schlafraum darstellte. Sophie setzte sich an den Tisch, plötzlich erschöpft von der ganzen Aufregung.

Es dauerte nicht lange, da stellte Martha einen Becher mit Tee vor sie hin und setzte sich zu ihr.

»Wir sollten die Tiere nachts in den Stall holen. Das ist mir nicht geheuer«, sagte Martha mit ernster Miene. »Wenn der Wilde Mann hier sein Unwesen treibt, sind bald nur noch Knochen übrig. Du weißt, dass seine Hunde alles zerfleischen, was ihnen in die Quere kommt.«

Sophie schloss kurz die Augen und nahm einen Schluck von dem Tee. Er wirkte wohltuend beruhigend. Ob das auch Baldrian war wie bei Frau Öschläger? Mit Alkohol war er jedenfalls

nicht versetzt. »Martha, ich glaube nicht an den Wilden Mann, das weißt du. Es ist bloß ein Märchen. Viel eher glaube ich, dass hier ein furchtbares Verbrechen geschehen ist. Der Richter aus Altenkirchen wird bald hier sein.«

Martha runzelte die Stirn und nippte an ihrem eigenen Tee. Erst sah sie so aus, als wollte sie Sophie widersprechen, tat es dann aber doch nicht. Stattdessen sagte sie: »Wir sollten ordentlich Suppe kochen und ein weiteres Fass Bier besorgen. Das wird hier die nächsten Tage zugehen wie im Taubenschlag, das sag ich dir. Da können wir ein paar Gulden dran verdienen.«

Sophie starrte Martha mit offenem Mund an.

»Was denn? Man muss die Kuh melken, solange sie Milch gibt.« Martha stand auf. »Da kommt der Richter.« Sie trank ihren Becher in einem Zug leer und ging nach draußen.

Die Müllerin folgte ihr fassungslos.



Michelbacher Mühle, 18. Juni 1649

Der Richter verbrachte eine lange Zeit damit, die Leiche eingehend zu untersuchen. Sophie und Martha sahen aus gebührendem Abstand zu. Konrad war wieder aufgetaucht und hatte sich schon etwas näher herangewagt und Henrich und der Schultzeißen standen ebenfalls nahe dabei, schienen sich aber nicht sonderlich wohl in ihrer Haut zu fühlen, denn sie traten nervös von einem Fuß auf den anderen. Schließlich ging der Richter zurück in den Hof, wo er sich auf die Bank setzte und anfang, Fragen zu stellen.

»Herr Neuhoff, wann habt Ihr den Mann entdeckt?«

»Das war ich gar nicht, Sophie hat ihn zuerst gesehen«, stellte Henrich klar.

»Heute Vormittag, Herr Fischer«, sagte Sophie.

»War jemand in der Nähe?«

»Nun, ich war ja schon früh auf und habe die Tiere versorgt, da ist mir niemand aufgefallen. Später kamen die Mahlgäste aus Michelbach. Von denen war das sicher keiner, die waren genauso erschrocken wie wir.« Sophie schaute nach oben, denn sie hatte einen Tropfen abbekommen. Lautes Krächzen lenkte ihren Blick zurück zur Leiche.

»Konrad, geh rüber und jag die Krähen weg«, sagte Henrich.

»Und alles andere Viehzeug auch.«

»Aber ich ...«

»Na los, Junge!«

Mit entsetzt geweiteten Augen nahm Konrad sich einen Besen und ging zu dem Toten. Die Krähen flatterten in die Bäume hi-

nauf, als er mit dem Besen herumfuchtelte, doch sobald er sich umgedreht hatte, fielen sie erneut über den Kadaver her.

»Bleib da und halte Wache!«, rief Henrich.

»Kommt Euch an dem Mann irgendetwas bekannt vor?« Der Richter schaute in die Runde. Sophies Vater und Martha schüttelten die Köpfe. »Frau Gilles?«, hakte er nach.

»Nun, die Kleidung. Da waren vier Soldaten, die hatte ich vor einiger Zeit schon mal in Altenkirchen auf dem Markt gesehen. Dann kamen sie hierher und fragten nach Arbeit. Der Dormann hatte sie eingestellt für die Heuernte.«

»Und die waren so gekleidet?«

»Ja, einer von ihnen war so gekleidet. Denke ich. Ganz genau kann ich mich nicht erinnern, es war ja auch die Beerdigung in Widderstein und so viele Leute dort.«

»Hm«, sagte der Richter und rieb sich den Bart. »Diese Soldaten, sind die noch beim Dormann?«

»Nein«, antwortete Sophie. »Er hat sie am Montag weggeschickt.«

Das Trommeln von Hufen unterbrach Sophies Bericht. Zwei Pferde kamen im flotten Trab den Weg herauf.

»Gott zum Gruße!«, rief einer der Reiter und stieg ab, ehe das Pferd zum Stehen gekommen war. Es war der Pfarrer. Ihm auf dem Fuße folgte der Dormann.

Die Pferde wurden angebunden und der kopflose Tote ein weiteres Mal betrachtet. Konrad nutzte die Gelegenheit, um von seinem Posten zu fliehen. Sophie konnte es ihm nicht verübeln, denn sie selbst verspürte absolut keinen Wunsch, noch einen Blick auf die Leiche zu werfen. Sie holte lieber Getränke für die Neankömmlinge. Als sie wieder aus dem Haus kam, war eine hitzige Diskussion im Gange.

Herr Dormann schien ihre Auffassung zu teilen, dass es sich bei dem Toten um den tauben Soldaten handeln könnte, und wollte den Richter davon überzeugen, den drei anderen nachzustellen, um sie zur Befragung zurückzuholen.

»Diese Kerle haben sich vielleicht nicht so schlimm benommen wie das andere Soldatenpack, was wir die Jahre über hier gesehen haben, allen voran Görtzenich und die Schweden, aber wenn die an dem Mord hier schuldig sind, sollen sie nicht einfach so davonkommen, schon gar nicht mit meinem Lohn in der Tasche!«

»Herr Dormann, die sind längst über alle Berge«, warf Henrich ein. »Warum habt Ihr nicht gleich nachgeforscht, wo der vierte hin ist?«

»Nun mal ganz ruhig, meine Herren. So etwas kann man nicht ahnen«, versuchte der Richter, sie zu beschwichtigen. »Wann habt Ihr den besagten Mann denn noch gesehen? Bevor er verschwunden ist, meine ich.«

»Bei der Beerdigung saß er auf dem Friedhof bei den anderen«, sagte Sophie. »Wieso sagt Ihr, er wäre verschwunden?«

»Er war nicht bei den anderen, als ich ihnen den Lohn ausbezahlt habe. Ich habe mir nichts dabei gedacht, weil sie immer für ihn gesprochen haben.« Herr Dormann wirkte zerknirscht.

»Müsste seine Kleidung nicht voll Blut sein?«, gab der Schultheiß zu bedenken.

»Das wäre doch im Wasser fortgespült worden«, sagte der Pfarrer.

Sophie warf Martha einen Blick zu, sagte aber nichts. Sie wusste gut, wie schwierig es war, Blutflecken auszuwaschen, und konnte Martha ansehen, dass sie ähnliche Gedanken hatte.

»Vielleicht wurde er ja erst umgebracht und der Kopf danach abgetrennt«, mutmaßte Konrad.

»Sieht aus, als hätte man den Kopf abgekaut!«, krächzte Martha. »Das waren die Hunde vom Wilden Mann, ich sag's Euch!«

Der Richter blinzelte irritiert. »Schweig, Weib. So ein Unfug hilft uns nicht weiter. Wenn die Leiche mehrere Tage draußen gelegen hat, haben natürlich Tiere daran gefressen. Es ist unmöglich zu sagen, was Fraßspuren und was Verletzungen sind.«

Martha verschränkte die Arme und schmollte. Dass sie nicht

beleidigt in ihrer Kammer verschwand, war wohl allein ihrer Neugier geschuldet.

»Was passiert denn jetzt mit ihm? Er kann ja da nicht liegen bleiben«, brummte Henrich.

»Wenn wir nicht herausfinden, wer genau das ist, werden wir ihn auf dem Schindanger begraben«, sagte der Richter bestimmt. »Der bleibt erst mal, wo er ist, und Ihr findet Freiwillige, die die Gegend nach Spuren absuchen. Vielleicht wird der Kopf noch gefunden und bringt Klarheit. Ich werde die Angelegenheit mit dem Grafen besprechen und Euch zur Unterstützung zwei der Leibwachen schicken, damit hier alles geordnet zugeht. Wenn bis morgen Mittag nichts gefunden und auch niemand als vermisst gemeldet wurde, unternehmen wir nichts weiter.«

»Ja, aber die Soldaten!«, empörte sich Herr Dormann.

»Die finden wir sowieso nicht mehr. Außerdem, was schert es uns, wenn Fremde sich gegenseitig abmurksen?«

»Herr Fischer, ich dachte, Ihr seid ein Mann der Gerechtigkeit!«

»Gerechtigkeit? Für unsere Bevölkerung jederzeit, Herr Dormann. Diese elenden Soldaten allerdings können meinerwegen zur Hölle fahren.« Auch das lautstarke Räuspern des Pfarrers beeindruckte den Richter nicht. »Ihr, Herr Schneider, könnt helfen, Freiwillige zusammenzutrommeln. Reitet gleich zurück nach Michelbach, dort werden schon einige Bescheid wissen. Herr Dormann, Ihr startet die Suche von Widderstein aus. Fragt nach, ob jemand etwas beobachtet hat oder vermisst wird. Herr Pfarrer, die Müller werden sicherlich froh sein, wenn Ihr etwas verweilt und ihnen Beistand leistet, zumindest bis die Leibwächter hier sind.«

Sophie nickte dankbar und auch Henrich schien erleichtert zu sein, dass sie in dieser Situation nicht allein gelassen wurden.

»Ich beeile mich«, fügte der Richter hinzu und schwang sich wieder auf sein Pferd. Noch bevor der Schultheiß und Herr Dormann ihre Pferde losgebunden hatten, war er davongaloppiert.

»Dormann, wartet!«, rief Henrich. »Könnt Ihr mir ein Fass Bier bringen lassen? Ich zahl's Euch morgen Abend.«

Martha lachte auf und zog Sophie am Arm in Richtung Küche. »Komm, Kind, wir haben zu tun.«

»Ja, aber ...«

»Ich denke, wir sollten einen jungen Hahn schlachten. Ja, das sollten wir.«



Sophie kniete im Gemüsegarten und schaute, was die Beete so hergaben. Ihre Gedanken kreisten. Während sie den Korb mit Zutaten für die Suppe füllte, die Martha kochen wollte, überlegte sie fieberhaft, was dem tauben Soldaten zugestoßen sein konnte und wie die Leiche in den Mühlengraben geraten war. Die ersten Neugierigen waren bereits eingetroffen, kurz nachdem der Richter vom Hof geritten war, und jetzt wurde spekuliert und getratscht. Die Geschichte vom Wilden Mann wurde dabei längst nicht so abwegig behandelt wie vom Richter. Mehrere Dörfler wollten in der Nacht das Heulen der Hunde gehört haben und ein Suchtrupp nach dem anderen lief über die Wiese neben dem Mühlengraben, um nach Knochen und anderen Spuren zu suchen. Sophie war heilfroh, dass sie schon Heu geerntet hatten, sonst wäre alles platt getrampelt worden.

Sie hörte weitere Stimmen den Fußweg von Widderstein herabkommen und richtete sich auf. Eine neue Gruppe Widdersteiner, hauptsächlich Frauen, winkte ihr zu. Himmel, wenn das so weiterging, würden ihr die Trinkgefäße ausgehen! Allmählich wurde ihr klar, dass Martha und ihr Vater mit ihrem pragmatischen Ansatz absolut recht hatten. Diese Leiche brachte ihnen den reinsten Geldsegen, wenn sie es klug anstellten. Sie klopfte sich die Schürze ab, ließ den Korb stehen und ging erst einmal die Neuankömmlinge begrüßen.

Mit viel Oh und Ah und Igitt wurde die Leiche begutachtet,

dann wurde die Geschichte des Fundes und der Bergung von denen wiedergegeben, die sie schon kannten, während Henrich und Konrad die Gäste mit Getränken versorgten. Martha lief mit einer Schale und einem Kräuterbüschel vor dem Haus herum und besprengte den Boden und die Türpfosten mit einer Flüssigkeit. Bei näherem Hinsehen erkannte Sophie, dass es Blut war.

»Martha, um Himmels willen, was tust du denn da?«, fragte sie entsetzt.

»Ich schütze uns vor dem Wilden Mann.« Ihr eigensinniger Gesichtsausdruck warnte Sophie, ihr ja nicht in die Quere zu kommen.

»Wo hast du das Blut her?«

»Von dem Hahn, hab doch gesagt, dass ich einen schlachte. Ich habe ihn schon gerupft und ausgenommen, der kommt gleich mit in die Suppe. Wenn ich hier fertig bin.« Geschäftig lief sie über den ganzen Hof und zog einen Kreis von Blutspritzern um die Gebäude. Zu guter Letzt kippte sie den Rest des Blutes auf das Wehr und hängte das Kräuterbüschel am Geländer auf.

Der Pfarrer verfolgte ihr Treiben mit argwöhnischem Blick. »Ihr solltet diesem abergläubischen Handeln Einhalt gebieten, Herr Neuhoff«, sagte er zu Henrich, der darüber nur lachte.

»Ach, Herr Pfarrer, ich habe es schon lange aufgegeben, diese Frau zur Einsicht zu bringen. Was kann es schon schaden, wenn sie ein bisschen Blut verteilt und Kräuterbüschel aufhängt?«

»Sie misst diesem Geschwätz vom Wilden Mann mehr Gewicht bei als dem guten Evangelium. Gebet hilft gegen den Teufel, nicht irgendwelche Kräuter.«

»Ihr dürft herzlich gern versuchen, ihr das zu erklären. Viel Erfolg.« Henrich grinste den Pfarrer unverblümt an. »Noch ein Bier, Herr Altgelt?«

Der Pfarrer lehnte ab, denn in diesem Moment erschienen die beiden Wächter, die der Richter entsandt hatte. Ihre bloße Anwesenheit dämpfte das Stimmengewirr und die Menschen traten respektvoll zurück.

»Richter Fischer bittet darum, dass alle, die sich an der Suche nach Hinweisen oder dem Kopf dieses Toten beteiligen, an uns Bericht erstatten!«, rief einer der beiden. »Wer ist Müller Neuhoff?«

Henrich trat vor.

»Hat die Suche schon irgendetwas ergeben?«

»Nein, bisher nicht. Rund um den Mühlengraben war nichts zu finden. Ein paar Männer gehen gerade den Flusslauf der Wied ab, auf Widderstein zu.«

»Uns wurde vor dem Regen ein Mantel gestohlen!«, meldete sich eine Widdersteinerin zu Wort.

»Und uns ein Brot!«, empörte sich eine weitere Frau.

Der Wächter sah sie irritiert an. »Was hat das mit der Leiche zu tun?«

Darauf wussten die Frauen keine Antwort, doch es erhob sich ein allgemeines Getuschel. Sophie fuhr ein Schauer über den Rücken. Was war, wenn der Mörder sich noch irgendwo in der Gegend versteckte? Sie konnte den Gesichtern der Nachbarn ansehen, dass sie nicht die Einzige mit diesem Gedanken war.

Die Wächter gingen zu dem Toten.

»Schlampige Arbeit«, bemerkte der Erste.

Der andere stieß den Körper mit dem Fuß an. »Ganz schön angenagt, der Ärmste. Muss wohl eine Weile draußen gelegen haben.«

»Was meint Ihr denn mit ›schlampige Arbeit?‹«, wollte Henrich wissen.

Der Wächter zeigte auf den Hals der Leiche. »Wie der Kopf abgetrennt wurde. Das war weder ein Schwert noch eine scharfe Axt, sondern irgendein stumpfes Werkzeug. Scheußlich.« Er schüttelte den Kopf, drehte dem Toten den Rücken zu und baute sich breitbeinig neben dem Wehr auf, die Hand auf den Knauf seines Säbels gelegt.

Henrich wagte es nicht, ihm einen Krug Bier anzubieten.

Der andere Wächter wirkte wesentlich nahbarer, schlenderte

zwischen den Dörflern herum und wechselte hier und dort ein Wort mit ihnen.

Der Trubel auf dem Hof ließ erst mit der Dämmerung nach. Sophie hatte das Gefühl, dass im Laufe des Tages sämtliche Einwohner Michelbachs und Widdersteins vorbeigeschaut hatten. Zum Abend hin hatte es sich beinahe wie ein Volksfest angefühlt. Nur gut, dass sie so viel Suppe gekocht und ihr Vater ein zusätzliches Fass Bier organisiert hatte.

Den Wachen hatten sie einen Schlafplatz in der Scheune angeboten, denn sie waren angewiesen worden, bis zum nächsten Mittag vor Ort zu bleiben, wofür Sophie sehr dankbar war. Auch Martha schien die Anwesenheit der bewaffneten Männer zu beruhigen, die die Nacht hindurch abwechselnd Wache halten würden.

»Können die denn gegen den Wilden Mann etwas ausrichten?«, fragte Konrad, den Blick starr auf die dunklen Rechtecke der Fenster gerichtet. Seine Pupillen waren geweitet, das Gesicht weiß wie eine Wand und nur die Wangen glühten rot. Der kranke Junge hätte längst zu Bett gehen sollen, doch in der ganzen Aufregung war daran nicht zu denken gewesen.

»Du solltest morgen losgehen und Eibenzweige schneiden«, wies Martha ihn an. »Daraus schnitzt du uns Kreuze, die wir bei uns tragen können. Das wird uns zusätzlich zu den Kräuterbüscheln schützen. Die Männer werden wohl eher menschliche Unholde abschrecken, aber gegen den Wilden Mann können die nichts ausrichten, nein. Was für ein Glück, dass bald Johannistag ist.«

»Wirst du jetzt endlich mit dem Wilden Mann aufhören!«, fuhr Sophie sie an. Sie sprang auf, holte die Bibel und knallte das schwere Buch mit Wucht auf den Tisch. »Gebet zu unserem Herrn Jesus, das ist es, was uns wirklich hilft, unseren Ängsten beizukommen.« Wütend funkelte sie Martha an.

»Und die Eibenkreuze«, stimmte die Magd zu und nickte bedächtig.

»So, wollen mal sehen, was der Tag uns gebracht hat.« Henrich

steckte seine Hand erst in die eine, dann in die andere Hosentasche und zog jede Menge Münzen hervor, die er auf den Tisch rieseln ließ. Martha hatte auch einige in ihrer Rocktasche, ebenso wie Sophie. Konrad holte seine erst hervor, nachdem Henrich ihn energisch mit dem Ellbogen angestoßen hatte.

»Das ist viel«, sagte Sophie und strich mit der Hand über den unerwarteten Reichtum.

»Da hat es sich gelohnt, den Hahn zu opfern und den Gemüsegarten zu plündern.« Martha grinste breit.

»Was werden wir ihnen morgen anbieten? Ist noch genug Bier da?«, fragte Sophie. »Morgen werden nicht so viele kommen, denke ich. Nach der Beerdigung und dem Tag heute ist viel Arbeit liegen geblieben. Das Bier ist fast leer, wir müssen auf jeden Fall für Nachschub sorgen«, sagte Henrich und seufzte. »Ich werde froh sein, wenn wir die Leiche morgen vom Hof haben.«

»Wir müssen den doch nicht begraben, oder?«, fragte Konrad nervös.

»Ich hoffe, der Richter kümmert sich drum.« Henrich erhob sich. »So, ab ins Bett mit dir, Konrad. Ich ziehe mich auch zurück, war ein langer Tag.«

»Gute Nacht, Vater«, sagte Sophie und stand ebenfalls auf. Die Bibel legte sie zurück auf die Fensterbank.

Auch Martha verabschiedete sich und eilte über den Hof in ihren Anbau.

Sophie verharrte einen Moment in der Küche, nachdem alle gegangen waren. Das Feuer war heruntergebrannt und gab nur einen schwachen Schein ab. Draußen hatte es zu regnen begonnen und die Balken des Hauses knarzten und ächzten in der zunehmenden Kühle der Nacht. Eine Träne rollte plötzlich Sophies Wange herunter und überraschte sie mit ihrem salzigen Geschmack, als sie im Mundwinkel ankam. Ob sie dem namenlosen Toten galt oder ihrem verschollenen Mann, wusste sie selbst nicht. Sie wischte sie fort und atmete einmal tief durch. Morgen noch, dann würde hoffentlich wieder Normalität einkehren.



Michelbacher Mühle, 19. Juni 1649

Die Wächter nahmen die Schüsseln mit Haferbrei gern entgegen, die Sophie ihnen zum Frühstück brachte.

»Still hier draußen«, sagte der eine und ließ den Blick über den Hof schweifen.

Fast hatte Sophie den Eindruck, als wäre ihm diese Stille nicht geheuer.

»Ich bin jedes Mal froh, wenn ich aus der Stadt zurück bin und hier meine Ruhe habe«, erwiderte Sophie.

Der Wächter sah sie verwundert an und schien nicht so recht zu wissen, was er darauf antworten sollte.

»War etwas Besonderes in der Nacht?«, fragte Sophie weiter.

»Nein. Einmal dachte ich, ich hätte jemanden unter den Bäumen gesehen, aber das war wohl nur ein Fuchs oder so. Sonst war nichts. Habt Ihr ein Fuhrwerk?«

Sophie schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Die Schweden ...«

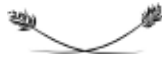
Der Wächter winkte ab. »Wir werden sehen, wie wir den da zum Schindanger bekommen.« Er zeigte mit dem Daumen über die Schulter, ohne sich umzuwenden. »Ich glaube nicht, dass sich noch ein Hinweis findet, wer das ist.«

»Ob er wohl Familie hat ...?«, sagte Sophie mehr zu sich selbst als zu ihrem Gegenüber und wartete dementsprechend keine Antwort ab, sondern ging in den Stall, um die Tiere zu füttern. Schweine wie Hühner stürzten sich mit Begeisterung auf die Gemüsereste, die gestern beim Kochen abgefallen waren.

Das Herz war ihr schwer, während sie die Eier aus dem Hühnerstall sammelte. Wenn nun ihr Dietrich auch irgendwo in der

Fremde in einem Graben gelandet war, bis zur Unkenntlichkeit entstellt wie diese Leiche hier? Ebenso gut konnte er in einer Schlacht gefallen und mit hunderten anderen in ein Massengrab geworfen worden sein. Man hörte auch oft, dass die Pest unter den Truppen grassiert hatte. Zum ersten Mal ließ sie den Gedanken zu, dass es äußerst unwahrscheinlich war, ihren Mann nach vier Jahren Krieg lebend wiederzusehen.

Mit dem Korb voller Eier auf dem Schoß saß sie auf einem Stein hinter dem Hühnerhaus und weinte still in ihre Schürze, während ein Teil von ihr sich darüber wunderte, dass ausgerechnet der Tod eines Fremden ihr den Verlust ihres Mannes vor Augen führte. Martha, ihr Vater, ihre Schwester Margret, alle hatten schon oft auf sie eingeredet, dass Dietrich nicht zu ihr zurückkehren würde. Doch sie klammerte sich an ihre Hoffnung, bockig wie ein kleines Kind und aller Vernunft zum Trotz, auch jetzt. Ihr Dietrich würde zurückkommen. Der grausame Tod des tauben Soldaten änderte nichts daran. Wenn er es denn war, der da kopflos neben dem Mühlengraben lag. Sophie richtete sich auf und wischte sich die Tränen ab, seufzte tief, stand auf und ging zurück an die Arbeit, als wäre nichts geschehen.



Entgegen ihren Erwartungen tummelten sich an diesem Vormittag doch wieder eine ganze Reihe von Besuchern im Hof der Mühle. Aus Michelbach gab es jetzt auch mehrere Beschwerden über Diebstähle, die sich bei genauerem Nachfragen der Wachen jedoch als nicht haltbar erwiesen. In jedem Fall ging es um Essen und in jedem Fall hätte es auch ein Familienmitglied gewesen sein können, denn es fehlten nie größere Mengen. Nur in einem Haushalt war angeblich ein Trinkbecher verschwunden.

Worüber sich aber alle Michelbacher einig waren, war das Hundegebell in der Nacht. Geschichten über den Wilden Mann wurden erst unterbrochen, als der Richter in Begleitung des

Schultheißen von Michelbach in den Hof geritten kam. Er hielt sich nicht lange auf. Da keine neuen Hinweise zur Identität des Toten gefunden worden waren, der Kopf verschollen blieb und niemand vermisst wurde, ordnete er an, den Leichnam zum Schindanger zu bringen und zu begraben.

»Ich werde den Vorfall in meinen Akten vermerken. Ansonsten sehe ich keinen Handlungsbedarf. Herr Schneider, Ihr kümmert Euch um alles. Der Graf bittet alle darum, wachsam zu sein und sofort Bescheid zu geben, falls sich Ähnliches ereignet.« Damit verabschiedete sich der Richter und ritt davon, derweil der Schultheiß einen der Wagen auf dem Hof mitsamt Fahrer in Beschlag nahm, um die Leiche zum Schindanger zu bringen.

Gefangen in einer seltsamen Mischung aus Ekel und Faszination schaute Sophie zu, wie die Bauern die Leiche auf den Wagen luden. Natürlich nutzten die Wächter ihre Autorität, um den Toten nicht selbst anfassen zu müssen, begleiteten den Tross jedoch, um für einen reibungslosen Ablauf zu sorgen. Sobald Wagen und Reiter unter den Bäumen des Weges verschwunden waren, atmeten alle auf. Das gesamte Ereignis wurde bei einem Bierchen noch einmal aufgerollt, dann gingen auch die letzten Neugierigen zu ihrer jeweiligen Arbeit zurück und es kehrte wieder Ruhe auf der Mühle ein.



Am Sonntag war der Leichenfund nach dem Gottesdienst Gesprächsthema Nummer eins. Von allen Seiten drängten sich die Leute um Henrich, Sophie und Konrad, der ausnahmsweise nicht sofort verschwunden war, sondern sich in der Aufmerksamkeit sonnte. Während Henrich mit Begeisterung alles erzählte, was sich zugetragen hatte, hätte Sophie sich gern zurückgezogen, was leider nicht möglich war. Sie war nur froh, dass Martha nicht dabei war. Henrich sagte nichts vom Wilden Mann, vermutlich weil der Pfarrer in der Nähe stand und genau zuhörte, was der Müller

zum Besten gab. Er hatte den Vorfall in seiner Predigt nicht erwähnt, wohl aber zu erhöhter Vorsicht vor Fremden aufgerufen und alle Christenmenschen ermahnt, sich gegenseitig die Nächstenliebe nicht schuldig zu bleiben, sondern sich auszuhelfen, wo es möglich war. Sophie vermutete, dass er damit auf die Essensdiebstähle anspielte.

Nach einer Weile spürte Sophie, wie ihr jemand am Ärmel zapfte. Elßgen hatte sich durch die Menge zu ihr vorgearbeitet und hakte sich bei ihr ein.

»Du siehst so aus, als wärst du lieber woanders«, flüsterte sie Sophie ins Ohr. »Komm, lass die Kerle reden, wir machen einen gemütlichen Spaziergang nach Hause.«

»Ich kann doch nicht einfach ...«

»Herr Neuhoff, wir gehen schon mal. Mein Vater hat sicher einen Platz in der Kutsche für Euch!«, rief Elßgen mitten in die Erzählung des Müllers hinein und wartete nicht einmal auf eine Antwort. Sie zog Sophie einfach hinter sich her und hatte kein Problem damit, die Zuhörer unsanft zur Seite zu schieben, wenn sie ihr nicht bereitwillig Platz machten. Dafür wäre Sophie viel zu zurückhaltend gewesen.

Sobald sie die Menschentraube hinter sich gelassen hatten, atmete Sophie auf. »Danke für die Rettung«, sagte sie lächelnd.

»Nicht der Rede wert. Die letzten Tage habe ich nichts anderes gehört, als dass die Leute sich das Maul über eure Leiche zerrissen haben. So langsam habe ich genug davon.«

»Das ist nicht *unsere* Leiche!«, warf Sophie empört ein.

Bevor sie weitersprechen konnte, sagte Elßgen: »Du weißt schon, wie ich das meine. Mein Vater hat gesagt, es wäre der taube Soldat gewesen. Denkst du das auch?«

»Elßgen, du strafst dich gerade selber Lügen. Hast du nicht vor wenigen Augenblicken behauptet, du hättest genug davon?«

Elßgen lachte auf. »So langsam, habe ich gesagt. Diese eine Sache will ich noch wissen, dann können wir gern über etwas anderes reden.«

Sophie schwieg einen Moment. »Ja, ich denke das auch. Es war seine Kleidung und die drei Kumpanen sind ohne ihn verschwunden. Sonst kommt niemand infrage. Keiner wird vermisst, außer diesem Unbekannten, von dem wir nicht einmal den Namen wissen.«

»Die anderen haben ihn Jofri genannt. Das war irgendeine Abkürzung.«

»Jofri«, sagte Sophie leise und dachte an den Abend nach der Beerdigung, als er ihr gewunken hatte. Keinen Moment hatte sie darüber nachgedacht, ob sie ihn je wiedersehen würde. Jetzt war er tot.

»Warum macht dir das so zu schaffen?«, fragte Elßgen verwundert.

Mit einem Ruck kehrte Sophie aus ihrer Erinnerung in die Gegenwart zurück. »Wer sagt, dass es mir zu schaffen macht?«

Elßgen zog eine Augenbraue hoch.

Sophie seufzte tief. »Es ist nur ...«, begann sie zögernd und stockte.

Elßgen wartete tatsächlich geduldig, bis sie weitersprach. Das dauerte eine Weile, in der sie das Schloss passierten und Altkirchen durch das offene Stadttor verließen. Das Wetter hatte sich nicht nennenswert gebessert. Noch immer hing eine dichte Wolkendecke über der Gegend und es war relativ kühl. Zum Glück regnete es nicht.

»Ich dachte an Dietrich«, gab Sophie schließlich zu. »Was ist, wenn er wie dieser Soldat irgendwo gestorben ist? Ich werde nie erfahren, was mit ihm passiert ist.«

»Und ich dachte schon, du hättest mit dem Tauben angebandelt!«, rief Elßgen lachend.

»Elßgen, also wirklich«, protestierte Sophie.

»Hässlich war er ja nicht. Apropos, hast du Graf Christian gesehen? Sah er nicht unverschämt gut aus?«

Sophie überlegte kurz, ob sie Elßgen rügen sollte, entschied sich aber dagegen. Für ihre Freundin war Dietrich schon lange

Geschichte und sie machte kein Hehl daraus, dass sie Sophies Hoffnungen auf seine Rückkehr nicht nachvollziehen konnte. Es schmerzte, ihre Gefühle für sich zu behalten, doch Sophie kannte es kaum anders. Seit ihre ältere Schwester ausgezogen war, hatte sie niemanden mehr, dem sie sich anvertrauen konnte.

»Natürlich habe ich den Grafen gesehen, der ist ja lange genug auf der Empore herumstolziert. Er hätte sich lieber mal um seine Frau kümmern sollen, die war furchtbar blass.«

»Findest du? Wahrscheinlich plagt sie die Schwangerschaft. Lange kann es nicht mehr dauern, bis das Kind kommt. Vielleicht gibt es einen kleinen Erbgrafen. Es würde Christians Stellung sichern.«

»Mir wäre es lieber, er würde seinen Platz endlich der Gräfin Luise Juliane räumen. Ihre Töchter sind die rechtmäßigen Erbinnen.«

»Das ist gar nicht sicher. Angeblich soll die Grafschaft geteilt werden! Soweit ich weiß, gibt es da schon Verhandlungen. Und wer weiß, wen wir dann hier vor die Nase bekommen. Graf Christian macht seine Sache eigentlich gut.«

»Die Hungergräfin macht es besser. Die sorgt sich wenigstens um ihr Volk, anstatt es nur auszubeuten. Man sollte meinen, unser armes Fleckchen Erde wäre aus reinstem Gold, so wie die hohen Herren sich darum zanken.«

»Da hast du wohl recht. Ich weiß auch nicht, was die alle hier wollen. Als hätten wir es nicht schwer genug. Sieh mal, die Hasen!« Elßgen deutete auf ein Gebüsch, unter dem sich zwischen zwei Feldern eine Hasenfamilie tummelte. Bei ihrem Ausruf hatten sie die Löffel aufgestellt und waren blitzschnell verschwunden.

Als hätten die Tiere die ernstesten Themen mit sich genommen, plauderten die beiden Frauen fröhlich, bis sie die Mühle erreicht hatten.

»Komm, Elßgen, trink etwas, bevor du weitergehst«, lud Sophie ihre Freundin ein, die gern zustimmte.

Kaum hatte sie sich in der Stube an den Tisch gesetzt, fing sie an zu lachen. »Meine liebe Sophie, hatte ich nicht gesagt, du sollst diese Kanne *nicht* als Blumenvase benutzen?«

»Aber es sieht so hübsch aus«, verteidigte sich Sophie mit einem breiten Grinsen. »So macht sie mir viel mehr Freude, als wenn ich daraus einschenke.« Sie stellte einen Becher vor Elßgen ab. »Versuche ja nicht, mich umzustimmen.«

Elßgen hob in einer hilflosen Geste beide Hände. »Tu ich nicht. Ich wusste sowieso, dass da Blumen drin landen. Ein bisschen kenne ich dich.« Sie zwinkerte und trank den Becher in einem Zug leer. »Lange bleibe ich nicht. Ich will allerdings sehen, wo ihr die Leiche gefunden habt. Vater hat mir die ganze Zeit verboten herzukommen.«

Jetzt, wo der Tote weg war, machte es Sophie nichts aus, ihrer Freundin die Stelle zu zeigen. Es gab nichts mehr zu sehen als platt gedrücktes Gras und das Kräuterbüschel, das am Geländer des Wehrs baumelte. Dennoch wirkte Elßgen beeindruckt.

»War es sehr schlimm?«, fragte sie.

»Ja«, erwiderte Sophie knapp und schüttelte sich. »So ziemlich das Widerlichste, was ich seit Langem gesehen habe. Dein Vater hat dir einen Gefallen getan.«

Elßgen verzog das Gesicht. Sie sah das offensichtlich anders. »Nun denn ... Ich muss los. Mach es gut, meine Liebe. Wir sehen uns morgen beim Feuer!«, verabschiedete sie sich und machte sich auf den Heimweg nach Widderstein.

Sophie blieb noch einen Moment stehen und winkte ihr hinterher.

Ein Niesen ließ sie herumfahren. »Konrad! Bis du allein zurückgekommen?«

Der Junge wischte sich mit dem Ärmel über die Nase und nickte. »Der Müller ist in die Wirtschaft gegangen. Er hat gesagt, ich sehe krank aus und soll mich ins Bett legen.«

Dem konnte Sophie nur zustimmen. Konrads Wangen schienen zu glühen und sein Blick wirkte trüb. »Ich glaube, du hast

Fieber. Leg dich hin und ruh dich aus. Martha wird dir einen Tee und Umschläge machen. Ich sage ihr gleich Bescheid.«

Konrad sah sie mit großen Augen an, bewegte sich jedoch nicht vom Fleck.

»Was ist?«, fragte Sophie.

»Werde ich auch sterben, wie der Sepp?« Von seiner sonst oft so frechen Art war plötzlich nichts mehr übrig.

Sophie sah ihn betreten an. Diese Möglichkeit war ihr noch gar nicht in den Sinn gekommen bei allem, was sich auf dem Hof abgespielt hatte. »Das hoffe ich nicht. Wir werden dich gut versorgen, versprochen. Der Sepp hatte ja keine Martha bei sich, die sich so gut mit Heilkräutern auskennt. Mach dir mal keine Sorgen, du wirst schon wieder gesund.« Sie legte ihm den Arm um die Schultern und begleitete ihn zur Haustür. »Ab in deine Kammer mit dir.«

Konrad trollte sich und Sophie klopfte gleich an Marthas Tür. Der Duft von frischer Minze und Thymian schlug ihr entgegen, als sie eintrat.

»Bin schon dabei, bin schon dabei«, sagte Martha und wedelte mit der Hand, als wollte sie Sophie hinausscheuchen.

»Wobei bist du?«, fragte Sophie unbeirrt.

»Kräuter für die Kranken. Während ihr euch in der Kirche gelangweilt habt, war ich im Wald draußen und habe die Schätze aus Gottes guter Natur gesammelt.« Mit geübten Fingern hackte sie die Blätter auf einem dicken Holzbrett klein, dessen Oberfläche von Pflanzensäften grün verfärbt war.

»Das ist gut, danke, Martha«, sagte Sophie. »Konrad scheint Fieber zu haben. Du siehst gleich nach ihm, ja?«

»Ja ja«, brummte die Alte und füllte die Kräuter in eine Kanne, in der sie sie mit heißem Wasser aufgoss.

Sophie ging wieder hinaus. Im Hof verharnte sie und schaute den Weg entlang, aber ihr Vater tauchte nicht auf. Es ärgerte sie, dass er in die Wirtschaft gegangen war. Eigentlich hatten sie heute ihre Schwester Margret besuchen wollen, doch dafür war

es bald schon zu spät. In der Kirche war sie nicht gewesen, vermutlich wegen der Kinder. Um die Energie ihres Unmuts in sinnvolle Bahnen zu lenken, ging sie in die Mühle, nahm einen Besen und fing an zu fegen. Konrad würde es die nächsten Tage sowieso nicht tun. Seine Frage von vorhin hatte ihr einen Stich versetzt und sie beschloss, dafür zu sorgen, dass er ausreichend Zeit bekam, um wieder gesund zu werden. Dass ihr Vater noch immer mit seinem Katarrh zu kämpfen hatte, lag sicherlich daran, dass er nicht genug geruht hatte, als er krank gewesen war, trotz aller Ermahnungen ihrerseits.

Sophie stieg die Treppe ins Obergeschoss hinauf und sah sich um. Ein unwirscher Seufzer entfuhr ihr, als sie die vielen Spinnweben entdeckte, die an den Balken über den Mahlwerken klebten. Es war Konrads Aufgabe, alles sauber zu halten, und er hatte geschludert. Sie deckte die Trichter für das Korn mit Tüchern ab, damit kein Schmutz hineinfiel, und begann, die Spinnweben zu entfernen. Dann fegte sie systematisch den Boden um die Mahlwerke bis hinüber zu der Leiter, die in den offenen Dachspitz führte. Nur ein kleiner quadratischer Boden für Reparaturen am Steinkran war dort eingezogen worden. Diese hintere Ecke hatte Konrads Besen offensichtlich auch nicht erreicht und Sophie musste mehrmals niesen, weil ihr der aufgewirbelte Staub in der Nase kitzelte.

Unter der Leiter hielt sie überrascht inne. Auf dem Boden lag ein Blatt. Sie bückte sich und hob es auf. Es war ein welkes Eichenblatt, braun und löchrig, als wäre es vom letzten Herbst.

»Wie kommt das denn hier hin?«, murmelte Sophie und schaute nach oben. Ihr wurde etwas mulmig zumute. Es gab bloß eine Möglichkeit, wie das Blatt hier hereingekommen sein konnte: Es hatte jemandem am Schuh geklebt und war abgefallen, als derjenige die Leiter hinaufgestiegen war. Sie wusste, dass ihr Vater schon seit Monaten nicht mehr im Dachspitz gewesen war. Angesichts Konrads mangelnder Sorgfalt war es natürlich durchaus möglich, dass das Blatt schon sehr lange hier lag. Es war aber ge-

nauso möglich, dass jemand es erst kürzlich hereingetragen hatte. Jemand, der sich dort oben versteckte. Sophie schluckte.

Die Mühle war immer offen, im Prinzip konnte dort jeder ein- und ausgehen. Sollte sie nachsehen? Sie spürte, wie schon der Gedanke ihre Knie zittern ließ. Hastig kehrte sie den Dreck in einen Eimer und eilte mit klopfendem Herzen die Stiege hinunter. Ihr Vater würde das überprüfen müssen. Sie wagte es nicht.

Die Zeit, bis ihr Vater endlich nach Hause kam, erschien Sophie wie eine Ewigkeit. Sie versuchte, sich im Haus mit allerlei Aufgaben abzulenken, doch ständig wanderte ihr Blick aus dem Fenster hinüber zur Mühle. Durch die Hanglage befanden sich die Fenster des Wohnhauses auf der gleichen Höhe wie deren Obergeschoss, was aber nicht bedeutete, dass sie durch die kleinen Fensterchen im Inneren irgendetwas erkennen konnte, zumal die Mühle im rechten Winkel zum Haus stand.

Als Henrich endlich auftauchte, zeigte er sich von Sophies Befürchtungen zunächst einmal völlig unbeeindruckt. Er war in Gedanken noch ganz bei den Gesprächen im Wirtshaus, wo er wahrscheinlich eine Runde nach der anderen ausgegeben bekommen hatte, nur damit er die Geschichte vom kopflosen Toten noch einmal erzählte. Sophie vermutete, dass sie mit jedem Krug Bier fantastischer geworden war. Entgegen seiner Gewohnheit setzte er sich in die Stube, nicht auf die Bank vor dem Haus, um zu rauchen.

»Willst du gar nicht nachsehen?«, drängte Sophie.

»Jetzt lass mich erst mal in Frieden nach dem langen Marsch«, brummte Henrich. Seine Aussprache war nicht mehr ganz deutlich, was Sophies Unruhe zusätzlich verstärkte.

»Ja, aber was ist, wenn da wirklich jemand ist?«

»Sieh doch selbst nach. Oder schick Martha, wenn du dich nicht traust.«

»Wir sagen Martha kein Wort davon!«, rief Sophie entsetzt.

»Wer weiß, auf was für Ideen sie kommt.«

Diesen Gedanken fand Henrich anscheinend äußerst amüsant. »Dass der Pfarrer sie hat gewähren lassen ...«, kicherte er und schüttelte den Kopf.

»Das hat mich auch sehr gewundert.« Sophie runzelte die Stirn.

»Oh, er hat vor Jahren mal versucht, sich mit ihr anzulegen. War sehr eifrig und beharrlich. Irgendwann war es ihm wohl zu bunt, so wüst beschimpft zu werden.«

»Da kann ich mich gar nicht dran erinnern.«

In diesem Moment gesellte Martha sich zu ihnen und das Gespräch verstummte. Sophie blieb nichts anderes übrig, als zu warten, und das fiel ihr enorm schwer.

»Wie geht es Konrad? Denkst du, es ist ernst?«, fragte sie, um Martha nicht das Gefühl zu geben, dass sie störte.

»Bei Fieber weiß man nie so genau«, sagte die Magd düster. »Im Moment rechne ich allerdings nicht damit, dass es Probleme gibt. Lass ihn sich ausschlafen und dann ist er sicher bald wieder auf den Beinen.«

»Der Bengel hat Fieber?«, hakte Henrich nach.

»Ja. Ich habe ihm Umschläge gemacht, und als ich eben nach ihm gesehen habe, schlief er tief und fest. Das ist ein gutes Zeichen. Lasst ihn morgen in Ruhe. Soll ich Euch noch einen Tee machen, Müller?«

Henrich nickte nur und Martha ging in die Küche.

»Bitte, Vater. Es lässt mir keine Ruhe!«, sagte Sophie eindringlich.

Henrich stand knurrend auf. Wortlos schlurfte er aus dem Haus, ging über den Hof und verschwand in der Mühle. Sophie sah ihm vom Fenster aus hinterher. Es dauerte nicht lange, da kam er zurück und setzte sich genauso schweigend an den Tisch in der Stube.

Martha sah zwischen den beiden hin und her, während sie den Tee abstellte. »Ist irgendwas?«, fragte sie misstrauisch.

»Nein, nein«, erwiderte Sophie so unbeschwert wie möglich. Wenn ihr Vater etwas gefunden hätte, würde er sicher nicht so

stoisch hier sitzen. Also war ihre Angst unbegründet und sie konnte sich endlich entspannen.

Als Martha später zu Bett gegangen war, bestätigte Henrich ihre Hoffnung: »Da oben ist nichts. In Zukunft solltest du drauf achten, dass Konrad seine Pflichten ernst nimmt. Geht ja nicht an, dass unsere Kunden Spinnweben in ihrem Mehl haben.«

»Keine Sorge, das werde ich«, sagte Sophie erleichtert.



Michelbacher Mühle, 21. Juni 1649

Der nächste Tag begann ähnlich trüb wie die vorigen, doch in seinem Verlauf klarte es zunehmend auf und am Nachmittag lagen Wald und Wiesen unter strahlendem Sonnenschein. Martha war schon im Morgengrauen aufgebrochen, um Johanniskraut zu sammeln, und Sophie erntete die Johannisbeerbüsche ab, die den Gemüsegarten säumten. Sie freute sich über die reiche Ernte. Einen Teil der süß-sauren Beeren legte sie zum Trocknen aus, der Rest wurde ausgepresst und eingekocht. Sie steckte noch mitten in der Arbeit, als Martha mit einem Strauß hereinkam.

»Für deine Vase«, sagte sie und legte ihn auf den Tisch. Dann verschwand sie wieder. Sophie wusste genau, was es mit dem Strauß auf sich hatte. Die sieben verschiedenen Kräuter sollten vor Unheil bewahren. Sicherlich würde Martha auch einen Kranz an der Tür aufhängen. Die letzten Jahre hatte sie es nur an ihrer eigenen Tür getan, weil Sophie sich gegen den Aberglauben wehrt hatte. Nach dem Leichenfund würde die Magd allerdings darauf bestehen, das Haus und die Bewohner auf ihre Weise zu schützen.

Sophie nahm den Strauß und tauschte ihn gegen den halb verwelkten aus, der sich in Elßgens Kanne befand. Diesmal würde sie Martha gewähren lassen, nicht, weil sie glaubte, dass der Kranz etwas nützen würde, sondern weil sie die Sorge und den guten Willen dahinter erkannte. Letzterer war bei Martha manchmal schwer zu entdecken.

Erst nach dem Mittag kam Konrad aus seiner Kammer geschlichen. Nervös knetete er seine Kappe in den Händen und stand

mit zwischen die Schultern gezogenem Kopf vor Sophie, während er eine Entschuldigung murmelte, dass er nicht eher aufgestanden war.

»Es ist völlig in Ordnung, Konrad. Wir haben dich schlafen lassen, damit du schnell gesund wirst. Das heißt aber auch, dass du heute Abend daheimbleibst. Wer krank ist, kann nicht feiern gehen.«

»Mir geht es gut!«, rief er und bekam prompt einen Hustenanfall.

»Ja, das sehe ich, wie gut es dir geht«, erwiderte Sophie nüchtern.

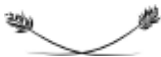
»Ich wollte mit meinen Freunden ...«

Kopfschüttelnd unterbrach sie ihn: »Nein. Du hältst Ruhe, dass es dir nicht so geht wie dem Sepp.« Innerlich wand sie sich etwas, eine solch harsche Drohung zu benutzen, doch manchmal heiligte der Zweck die Mittel. Es war zu Konrads Schutz, was der Junge nie im Leben einsehen würde.

Ihre Worte zeigten die gewünschte Wirkung und er gab keine Widerworte mehr.

»Nimm dir etwas zu essen und danach mach dich an die Arbeit. Sobald du merkst, dass es dir zu viel wird, ruh dich aus. Und du gehst nicht vom Hof, hörst du?«

»Ja, Frau Sophie.«



Henrich erklärte sich gern bereit, mit dem Jungen zu Hause zu bleiben, während Sophie und Martha nach Widderstein gingen. Da er erst am Tag zuvor im Wirtshaus gewesen sei und es ihm immer noch nicht so gut gehe, behalte er lieber ein Auge auf Konrad, verkündete er großmütig. Sophie vermutete, dass ihm bloß der Weg nach Widderstein zu mühsam war und er durchaus dabei gewesen wäre, wenn sie einen Wagen gehabt hätten. Aber besser Konrad blieb nicht allein, denn der hätte sich mit Sicherheit

davongemacht und wäre in Michelbach feiern gegangen, Fieber hin oder her.

Es war ein herrlicher Sommerabend, die Luft roch würzig und frisch nach den Regenfällen, war aber trotzdem angenehm lau. Sophie genoss die Wanderung und freute sich darauf, einen unbeschwerten Abend zu verleben. Schon von Weitem sahen sie den Rauch des Johannisfeuers in den stillen Abendhimmel aufsteigen und hörten Musik und fröhliches Gelächter.

Sie wurden reihum herzlich begrüßt und Elßgen kam sofort angelaufen, fasste Sophie am Arm und zog sie mit sich zu dem Grüppchen Frauen, die in der Nähe der Tische beisammenstanden. Neben dem großen Johannisfeuer gab es ein Kochfeuer, über dem ein Ferkel am Spieß gedreht wurde. Es duftete verführerisch.

»Komm und iss etwas, Sophie«, lud Elßgen sie ein und schwenkte den Arm einmal über die aufgereihten Leckereien.

»Oh, was habt ihr euch für eine Arbeit gemacht!«, staunte Sophie und hielt bereitwillig einen Teller hin, um ein Stück frisch gegrilltes Fleisch entgegenzunehmen, ein unerhörter Luxus, den sie seit Weihnachten nicht mehr genossen hatte. Sie wandte sich den Frauen und dem großen Feuer zu und beobachtete das Treiben. Noch loderten die Flammen viel zu hoch, als das jemand versuchen konnte darüberzuspringen, doch später am Abend würden viele dem alten Brauch folgen, um sich zu reinigen und sich Schutz und Glück für das kommende Jahr zu sichern. Sophie war gespannt, welche Paare den Sprung gemeinsam wagen würden. Jetzt, wo wieder Grund zur Hoffnung bestand, dass die Zeiten sich besserten, würde es sicherlich einige Hochzeiten geben.

Es begann schon zu dämmern, als Elßgen Sophie mit einem Stoß in die Rippen darauf aufmerksam machte, dass Johann im Lichtschein des Feuers aufgetaucht war. Seine Augen suchten die Anwesenden ab, und als er Sophie entdeckt hatte, hellte sich sein Gesicht deutlich auf.

»Hab ich nicht gesagt, der bleibt nicht in Michelbach, wenn

du nicht da bist?«, grinste Elßgen, während Johann um das Feuer herum auf sie zusteuerte.

»Guten Abend«, grüßte er und machte eine höfliche Verbeugung, die die Frauen kichernd mit einem Knicks erwiderten. »Dass du den weiten Weg hier heraufgegangen bist, wo Michelbach viel näher liegt«, fuhr er etwas vage an Sophie gewandt fort.

»Dass du das Feuer und die Gesellschaft in Michelbach verlassen hast, um nach Widderstein zu gehen«, erwiderte Sophie ebenso vage.

Als er darauf nichts mehr sagte, sondern rote Ohren bekam, brach die ganze Gruppe von Frauen in schallendes Gelächter aus. Das zog gleich mehrere Männer an, die sich neugierig dazugesellten. Ein freundschaftlicher Schlagabtausch begann und es wurde viel gelacht. Erst der laute Aufschrei aus vielen Kehlen, gefolgt von jubelndem Applaus, machte die Gruppe darauf aufmerksam, dass der erste Sprung über das Feuer gelungen war. Nun gab es kein Halten mehr. Die jungen Burschen machten den Anfang und einer nach dem anderen flog unter den Anfeuerungsrufen der Umstehenden über die Flammen. Die Mädchen ließen sich mehr Zeit, denn keine wollte riskieren, dass ihre Röcke Feuer fingen.

Sophie betete still, dass niemand verletzt wurde. Die Sprünge wurden immer waghalsiger, während sich die Springer Mut antranken, und das konnte durchaus übel ausgehen. Den größten Applaus bekam allerdings Martha, die mit wild entschlossenem Gesicht Anlauf nahm. Sophie hielt sich die Augen zu, bis das Gejohle ihr in den Ohren klingelte und sie wusste, dass ihre Magd nicht in die Flammen gestürzt war.

Triumphierend winkte die alte Frau in die Runde. »Jetzt kann der Wilde Mann mich nicht mehr holen, ha!«, rief sie.

Sophie schüttelte nur den Kopf. Nun versuchte Johann, sie dazu zu bewegen, mit ihm einen Sprung zu wagen, aber Sophie lehnte vehement ab. Auch Elßgen ließ sich nicht überreden, obwohl eine ganze Reihe von Burschen es probierten. Was Sophie

jedoch nicht entging, waren die Blicke, die Elßgen einem Bauern zuwarf, der sich aus dem allgemeinen Trubel heraushielt. Er war etwa in Sophies Alter und hatte, soweit sie wusste, erst kürzlich seine Frau verloren. Elßgen hatte, als er noch verheiratet gewesen war, von ihm schon öfter ähnlich geschwärmt wie von Graf Christian, wofür Sophie sie regelmäßig gerügt hatte, obwohl sie wusste, dass diese Schwärmereien bei Elßgen ein belangloser Zeitvertreib waren. Das sah nun anders aus. Der Mann war nicht mehr unerreichbar für Elßgen, schien ihr Interesse allerdings entweder nicht wahrgenommen zu haben oder zu ignorieren.

»Du solltest zu ihm gehen und mit ihm reden«, stichelte Sophie, als Elßgen schon wieder in seine Richtung schielte.

Elßgen zuckte zusammen und sah schnell woandershin. »Zu wem?«, fragte sie mit gespielter Unwissenheit.

»Du weißt genau, wen ich meine«, sagte Sophie. »Ein Tänzchen in Ehren wird er dir bestimmt auch nicht verwehren.« Weiter konnte sie Elßgen nicht ärgern, denn Martha kam dazu, leicht außer Atem nach ihrem gewagten Sprung.

»Ich gehe zurück, willst du mich begleiten?«, fragte sie Sophie.

»Nein, bleib noch!«, protestierte Elßgen sofort.

Sophie war etwas hin- und hergerissen. Einerseits war es herrlich, in so ausgelassener Gesellschaft zu sein, andererseits war sie schon recht müde. Außerdem wusste sie, dass die Stimmung bald umschlagen konnte, wenn zu viel Alkohol geflossen war.

»Ich komme mit«, sagte sie daher und sah Elßgen entschuldigend an.

Natürlich war Johann sofort zur Stelle. »Ich begleite dich«, sagte er entschieden und schob die Brust heraus, als könnte er damit seine Eignung als Beschützer beweisen.

»Uns«, korrigierte Sophie, lehnte aber nicht ab. Johann war ein anständiger Kerl, das wusste sie. Es war ihr tausendmal lieber, in seiner Begleitung zu gehen und seine zaghaften Annäherungsversuche abzuwehren, als unterwegs allein mit Martha einem be-

trunkenen Streuner zu begegnen. Nicht jeder im Umkreis war so vertrauenswürdig wie Johann.

Sie verabschiedeten sich, was relativ viel Zeit in Anspruch nahm. Sobald sie den Feuerschein hinter sich gelassen hatten, umfing sie die samtene Dunkelheit der Mittsommernacht.

Eine Weile liefen sie schweigend, bis Johann flüsterte: »Seht nur.«

In den Büschen und Bäumen am Ufer der Wied, die etwas unterhalb des Weges entlangfloss, blinkten hunderte kleiner Lichtpunkte auf.

»Johanniskäfer! Wie zauberhaft«, sagte Sophie und blieb stehen, um den Anblick zu genießen. Um die Mühle herum hatte sie die Glühwürmchen auch schon öfter gesehen, doch noch nie so viele auf einmal. Sie spürte, wie Johann etwas näher an sie herantrat, und ging vorsichtshalber weiter.

Auch im weiteren Verlauf des Weges redeten sie nicht viel. Je weiter sie ins Tal kamen, desto kühler wurde es und im Mondlicht ließ sich ein Hauch von Nebel auf den Wiesen am Flussufer ausmachen.

»So, ich nehme jetzt ein Bad«, verkündete Martha plötzlich und balancierte über einen Baumstamm, der als Brücke über den Mühlengraben gelegt worden war.

»Martha, bis du verrückt? Denk dran, wie viel es geregnet hat! Was ist, wenn du ertrinkst?«, fragte Sophie erschrocken.

»Dann bin ich tot«, bemerkte die Magd trocken und lief unbeirrt weiter über die Wiese.

»Wehe!«, rief Sophie hinter ihr her und spürte Johanns Hand auf ihrem Arm.

»Lass sie. Sie ist alt genug, um zu wissen, was sie tut.«

Da hatte er natürlich recht. Trotzdem war Sophie etwas ungehalten. Sie war sich nicht sicher, ob Martha nicht noch andere als abergläubische Gründe hatte, sie hier mit Johann allein zu lassen. Eigentlich war sie davon ausgegangen, dass das nicht passieren würde.

Mit zusammengebissenen Zähnen marschierte sie weiter und

brachte so etwas mehr Abstand zwischen sich und den jungen Mann. Beinahe hätte sie den Pfad verpasst, der zur Mühle führte, so verärgert war sie über Marthas Verhalten. Die Magd hätte auch gut mit bis zum Haus gehen können und warten, bis Johann sich verabschiedet hatte, ehe sie baden ging. Aber nein. Martha musste natürlich ihren alten Dickkopf durchsetzen.

An der Mühle angekommen, öffnete Sophie erst die Haustür, bevor sie sich zu Johann umdrehte, um sich zu verabschieden. »Vielen Dank für die Begleitung«, sagte sie eher förmlich, um ihn ja nicht zu ermutigen.

»Sehr gern. Möchtest du nicht vielleicht ein wenig ...«

Ein Klappern unterbrach ihn.

»Was war das?«, fragte Sophie erschrocken und versuchte, die Schatten um die Gebäude mit ihrem Blick zu durchdringen. Erfolglos. Auch Johann sah sich um und beide lauschten mit angehaltenem Atem. Alles blieb ruhig.

Schließlich holte Johann tief Luft und wandte sich Sophie zu. Noch bevor er seinen begonnenen Satz fortsetzen konnte, sagte sie: »Dann gute Nacht, Johann.« Sie konnte seine Enttäuschung förmlich riechen.

»Gute Nacht, Sophie«, erwiderte er und ging davon.

Sie schaute sich nochmals suchend im Hof um und schloss die Tür.

Im Haus regte sich nichts. Offensichtlich waren ihr Vater und Konrad schon lange zu Bett gegangen, denn als sie in den Flur im Obergeschoss kam, hörte sie gleichmäßiges Schnarchen aus Henrichs Zimmer tönen. Es war beruhigend und verhinderte, dass ihre Gedanken zu dem Klappern von vorhin zurückkehrten und es zu etwas Furchteinflößendem aufbauschten.



Trotz der langen Nacht war am nächsten Morgen an Ausschlafen nicht zu denken. Mit dem ersten Hahnenschrei stand Sophie auf

und nahm sich ausgiebig Zeit, sich in Ruhe zu waschen und die langen hellbraunen Haare zu bürsten und hochzustecken. Der Geruch des Johannisfeuers hing in ihren Kleidern, würde aber sicher bald verfliegen. In Gedanken noch bei den Gesprächen vom Vorabend, weckte sie ihren Vater, der den Hahn mal wieder nicht gehört hatte. Konrad knurrte zwar verschlafen, wirkte sonst jedoch ganz munter, sodass sie beschloss, ihn heute zur Schule zu schicken. Sofort fing er an zu husten.

Sophie verschränkte die Arme und sah ihn misstrauisch an. »So viel hast du die ganze Zeit nicht gehustet. Gaukel mir nichts vor. Du gehst zur Schule.«

Der Hustenanfall verschwand ebenso plötzlich, wie er gekommen war, und Konrad verzog das Gesicht. »Kann ich nicht noch einen Tag zu Hause bleiben?«

»Nein, kannst du nicht. Und jetzt los.«

In der Küche trafen sie Martha an, die mit fahrigten Händen den Haferbrei über dem Feuer umrührte. Sie hatte tiefe Ringe unter den Augen, als hätte sie in der Nacht kein Auge zugetan.

»Geht es dir gut?«, fragte Sophie besorgt.

Martha antwortete nicht. Sie stellte den Topf auf den Tisch und setzte sich, ohne die Löffel dazuzulegen.

»Martha?« Sophie berührte ihre Schulter. »Ist etwas passiert?«

»Ich habe einen Mann gesehen«, krächzte die Alte mit Grabesstimme.

»Hatte er einen Kopf?«, fragte Konrad. Plötzlich war er hellwach und äußerst interessiert.

Martha schnaufte einmal tief durch und sah Konrad nachdenklich an. »Ja, jetzt wo du es sagst, er hatte einen Kopf.« Diese Tatsache schien sie zu beruhigen.

»Wo hast du ihn gesehen? Am Fluss?«, wollte Sophie wissen, während sie die Löffel verteilte.

»Auf dem Hof. Ich kam gerade von meinem Johannisbad über die Wiese, da stand er plötzlich da, als wäre er aus dem Nichts erschienen. Zwischen Haus und Mühle. Ich habe mir den Mund

zugehalten, damit ich nicht schreie und ihn auf mich aufmerksam mache. Als ich wieder hinsah, war er fort.«

Konrad starrte sie mit halb offenem Mund an.

Sophie schluckte. »Hast du im Stall und in der Mühle nachgesehen, ob da jemand ist?«

»Bist du verrückt?«, quiekte Martha in einer für sie völlig untypischen Tonlage. »Ich habe gemacht, dass ich in meine Kammer komme und die Tür verrammle!«

»Wieso das denn?«, brummte Henrich, der in diesem Moment die Küche betrat.

»Martha hat einen Mann im Hof gesehen«, sagte Sophie. Sie musste wieder an das Klappern denken, das sie und Johann gehört hatten. Da musste jemand gewesen sein. Als sie den anderen davon erzählte, wirkte auch Henrich besorgt.

»Wir essen erst einmal und dann gehen wir alle zusammen nachsehen.« Er sprach das Tischgebet und danach löffelten alle hastig ihr Frühstück. Sobald der Topf leer war, sprangen sie auf, ließen alles, wie es war, auf dem Tisch stehen und eilten in den Hof.

»Vielleicht können wir seine Fußspuren finden!«, rief Konrad aufgeregt.

Dumm war der Gedanke nicht, denn der Boden war weich vom Regen. Doch bei den vielen Besuchern, die in letzter Zeit zur Mühle gekommen waren, war der Hof übersät mit Abdrücken aller Art.

»Aussichtslos«, bemerkte Henrich und stapfte zur Mühle hinüber. Hinter der Tür bewahrte er einen robusten Knüppel auf, mit dem er schon den einen oder anderen diebischen Landstreicher vertrieben hatte. Den holte er hervor und sah sich zuerst einmal in der Mühle um. Sophie folgte ihm. Während er in jeden Winkel zwischen den Zahnrädern und Balken schaute, suchte sie den Boden nach verräterischen Dreckklumpen ab, die dem Eindringling von den Schuhen gefallen sein konnten. Beide fanden nichts, auch nicht in der oberen Etage. Vorsichtshalber stieg

Henrich noch einmal die Leiter in den Dachspitz hinauf, kam jedoch kopfschüttelnd wieder herunter.

»Nichts. Jetzt der Stall.«

Auch dort fanden sie nichts. Gehöft und Mühle lagen da wie eh und je. Ratlos sahen sie einander an.

»Na, besser als noch ne Leiche«, sagte Martha schließlich und machte sich daran, die Hühner zu füttern.

»Los Konrad, hol deine Schulsachen und dann ab mit dir.« Sophie hatte mit weiterem Protest gerechnet, doch Konrad flitzte sofort los.

»Der hat seinen Kameraden ordentlich was zu erzählen«, sagte Henrich schmunzelnd und räumte den Knüppel weg.

»Wie geht es dir denn heute, Vater?«, fragte Sophie.

»Ja, ja«, war die ergiebige Antwort. »Ich kümmerge mich um die Schweine, schau du nach den Kühen.«

Sophie lächelte in sich hinein und holte Melkeimer und Schemel. Ihr Vater hasste es, von ihr umsorgt zu werden.

Wenn die Kühe heute genug Milch gaben, würde sie später Butter rühren.

Leider standen die Tiere jenseits der Wied. Der Wasserstand war zum Glück so weit zurückgegangen, dass die Trittsteine trocken waren und Sophie ohne Probleme ans andere Ufer balancieren konnte. Dort musste sie allerdings einige Umwege gehen, um den Pfützen auszuweichen, die noch nicht versickert waren. Einige Male geriet sie in sumpfige Stellen, die ihr beinahe die Schuhe ausgezogen hätten.

Bei den Kühen angekommen, schnallte sie sich den Melkschemel um, band eine Kuh am Baum an und begann zu melken, wobei sie mit der jüngsten Kuh anfang. Die stand nicht immer still und sie wollte nicht riskieren, dass sie ihr den vollen Eimer umstieß. Sie hatte kaum mit dem Melken angefangen, da sprang die Kuh auch schon weg, aufgeschreckt von einem Fuhrwerk, das am anderen Ufer zur Mühle rollte. Sophie konnte den Eimer gerade noch rechtzeitig festhalten. Sie stand auf und spähte hinüber,

wer da kam. Es war der Bäcker, eindeutig erkennbar an seinem gescheckten Pferd. Niemand sonst im Umkreis besaß einen Schecken. Sophie wartete, bis die Kuh sich beruhigt hatte und weitergraste, dann setzte sie ihre Arbeit fort.

Die beiden älteren Kühe gaben ordentlich Milch, sodass Sophie lange dasaß, die Stirn an den warmen Bauch der jeweiligen Kuh gelegt, und versonnen zusah, wie die Milch unter ihren Fäusten in gleichmäßigem Rhythmus in den Eimer spritzte.

Für den Rückweg ließ sie sich Zeit, denn sie wollte keinesfalls etwas verschütten. Sobald sie den Mühlenhof betrat, war es mit der beschaulichen Stimmung vorbei. Das Klappern der Mühle verkündete Geschäftigkeit. Sophie grüßte den Bäcker, brachte die Milch ins Haus und kehrte sofort zurück, um ihrem Vater zur Hand zu gehen. Im Gegensatz zu den meisten Bauern wollte der Bäcker sein Mehl gebeutelt haben, was zusätzlich Arbeitsschritte beim Abfüllen erforderte. Dafür brauchten sie die Säcke nicht einzeln abzumessen, wie es der Fall war, wenn mehrere Kunden zur Mühle kamen.

Henrich schnaufte schon kräftig, als Sophie die Mühle betrat. Er hatte gerade einen Sack Getreide in den Rüttelschuh entleert und drückte ihn ihr in den Arm. »Hier, mach den am Kleiekotzer fest.«

Sophie ging ans Ende des Raumes, der vom Knarzen der Zahnräder und dem Rumpeln der Mühlsteine erfüllt war. Hinter dem Mehlkasten befand sich die Schütte, aus der die Kleie rutschte, eingefasst von einer verwitterten Holzfratze, aus deren Mund ein Halbrohr ragte. Das Gesicht des Kleiekotzers war kaum noch zu erkennen, so alt war er schon.

Sophie hängte den Sack in die Halterung und hob kurz den Vorhang an, der verhinderte, dass das Mehl aus dem Mehlkasten drang. Süßlich duftender Staub füllte den Kasten, in dem das Beutelsieb hin und her schwang.

»Läuft es?«, fragte Henrich, als sie zu ihm zurückkam.

»Alles bestens«, antwortete sie. »Ich übernehme den nächsten Sack, mach du eine Pause.«

Henrich nickte ihr dankbar zu und verschwand nach draußen, um dem Bäcker Gesellschaft zu leisten. Wegen des Lärms konnte sie kein Wort von dem verstehen, was die beiden Männer sprachen. Es war egal, sie wusste auch so, dass der Leichenfund erneut Gesprächsthema war. Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken. Und wenn nun der Mann, den Martha in der Nacht gesehen hatte, der Mörder war, der sich irgendwo in der Nähe versteckte? Sophie versuchte, den Gedanken weit wegzuschieben, aber es gelang ihr nicht. Er saugte sich in ihrem Kopf fest wie ein Blutegel und ließ sich nicht abschütteln, egal wie oft sie sich sagte, dass sie alles abgesucht und nichts gefunden hatten.



Michelbacher Mühle, 23. Juni 1649

Im Laufe des Tages schöpfte Sophie mehrmals die Sahne ab, die sich oben auf der Milch absetzte, bis sie am nächsten Morgen eine gute Portion beisammenhatte. Die füllte sie ins Butterfass und begann, sie mit dem darin liegenden Kolben zu stampfen. Butter schlagen war monoton und langweilig, und wenn das Produkt, das dabei entstand, nicht so schmackhaft gewesen wäre, hätte sie sich die Mühe nicht gemacht. Doch Sophie liebte Butter, also stand sie am Küchentisch und starrte aus dem Fenster, während sie stampfte und stampfte und stampfte. Nach einer halben Ewigkeit entstanden die ersten Flocken und Sophie seufzte erleichtert auf. Jetzt würde es nicht mehr lange dauern. Ihr wurden allmählich die Arme lahm und die Schultern schmerzten. Kurz darauf, ganz plötzlich, verklumpte die Butter.

Zufrieden stand Sophie auf, schüttete die Buttermilch, die übrig geblieben war, in eine Kanne und knetet die Butter zu einem festen Klumpen zusammen, wobei sie noch einen Rest Buttermilch herausdrückte. Der Butterklumpen wanderte in ein eigens dafür vorgesehenes Steingutöpfchen.

Sophie war gerade dabei, sich das Fett in ihrem Spüleimer von den Fingern zu waschen, als es klopfte. Sie zuckte zusammen. »Wer ist da?«, rief sie und trocknete sich hastig die Hände ab.

»Rentmeister Brinck«, war die Antwort und Sophie öffnete die Tür, froh, dass es kein Fremder war.

»Herr Brinck, guten Tag, tretet bitte ein.« Sie machte einen Knicks und bat ihn, in die Stube durchzugehen. »Ist es schon wieder Zeit für die jährliche Kontrolle?«

»Das ist es in der Tat, gnädige Frau. Ist der Müller zugegen?«, antwortete Herr Brinck und setzte sich an den Tisch, wo er seinen Hut ablegte.

»Ja, ich hole ihn gleich. Möchtet Ihr vielleicht etwas trinken? Ich kann Euch frische Buttermilch anbieten.«

Die Augen des Rentmeisters leuchteten auf. »Das Angebot nehme ich gern an, Frau Gilles.«

Sophie füllte ihm einen Becher und machte sich dann auf die Suche nach ihrem Vater, den sie irgendwo in den Ställen vermutete. Sie fand ihn im Schweinepferch, wo er den Zaun ausbesetzte. »Der Rentmeister ist da, Vater!«, rief sie ihm vom Stall aus zu, doch er reagierte nicht. Sie versuchte es erneut, lauter diesmal, ohne Erfolg. »Wird immer schlimmer mit seinen Ohren«, schimpfte sie leise vor sich hin, während sie mit gerafften Röcken durch den schlammigen Auslauf zu ihm stapfte.

Auf halber Strecke bemerkte er sie und sah sie fragend an.

»Der Rentmeister ist da!«, rief sie noch einmal und winkte ihm, ins Haus zu kommen. Auf sein Nicken hin drehte sie um. Sie nahm sich kurz Zeit, im Stall den größten Dreck mit einer feuchten Bürste von den Schuhen zu schrubbten, ehe sie ins Haus zurückging. Beim nächsten Marktbesuch würde sie neue Bürsten kaufen müssen. Diese hier hatte schon so viele Borsten verloren, dass sie beinahe der Glatze eines alten Mannes glich.

Als sie in den Flur kam, sah Sophie sofort, dass ihr Vater sich nicht die Mühe gemacht hatte, seine Schuhe zu reinigen, bevor er ins Haus ging. Mit zusammengekniffenen Lippen folgte sie der Spur feuchter Erdklumpen in die Stube.

»Da hattet Ihr ja wirklich einiges an Aufregung die letzten Tage«, bemerkte der Rentmeister gerade.

»Ja, das reicht uns erst einmal für eine Weile. Ihr wollt sicher wissen, wie es um die Mühle steht«, erwiderte Henrich.

»Es ist doch hoffentlich kein Schaden entstanden beim Bergen der Leiche, oder?«, fragte Herr Brinck.

»Nein, nein. So weit ist alles in Ordnung. Kleinere Reparaturen

an den Zahnrädern waren in letzter Zeit erforderlich, aber sonst läuft die Mühle einwandfrei. Was vor dem Winter allerdings gemacht werden muss, ist, einige der Schaufeln des Mühlrades zu erneuern. Ein paar sind morsch und werden vermutlich brechen, wenn es kalt wird. Das sollten wir verhindern.«

Der Rentmeister zog Tintenfass, Feder und Papier aus seinem Beutel, legte alles sorgsam zurecht und notierte die notwendigen Reparaturen mitsamt den voraussichtlichen Kosten. »Wie sieht es mit dem Mühlengraben aus? Muss da etwas gemacht werden?«

»Ja, bei der Suche nach dem Kopf der Leiche haben wir entdeckt, dass eine der Weiden im oberen Teil gerissen ist. Die sollte gefällt werden, bevor sie umstürzt und größeren Schaden anrichtet. Der Schultheiß von Michelbach weiß schon Bescheid. Wenn Ihr ihn daran erinnert, wäre das hilfreich.«

Herr Brinck nickte. »Ja, da sollen sich die Michelbacher drum kümmern. Ich werde den Schultheißen darauf hinweisen, dass er den Frondienst ableisten muss. Letztes Jahr hatten es die Widdersteiner übernommen. Fällt Euch sonst noch etwas ein?«

Als Henrich verneinte, packte der Rentmeister seine Schreibutensilien ein. »Wie macht sich Euer Lehrling?«, fragte er dann.

»Es geht so. Das meiste Geschäft läuft am Vormittag, wenn er in der Schule ist, dadurch verpasst er viel. Aber es wird schon werden.«

»Gut, sehen wir uns die Mühle mal an.« Herr Brinck erhob sich und nickte Sophie freundlich zu. »Vielen Dank für die Buttermilch, die hat ganz vorzüglich geschmeckt.« Er setzte sich den Hut auf, deutete eine Verbeugung an und verabschiedete sich von ihr, ehe er mit ihrem Vater nach draußen ging.

Kurze Zeit später kam Henrich allein zurück und stieß ein humorloses Lachen aus. »Zum Glück hat er nicht gefragt, ob sich alle an den Mühlenbann halten.« Er füllte sich ebenfalls einen Becher mit Buttermilch und trank ihn in einem Zug leer.

»Hättest du ihn angelogen?«, fragte Sophie misstrauisch.

Henrich wiegte den Kopf hin und her, wischte sich den Mund

ab und stellte den Becher auf den Tisch. »Ist besser, dass er nicht gefragt hat«, brummte er und verschwand wieder nach draußen.

Sophie sah ihm einen Moment nach, die Hände in die Hüften gestemmt. Ihr Blick wanderte über den dreckigen Fußboden. Mit verkniffenem Gesicht machte sie sich daran, alles sauber zu fegen, spülte anschließend die Becher und stellte sie ordentlich ins Regal. Sie fragte sich gerade, wo Martha eigentlich war, als es erneut klopfte. Diesmal öffnete sie die Tür direkt. »Margret!«, rief sie freudig überrascht und begrüßte ihre Schwester mit einer stürmischen Umarmung. »Wir wollten eigentlich am Sonntag zu euch kommen ...«

»Ist schon gut«, winkte Margret ab. »Ich habe schon gehört, was ihr hier für eine Aufregung hattet. Ich glaube, das ganze Kirchspiel weiß inzwischen Bescheid. Hier, die habe ich unterwegs gefunden.« Sie hielt Sophie einen Strauß Margeriten entgegen.

»Oh, sind die schön!« Entzückt nahm Sophie ihrer Schwester den Strauß ab. Ohne lange zu überlegen, zog sie den Kräuterstrauß von Martha aus der Vase, tauschte das Wasser aus und steckte stattdessen die Margeriten hinein, die ihrer Ansicht nach viel schöner waren als die Krautpflanzen mit ihren winzigen Blüten.

»Du hast bestimmt einen riesigen Schrecken bekommen, als du den Toten im Wasser gefunden hast, oder?«, fragte ihre Schwester, während sie sich in der Küche an den Tisch setzte und sich mit einem zufriedenen Blick umsah. Sie war offensichtlich bestens informiert. »Das war wirklich eine gute Idee, Martha ihre eigene Hütte zu geben. Dieses Chaos immer!«, fuhr sie nahtlos fort und schüttelte lachend den Kopf.

»Wo hast du deine Kinder gelassen?«, wollte Sophie wissen und schenkte Margret ungefragt den Rest Buttermilch ein.

»Die Schwiegermutter schaut nach ihnen. Ich hab ihr gesagt, dass ich mal eine Pause brauche, sonst werde ich zur Wildsau.«

Sophie riss entsetzt die Augen auf.

»Keine Sorge, alles ist gut. Ich liebe meine Kinder, wirklich. Sie sind nur manchmal etwas anstrengend. Um nicht zu sagen dauernd.« Mit einem Augenzwinkern nahm Margret den Becher und trank einen Schluck. »Mhm, die ist ja ganz frisch. Herrlich.« Sie lehnte sich zurück und betrachtete Sophie eingehend. »Jetzt erzähl. Wie geht es dir?«

Bevor Sophie sich die Worte zurechtlegen konnte, purzelten die Ereignisse der letzten Tage in einem kunterbunten Durcheinander aus ihr heraus, so wie sie ihr gerade einfielen. Dabei nahmen ihre Gedanken um Dietrich weit mehr Raum ein, als sie das vor sich selbst zugegeben hatte, und zum Schluss flossen sogar einige Tränen.

Margret hatte ihr die Hand auf den Arm gelegt und sich alles kommentarlos angehört. »Meine arme kleine Schwester«, sagte sie schließlich liebevoll, als der Redeschwall verebbt war. »Dass du so an diesem Kerl hängst, kann ich bis heute nicht verstehen, das weißt du. Er war mir immer unangenehm, und wenn ich dich so anschau, kann ich nicht sagen, dass es dir schlechter geht, seit er nicht mehr da ist. Im Gegenteil: Du traust dir viel mehr zu. Wenn ich überlege, was du Vater alles abnimmst und wie du Haus und Hof führst ... Du würdest es auch ganz allein schaffen.«

Sophie fuhr regelrecht zusammen. »Margret, sag nicht so was!«

»Vater ist nicht mehr der Jüngste und der Husten wird nicht besser. Ich will den Teufel nicht an die Wand malen, sicher nicht. Aber du weißt, wie schnell es gehen kann, wenn der Winter erst kommt. So Gott will, bleibt er uns noch lange erhalten, doch wenn nicht – und mehr will ich ja gar nicht sagen – wenn nicht, kannst du hier auf der Mühle weiter dein Auskommen haben. Und wer weiß, vielleicht fängst du nun an, über Dietrich hinwegzukommen und findest einen anderen Mann.«

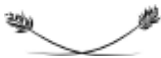
Sophie schaute auf die Tischplatte. Innerlich sträubte sich alles gegen die Worte ihrer Schwester, obwohl sie zum Teil recht hatte. Früher war Sophie immer froh gewesen, dass da jemand war, der ihr gesagt hatte, was sie tun sollte. Die Mutter, die große Schwes-

ter, Martha, der Vater und später Dietrich. Es war nicht so, dass sie nicht selbst hatte denken oder Entscheidungen fällen wollen, sie hatte bloß immer Angst gehabt, Fehler zu machen. Wann diese Angst verschwunden war, konnte sie gar nicht genau sagen. Sie war in ihre Rolle als Hausherrin Stück für Stück hineingewachsen, bis es normal geworden war. Trotzdem wollte sie nicht daran denken, ihren Vater auch noch zu verlieren.

Als sie aufsah, ruhte Margrets Blick mit wehmütigem Lächeln auf ihr. »Du machst dir viel zu viele Gedanken. Das hast du immer schon getan. Lass ihn endlich gehen, deinen Mann, und schau nach vorn. Du wirst sehen, es lebt sich leichter ohne diese Last.«

»Und was ist, wenn er doch zurückkommt?«, flüsterte Sophie. Sie hatte es sich schon so oft vorgestellt. Vier Jahre waren eine lange Zeit, in der nicht nur sie sich verändert hatte. Er würde sich auch verändert haben. Würden sie überhaupt noch zusammenpassen?

Margret beantwortete ihre Frage nicht. Sie schien zufrieden damit, dass sie ihre kleine Schwester ins Nachdenken gebracht hatte. Stattdessen sagte sie: »Komm, lass uns sehen, wo Vater steckt. Ich habe ihn gar nicht gesehen, als ich angekommen bin.«



Margret blieb bis zum frühen Nachmittag. Sophie hätte sie am liebsten gar nicht gehen lassen, aber es nützte nichts, ihre Schwester musste zu ihrer Familie zurück. Mit dem Versprechen, bald zum Gegenbesuch nach Mammelzen zu kommen, verabschiedete Sophie sich von ihr und winkte ihr lange nach. Dann warf sie einen Blick in Marthas Hütte. Es irritierte sie, dass sie die Magden ganzen Tag nicht gesehen hatte. Das war ungewöhnlich.

»Martha?«, fragte sie, nachdem sie geklopft hatte und eingetreten war. Das Feuer im Herd war heruntergebrannt und auch sonst wirkte der Raum verlassen. Erst auf den zweiten Blick

nahm Sophie wahr, dass Martha im Bett lag, gerade ausgestreckt auf dem Rücken, die Hände auf der Brust gefaltet und die Augen geschlossen, als hätte man sie aufgebahrt. »Martha!«, rief Sophie erschrocken und hastete zum Bett.

»Ich habe nichts gefunden«, krächzte die alte Magd, ohne die Augen zu öffnen.

Sophie hätte am liebsten geschrien. Im ersten Moment hatte sie wirklich gedacht, Martha wäre gestorben. Entsprechend giftig fiel ihre Antwort aus. »Was um alles in der Welt tust du denn da?«, fuhr sie die alte Frau an, die Hand an den Hals gelegt.

Jetzt drehte Martha den Kopf und schlug die Augen auf, um Sophie anzusehen. »Ich habe alles im Umkreis abgesucht, aber keine Spur von dem Mann gefunden. Ich werde doch wohl ein kleines Schläfchen machen dürfen nach der Anstrengung«, sagte sie vorwurfsvoll und setzte sich auf.

»Kannst du nicht wenigstens Bescheid sagen, statt mir einen Heidenschrecken einzujagen?«, schimpfte Sophie.

»Hat ganz schön lange gebraucht, bis du mich vermisst hast«, kam sofort die schnippische Antwort.

Sophie verschränkte die Arme. Erst wollte sie sich verteidigen, beschloss dann jedoch, der Magd einen Löffel von ihrer eigenen Medizin einzuflößen: »Tja, ich fürchte, du hast Margrets Besuch verpasst.« Damit drehte sie sich um und ging zurück in ihre Küche, um zu sehen, ob die Johannisbeeren gleichmäßig trockneten.

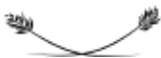
Es dauerte keine Minute, da war Martha ihr nachgelaufen. »Margret war hier? Warum hast du mich nicht geholt?« Sie klang beleidigt.

»Weil ich damit beschäftigt war, all die Arbeiten zu erledigen, die du hast liegen lassen«, schnappte Sophie zurück. Das stimmte zwar nur zum Teil, allerdings war sie gerade nicht in der Stimmung, sonderlich korrekt zu sein. Sie wollte unter allen Umständen vermeiden, dass die alte Magd sich in ihre abergläubischen Hirngespinnste hineinsteigerte und dann zu nichts mehr zu gebrauchen war. Schlimm genug, dass sie sich einbildete, diesen

Mann in der Nacht gesehen zu haben. Sophie bezweifelte inzwischen stark, dass da tatsächlich jemand gewesen war.

Martha brummelte etwas vor sich hin, was Sophie nicht verstand, nahm einen Korb und ging zur Tür. »Ich gehe Eier sammeln«, verkündete sie.

Sophie konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Hätte ihre spitze Bemerkung keine Wirkung gezeigt, hätte Martha weiter mit ihr gezankt. So bestand die Hoffnung, dass sie zurück in ihre gewohnten Bahnen fand. Solange nichts Seltsames mehr geschah.



Konrad kam erst spät von der Schule zurück und fing sich schon im Hof einen Rüffel von Henrich ein, weil er wieder getrödelt hatte. Als er an Sophie vorbeihuschte, um die Schulsachen in seine Kammer zu bringen, war sie etwas verwundert über seine krumme Haltung.

»Geht es dir nicht gut, Konrad? Hast du Bauchweh?«, fragte sie.

Der Junge stockte und sah sie mit großen Augen an. »Bauchweh?«, fragte er. Er hatte sich die Schreibtafel unter den Arm geklemmt und hielt mit der Hand sein Hemd fest.

»Du hast doch irgendwas«, stellte Sophie kritisch fest. Bevor sie näherkommen und ihm die Stirn fühlen konnte, wandte er sich eilig ab.

»Nein, nein, mir geht es gut«, sagte er und lief ins Haus. Kurz darauf kam er zurück und machte sich an die Arbeit. Von der gekrümmten Haltung war nichts mehr zu sehen.

Den Rest des Tages arbeitete er fleißig, als wollte er sein Versäumnis wiedergutmachen, und Sophie vergaß den Vorfall.

Am Abend fand sie in der Stube keine Ruhe, um in der Bibel zu lesen. Der Junge erzählte und erzählte, was seine Klassenkameraden alles für Gerüchte über die Leiche im Mühlengraben mit

in die Schule gebracht hatten, und wurde dabei von Martha und Henrich eher bestärkt als gebremst. Sophie gab ihre Bemühungen schließlich auf, sagte den anderen gute Nacht und zog sich in ihr Zimmer zurück, das an der Stirnseite des Hauses lag und damit der größte Raum im Obergeschoss war, ein Luxus, den sie ihrem Status als Verheiratete zu verdanken hatte. Aus Gewohnheit trat sie hinter den Paravent, der ihr beim An- und Auskleiden und zum Verrichten ihres Geschäfts etwas Privatsphäre geboten hatte, als ihr Mann noch da gewesen war. Selbst nach vier Jahren allein fühlte sie sich unwohl, sich mitten im Raum auszuziehen, obwohl niemand sie sehen konnte.

Sie wusch sich Gesicht und Arme an der Waschschüssel und streifte das Nachthemd über. Die Kleider legte sie ordentlich über einen Stuhl, der dafür bereitstand, sodass sie sie am nächsten Morgen direkt in der richtigen Reihenfolge greifen konnte. Es war bereits schummrig im Zimmer, als sie hinter dem Sichtschutz hervortrat, die Haare zu einem einfachen Zopf geflochten. Einen Moment schaute sie nachdenklich auf das Bett und versuchte, sich daran zu erinnern, wie es gewesen war, mit Dietrich dort zu schlafen. Etwas beengt einerseits, andererseits war da dieses wohlige Gefühl gewesen, zu ihm zu gehören.

Ein weiterer Gedanke drängte in ihren Kopf und entlockte ihr unwillkürlich einen schweren Seufzer. Eheliche Pflichten. Die vermisste sie nicht. Natürlich hatte sie sich nie verweigert, denn sie wollte gern Kinder haben. Trotzdem hatte sie sich manchmal gefragt, warum es ihm Freude bereitete und ihr nicht. Vielleicht hatte sie es aus Unerfahrenheit falsch gemacht oder Frauen empfanden dabei generell keine Freude. Sie wusste es nicht und würde es niemals wagen, jemanden danach zu fragen, nicht einmal Margret.

Sie schüttelte die Daunendecke auf und schlüpfte darunter, lag aber eine ganze Weile mit offenen Augen da und sah zu, wie die Dämmerung immer mehr vom Raum verschluckte, bis es schließlich ganz dunkel war. Die Worte ihrer Schwester gingen ihr lange im Kopf herum, ehe sie schließlich einschlief.

Ein Geräusch holte sie einige Zeit später aus tiefen Träumen in einen halb wachen Zustand. Der Mond war inzwischen aufgegangen und zeichnete ein helles Viereck auf den Boden. Sophie schaffte es nicht, die Augen offen zu halten, so sehr war sie noch in den Klauen des Traumes gefangen. Ein Rumpeln und Schritte schreckten sie nicht auf, sondern wurden mit in ihren Traum eingebaut, in dem eine ganze Reihe schwarzer Männer über den Hof der Mühle lief. Jedem zweiten fehlte der Kopf, doch sie wirkten weit entfernt und überhaupt nicht bedrohlich. Erst das wiederholte heisere Krächzen von Krähen riss sie endgültig aus dem Schlaf.

Sie schwang die Beine aus dem Bett, saß einen Moment auf der Kante und rieb sich die Augen, bis sie bunt kreisende Muster sah. Dann streckte sie sich und stand auf. Über dem Wiesental lag silberner Nebel und der Himmel begann, zartrosa zu leuchten. Eine einzige flache Wolke streckte sich quer über den Horizont, deren unterer Rand eine glühende Goldkante zu haben schien.

Sophie konnte den Blick gar nicht abwenden von dem zauberhaften Farbspiel. Nur die zankenden Krähen störten so sehr, dass sie es schließlich nicht mehr genießen konnte. Sie wurde hundertmal lieber von dem melodischen Krähen des Hahnes geweckt als von den schwarzen Rabenviechern. Am allerliebsten hatte sie den Gesang der Amsel, aber meist war der Hahn früher wach.

In der Küche fachte sie als Erstes das Feuer an und setzte einen Hirsebrei auf. Beim Blick in die Milchkanne stutzte sie. Da war deutlich weniger drin, als sie in Erinnerung hatte. Mit einem Schulterzucken tat sie es ab. Sicher hatte ihr Vater oder Konrad gestern Abend noch etwas davon getrunken, nachdem sie schon zu Bett gegangen war.

Die Krähen waren anscheinend laut genug gewesen, um sowohl ihren Vater als auch den Jungen zu wecken, denn die beiden erschienen kurze Zeit später ebenfalls in der Küche. Konrad gähnte herzhaft. Augenscheinlich hatte er vergessen, sich zu

kämmen, denn seine Haare standen in alle Richtungen von seinem Kopf ab. Sophie musste kichern.

»Was ist denn?«, fragte Konrad irritiert.

»Geh und kämm dich. Es könnte auch nicht schaden, wenn du dir das Gesicht wäschst«, sagte Sophie und versuchte, streng zu gucken. An seinem zaghaften Grinsen konnte sie erkennen, dass es ihr nicht so recht gelungen war. Trotzdem gehorchte er, vermutlich, weil er wusste, dass er kein Frühstück bekommen würde, wenn er nicht ordentlich aussah.

»Ich habe mir was überlegt, Sophie«, sagte Henrich heiser und räusperte sich mehrmals hintereinander.

Sophie hielt unbewusst die Luft an und kniff die Augen leicht zusammen, doch der erwartete Hustenanfall blieb diesmal aus. Sie entspannte sich wieder. »Was denn?«, fragte sie.

»Mit dem Geld, das wir durch die Leiche eingenommen haben, könnten wir uns einen neuen Karren anschaffen und vielleicht ein Pferd dazu.«

»So viel Geld war es nun auch nicht.«

Inzwischen hatte sich Martha zu ihnen gesellt und Konrad war auch zurück, ordentlich gekämmt und mit sauberem Gesicht. Er saß mit dem Löffel in der Hand da und schaute erwartungsvoll in den Topf.

Henrich sprach ein kurzes Tischgebet und alle langten zu.

Der Inhalt des Topfes neigte sich schon dem Ende entgegen, als er das Gespräch noch einmal aufnahm. »Der Bäcker hat erzählt, oben in Helmenzen will einer einen Karren verkaufen. Ich dachte, ich nehme eins von den Ferkeln mit zum Viehmarkt. Wenn ich das gut verkaufen kann, müsste es reichen.«

»Dafür kriegst du nur einen alten Gaul, der nicht mehr viel taugt. Außerdem fressen Pferde so viel. Ich weiß nicht, ob wir uns das leisten können. Die Weide und das Heu reichen gerade so für die Kühe«, merkte Sophie an.

»Dann halt eine kräftige Ziege, die kann auch was ziehen und gibt vielleicht Milch.«

»Nein! Vater, du weißt, dass ich Ziegen hasse. Die machen bloß Ärger, büxen aus, fressen alles kaputt ...«

»Dann halt einen Esel.« So langsam ging Henrich merklich die Geduld aus. »Und jetzt schimpf bloß nicht, dass ein Esel zu laut schreit! Wir brauchen einen Karren und irgendein Vieh, das ihn ziehen kann. Du kannst nicht immer mit Elßgen zum Markt fahren und zur Kirche kommt man auch besser mit dem Wagen.«

Esel mochte Sophie eigentlich ganz gern. Trotzdem war sie unsicher, ob sie diese Investition wagen sollten. »Wäre es nicht besser, das Geld für die Pacht aufzuheben? Und die Ferkel könnten ruhig etwas größer werden. Im Herbst bekommen wir mehr für sie. Denk dran, du musst dem Dormann noch was zurückzahlen.«

»Wir haben acht Ferkel, Sophie, sieben, wenn wir das Mühlenschwein rausrechnen. Es wird uns nicht wehtun, wenn wir jetzt schon eins abgeben. Die anderen können sich im Herbst an den Kastanien und Eicheln dick und rund fressen. Wenn wir zwei selbst schlachten, haben wir immer noch fünf zum Verkaufen, zusätzlich zu den Kälbern. Ich mache mir um die Pacht dieses Jahr keine Sorgen. Aber die langen Wege rauben einfach zu viel Zeit und Kraft. Ich bin nicht mehr der Jüngste.«

Sophie hörte an seinem Tonfall, dass die Sache für ihn beschlossen war. »Gut, schau mal, was du erreichen kannst. Lass dich nicht übers Ohr hauen! Wenn der Karren morsch ist, kaufst du ihn auch nicht.«

Henrich lachte auf. »Da mach dir mal keine Sorgen, Kindchen.« Sophies grimmigen Blick ignorierte er. »Konrad, bevor du zur Schule gehst, fängst du mir ein Schweinchen ein.«

Der Junge stockte mit dem Löffel im Mund.

»Ja, du«, sagte Henrich energisch, als hätte Konrad protestiert. »Ich bin zu langsam.«

»Wie soll ich das denn machen?«, fragte Konrad, aber die Abenteuerlust blitzte bereits in seinen Augen auf.

»Ich locke sie mit Futter an und du suchst eins aus und wirfst

eine Decke drüber. Wir haben da eine alte im Stall liegen. Dann packst du es dir und es kann dich nicht beißen. So hat es bisher immer gut geklappt.«

Martha kicherte leise in sich hinein, sagte jedoch nichts. Sophie war froh zu sehen, dass die Magd heute einen deutlich ausgeglicheneren Eindruck machte als gestern. Sie schien nicht mehr so wirr und hatte wohl gut geschlafen, denn die tiefen Ringe unter ihren Augen waren verschwunden.

Sophie beeilte sich, mit dem Abwasch fertig zu werden, der zum Glück schnell ging. Sie wollte keinesfalls verpassen, wie Konrad das Schwein einfing. Sie war sehr gespannt, wie geschickt sich der Junge anstellen würde – oder eben nicht. Martha rechnete wohl mit Letzterem, denn sie suchte sich einen Platz am Zaun, von dem aus sie alles genauestens beobachten konnte, und wirkte dabei, als würden Gaukler auf dem Marktplatz auftreten.

»Sophie, wo ist die Decke?«, erklang Henrichs Stimme aus dem Stall.

»Da, wo sie immer ist, auf der Futterkiste!«, rief Sophie zurück. Sie war auf dem Weg zu Martha.

»Da ist sie nicht!«

Sophie änderte die Richtung und ging ebenfalls in den Stall. »Vor ein paar Tagen habe ich sie dort noch gesehen«, sagte sie, musste allerdings feststellen, dass ihr Vater recht hatte. Die Decke war weg.

»Ich hab sie nicht genommen«, verteidigte Konrad sich sofort.

»Ich auch nicht!«, tönte Marthas Stimme von draußen.

»Wo kann die denn sein?« Henrich begann, jeden Winkel des Stalls abzusuchen, doch die Decke blieb verschwunden. Sophie ging in die Mühle hinüber, plötzlich unsicher, ob sie die Decke für irgendetwas gebraucht und nicht zurückgelegt hatte, aber auch dort war sie nicht. Sie war wie vom Erdboden verschluckt.

»Sehr seltsam«, sagte Sophie leise. »Ich habe ein altes Laken drüben, das hole ich schnell!«, rief sie ihrem Vater zu.

Mit besagtem Laken bewaffnet stand Konrad wenig später in der Stallecke und sah aufmerksam zu, wie die Schweine sich über das Futter hermachten, das Henrich in den Trog schüttete.

»Geh langsam ran, jag sie nicht weg. Erst wenn du dicht genug dran bist, wirfst du das Laken drüber.«

»Und pass auf die Sau auf!«, rief Martha von draußen.

»Lass dich nicht ablenken«, riet Sophie. Sie hatte vorsichtshalber die Mistgabel genommen und stand auf der Stallgasse dicht an der Holzwand, um notfalls die Sau vertreiben zu können. Eigentlich waren die Tiere friedlich, allerdings hatte bisher auch niemand versucht, ein Ferkel zu klauen. Henrich hielt einen Sack bereit, um es hineinzustecken.

Im nächsten Moment warf Konrad das Laken über zwei Ferkel, die beide quiekend davonstoben.

»Nein, nein, nein, nicht so!«, rief Henrich aufgebracht. »Du kannst doch nicht das Laken werfen und hoffen, dass sie stillhalten! Du musst schon direkt zupacken!«

»Du musst dich mit draufwerfen!«, erklärte Martha von draußen.

Konrad schluckte. Dann zogen sich seine Augenbrauen zusammen und er ging erneut auf die Schweine los.

»Nur eins!«, wies Henrich ihn an.

Damit lenkte er Konrad erfolgreich ab, der das Ferkel verfehlte, mit Schwung im Stroh landete und alle Schweine in Aufruhr versetzte. Diesmal stoben sie in den Auslauf. Martha lachte gackernd.

»Geh da raus und treib sie zurück in den Stall, aber ruhig!«, verlangte Henrich.

Konrad stapfte hinaus in den schlammigen Auslauf. Er hob nur einmal das Laken an, da rannten die Schweine schon wieder alle quiekend durcheinander, was bei Martha einen weiteren Lachanfall verursachte. Auch Sophie musste grinsen.

Henrich stand jetzt ebenfalls im Auslauf und ruderte mit den Armen, um die Schweine in den Stall zu treiben. Diesmal klappte

es und einige gingen sogar zurück an den Trog, um sich die letzten Reste des Futters einzuverleiben.

Der Müller hob einen Zeigefinger. »Pass auf. Ich gehe langsam rein und versuche, mir eins zu schnappen. Wenn ich keins erwische, fängst du eins ein, wenn sie rausrennen.«

»Äh«, machte Konrad.

Fast wäre der Plan aufgegangen, denn Henrich war schon so dicht an einem Ferkel dran, dass er bloß den Arm hätte ausstrecken müssen, um ein Hinterbein zu erwischen. Leider musste er genau in diesem Moment husten.

Die ganze Rotte sauste auf Konrad zu, die große Sau vorneweg. Erschrocken wich er zurück, bekam seinen Fuß nicht schnell genug aus dem Morast gezogen und landete auf dem Hosenboden im Schlamm. Die Sau sprang über ihn hinweg, während die Ferkel rechts und links an ihm vorbeihüpfen. Das letzte erwischte er geistesgegenwärtig am Hinterbein. Es zog so stark nach vorn, dass er umgerissen wurde und nun vollends im Dreck lag. Er ließ trotzdem nicht los.

»Er hat es! Schnell, Müller, den Sack!«, kreischte Martha über das panische Quieken des Ferkels hinweg.

Sophie konnte sich, genau wie Martha, kaum halten vor Lachen, auch wenn Konrad ihr furchtbar leidtat.

Henrich schaffte es, den Sack über das zappelnde Schweinchen zu stülpen, und reichte Konrad die Hand, um ihm aufzuhelfen. Er klopfte ihm die schlammige Schulter.

»Gut gemacht, Junge. Ich fürchte nur, du wirst dich umziehen und ordentlich waschen müssen. So kannst du nicht zur Schule.«

»Spring am besten in die Wied, bis Altenkirchen bist du sauber«, höhnte Martha. Dann wandte sie sich fröhlich kichernd ab, um wieder ihren Aufgaben nachzugehen.

Sophie bemühte sich sehr darum, den Jungen nicht ebenso auszulachen. »Ich hole dir frische Sachen her, am besten wäschst du dich wirklich an der Wied und ziehst dich dort um. Trag mir die dreckigen Kleider ja nicht ins Haus!«

Henrich machte sich mit dem Jungen zusammen auf den Weg. »Ich werde mich bei Schulmeister Schrenn für die Verspätung entschuldigen und danach zum Viehmarkt gehen. Du brauchst nicht vor heute Abend mit mir zu rechnen«, sagte er zu Sophie.

»Viel Glück«, wünschte sie ihm und widmete sich ebenfalls der Arbeit. Einen so amüsanten Start in den Tag hatte sie schon lange nicht mehr gehabt.



Michelbacher Mühle, 24. Juni 1649

Wenn Sophie geglaubt hatte, dass sie an diesem Vormittag viel schaffen würde, hatte sie sich getäuscht. Ein Kunde nach dem anderen kam zur Mühle und sie war froh, als Konrad von der Schule heimkam und ihr helfen konnte. Allerdings wirkte der Junge abgelenkt und sie musste ihn mehrmals suchen, weil er plötzlich verschwunden war. Jedes Mal kam er mit einer vagen Ausrede aus dem Haus, was Sophie zusätzlich irritierte. Wenn er sich vor der Arbeit drücken wollte, verschwand er normalerweise auf den Heuboden oder irgendwo im Wald, nicht im Haus. Er war auch nicht wie sonst mehrere Stunden weg, sondern immer nur kurz.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Sophie, nachdem sie einen weiteren Mühlengast verabschiedet hatte.

»Ja, ja, mir geht es gut«, erwiderte Konrad, griff sich schnell den Besen und eilte die Stiege hinauf, um das verschüttete Korn um die Mahlgänge aufzufegen.

Sophie folgte ihm und beobachtete ihn mit gerunzelter Stirn und verschränkten Armen.

Der Junge hielt inne und sah sie an. »Soll ich nicht fegen?«, fragte er.

»Doch, das sollst du. Ich frage mich bloß, warum du es freiwillig tust«, erwiderte Sophie mit einem Hauch Ironie.

»Aber wolltet Ihr nicht, dass ich mich mehr anstrenge, Frau Sophie?«, empörte sich Konrad und schob beleidigt die Unterlippe vor.

Darauf wusste Sophie nichts mehr zu sagen und hörte auf, ihn

kritisch zu beäugen. »Das stimmt. Ich freue mich, dass du das heute so beherzigst. Hoffentlich tust du das morgen auch. Die Körner, die du hier auffegst, kannst du den Hühnern geben.«

»Ja, Frau Sophie.«

Am liebsten hätte sie ihn noch einmal gefragt, ob alles mit ihm in Ordnung war. Dieser ungewohnt dienstbeflissene Gehorsam machte sie stutzig. Er hatte garantiert irgendetwas ausgefressen. Sophie ging wieder nach unten. Sie würde schon dahinterkommen.



Am Abend rumpelte ein von einem kleinen schwarzen Esel gezogener Karren auf den Hof, auf dem Henrich thronte und mit seiner Kappe winkte, als wäre er der Graf höchstpersönlich. Sie kamen alle angelaufen und umringten ihn, sobald er angehalten hatte. Das Eselchen beschnupperte Sophies Hand und schmiegte seinen Kopf mit den langen, flauschigen Ohren an sie, als wären sie alte Bekannte.

»Ist der goldig!«, entfuhr es ihr und sie kralte ihm den Hals.

Henrich sprang vom Karren, der von Konrad genauestens in Augenschein genommen wurde. »Ich habe mir schon gedacht, dass du den sofort ins Herz schließt. Keiner wollte ihn haben, weil er so klein ist. Der Verkäufer hat mir versichert, dass er sehr lieb und fleißig ist. Das kann ich bisher nur bestätigen. Da habe ich schon ganz andere Esel kennengelernt, die stur irgendwo stehen geblieben sind und sich nicht mehr vom Fleck bewegt haben. Der hier war wirklich folgsam und mit dem Karren kommt er auch gut zurecht.«

»Der ist ja auch winzig«, bemerkte Martha.

»Besser als nichts, und hat nicht viel gekostet, weil auch den keiner haben wollte.«

»Die Bretter von der Ladefläche sehen nicht mehr so gut aus«, stellte Konrad fest.

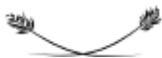
»Da hast du recht, Junge. Die werden wir ersetzen. Aber die Achse und die Räder sind stabil und das Geschirr habe ich gleich dazubekommen, das ist auch gut in Schuss. Es ist sogar etwas Geld übrig geblieben. Komm, hilf mir ausspannen.«

»Wir stellen ihn zu den Kühen auf die Weide. Die werden sich doch vertragen oder meinst du, wir müssten ein Stück abteilen?«, fragte Sophie, während sie die mehlweißen, weichen Nüstern des Esels streichelte. Der Übergang zu den schwarzen Wangen war braun, ebenso wie die Augenpartie und das üppige Fell, das seine Ohren vor Insekten schützte. Die Beine waren ebenfalls braun und wiesen einige schwarze Streifen auf.

»Wir probieren es. Ich denke nicht, dass es Probleme gibt«, sagte Henrich und nahm dem Esel das Geschirr ab. »Kannst ihn runterbringen.«

Sophie führte das Tier in den Kuhstall und von dort aus zur angrenzenden Weide. Als sie ihm das Halfter abgenommen hatte, stand er erst einmal reglos da und betrachtete die Gegend. Dann schüttelte er sich, dass die langen Ohren nur so schlackerten, und trottete davon, die Nase am Boden. Sobald er eine geeignete Stelle gefunden hatte, wälzte er sich ausgiebig, schüttelte sich erneut, ließ ein langgezogenes I-aaah ertönen und begann zu grasen.

Zufrieden mit den Entwicklungen des Tages stießen sie alle zusammen mit einem Krug Bier auf die Neuanschaffung an. Es war ein weiterer Schritt in eine bessere Zukunft und gab ihnen ein frohes Gefühl der Hoffnung, das sie munter miteinander plaudern ließ, während sie vor dem Haus saßen und den lauen Abend genossen.



»Sag mal Konrad, warst du an der Milch?«, fragte Sophie am nächsten Morgen, denn schon wieder war der Krug deutlich leerer als am Abend zuvor.

Sofort bekam der Junge rote Ohren. »Also ... ich ... ähm ...«, druckste er herum.

»Raus damit. Es ist ja nicht schlimm, wenn du etwas davon getrunken hast, ich will es bloß wissen.«

»Ja, ein bisschen«, gab er zu und sah zu Boden.

»Hier fehlt mehr als ein bisschen. Die Kanne war fast voll nach dem Melken gestern und jetzt ist sie halb leer.«

Konrad kam näher und schielte in die Kanne. »Nee, so viel habe ich nicht genommen. Nur ein bisschen.«

»Martha, warst du an der Milch?«, fragte Sophie die Magd, die gerade hereinkam, doch die schüttelte den Kopf.

»Die Kühe haben ganz schön dumm geguckt, als sie den Esel gesehen haben«, erzählte sie. »Haben aber nichts gemacht. Ich war eben nachsehen, die standen ganz friedlich nebeneinander.«

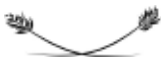
»Das ist gut. Guten Morgen, Vater«, begrüßte Sophie Henrich, der eben in die Küche geschlurft kam. »Hat der Esel eigentlich einen Namen?«

»Hat er mir nicht gesagt«, antwortete Henrich heiser und hustete kräftig, wobei er sich mehrmals gegen die Brust klopfte. Als das nichts nützte, trat er vor die Tür, wo Sophie ihn weiter husten und ausspucken hörte.

»Vielleicht hätte er lieber den Verkäufer fragen sollen. Mir hat auch noch nie ein Tier seinen Namen verraten«, sagte Martha mit ernster Miene.

Konrad prustete los und nun sah auch Sophie das humorvolle Blitzen in Marthas Augen. Henrich war etwas irritiert von dem Gelächter, das ihm entgegenschlug, als er wieder hereinkam. »Alberne Hühner«, brummte er und setzte sich an den Tisch.

Nach intensiven Beratungen beschlossen sie, den Esel Jockel zu nennen. Konrad hätte ihn am liebsten mit in die Schule genommen, was natürlich nicht möglich war. So musste er sich doch zu Fuß auf den Weg machen.



Während Sophie am Vormittag ihren Aufgaben nachging, ertappte sie sich immer wieder dabei, dass sie in irgendwelche Ecken und Winkel schaute. Sie konnte sich nicht erklären, wo die Decke hingekommen war. Entweder Konrad hatte gelogen oder es war ein Dieb im Stall gewesen. Der musste allerdings sehr verzweifelt gewesen sein, wenn er eine so dreckige, löchrige Decke stahl.

Am Nachmittag holte Sophie sich die Erlaubnis von ihrem Vater, eine Probefahrt mit dem neuen Karren zu machen und Elßgen zu besuchen. Vielleicht würde sie auch kurz bei Frau Ölschläger vorbeischaun, denn das schlechte Gewissen plagte sie, dass sie die Frau in ihrer Trauer bisher so vernachlässigt hatte. Auch wenn sie sich nicht gut kannten, wäre zumindest ein Anstandsbesuch angebracht. Henrich hatte keine Einwände und so schirrte Sophie mit Konrads Hilfe den Esel an, der sich alles brav gefallen ließ.

Sie konnte Konrad an der Nasenspitze ansehen, dass er zu gern mitgefahren wäre.

»Richtet dem Fräulein Dormann einen Gruß von mir aus!«, rief er ihr hinterher, während sie mit dem neuen Gefährt davonzockelte.

Sie winkte, um zu zeigen, dass sie ihn gehört hatte.

An der Abzweigung nach Widderstein hatte Sophie etwas Mühe, Jockel davon zu überzeugen, dass er nach rechts abbiegen sollte. So sehr sie auch an den Leinen zog, er wollte Richtung Michelbach laufen. Schließlich hielt sie an, stieg ab und führte ihn ein Stück. Danach ging alles gut und sie genoss die Fahrt in vollen Zügen.

Elßgen kam ihr im Dorf bereits entgegen, als wären sie verabredet gewesen und sie hätte es nicht mehr erwarten können, Sophie zu sehen. Wie von Sophie nicht anders erwartet, brach sie in schallendes Gelächter aus, als sie den kleinen Karren mit dem ebenso kleinen Eselchen davor erblickte.

»Frau Gilles, was habt Ihr da für eine prächtige Kutsche! Und dieses edle Ross!«

»Beleidige ja meinen Jockel nicht, das ist ein ganz feiner Bursche«, erwiderte Sophie grinsend, hielt neben Elßgen an und sprang vom Wagen, um sie zu umarmen. »Und sieh dir diese süße Mehl-nase an, er ist einfach zu niedlich!«, schwärmte sie.

»Das stimmt allerdings«, gab Elßgen zu und streichelte Jockel die Ohren. »Seit wann habt ihr den?«

»Vater kam gestern damit nach Hause. Er hat ein Ferkel verkauft und mit dem, was wir angespart hatten, konnte er den Karren und Jockel ergattern.«

»Und wo willst du jetzt hin?«

»Ich wollte zu dir, um ihn dir zu zeigen. Und dann wollte ich Frau Ölschläger besuchen.« Sophie schaute auf den Korb, den Elßgen am Arm trug. »Und du?«

»Ich bin auf dem Weg zu Frau Ölschläger«, sagte sie und zwinkerte Sophie zu. »Wenn das kein Zufall ist.«

»Ich kann dich hinfahren«, sagte Sophie und beide fingen an zu kichern. Es würde länger dauern, den Wagen zu wenden, als Elßgen zu Fuß zum Haus der Nachbarin brauchte. Trotzdem stellte sie den Korb auf die Ladefläche und setzte sich neben Sophie auf den Bock.

»Denkst du, der schafft uns beide?«, fragte sie mit skeptischem Blick auf den dunklen Rücken des Esels, der sich ordentlich in die Riemen legte, um den Karren in Bewegung zu setzen.

»Uns schon, aber was hast du in dem Korb?«, witzelte Sophie.

Jockel schien über die Wendung ebenso verwirrt zu sein wie zuvor von der Abzweigung nach Widderstein, also musste Sophie erneut absteigen und ihn umdrehen. »Wir haben noch kleine Verständigungsschwierigkeiten«, entschuldigte sie sich bei Elßgen. »Ist sozusagen die Jungfernfahrt. Das wird schon.«

Natürlich blieb Elßgen nicht ernst. »Da ist es ja gut, dass du jetzt auch eine Jungfer an Bord hast«, lachte sie.

»Na, ob ich das glauben soll ...«

»Also hör mal!«, rief Elßgen entrüstet.

»Ich glaube, wir sollten uns mal zusammenreißen, die Leute

gucken schon«, sagte Sophie etwas leiser und presste die Lippen aufeinander, um nicht mehr zu lachen.

»Ach, die Kalbsköpfe gucken immer«, winkte Elßgen ab, derweil sie versuchte, ihr Glucksen zu unterdrücken, denn sie waren bei Frau Ölschläger angekommen.

Sophie war sehr erfreut zu sehen, dass die einsame Witwe nicht dasaß und teilnahmslos in die Gegend starrte, sondern in ihrer Küche arbeitete. Ein großer Kessel über dem Herdfeuer war randvoll mit Ziegenmilch gefüllt. Frau Ölschläger stand am Tisch und hackte Kräuter.

»Gott zum Gruß, Frau Ölschläger«, sagte Elßgen und stellte ihren Korb auf der Bank neben dem Küchentisch ab.

»Das Fräulein Dormann und die Frau Gilles, was für eine nette Überraschung«, erwiderte Frau Ölschläger und wischte sich die Hände an der Schürze ab. Sie sprach leise, wirkte jedoch insgesamt gefasst und längst nicht mehr so verzweifelt wie nach der Beerdigung.

»Ihr macht Käse?«, fragte Sophie begeistert.

»Ja, wie Ihr seht. Heute Abend sollte der Frischkäse fertig sein, aber ich will auch ein paar Laibe machen. Ich bin Euch sehr dankbar, Fräulein Dormann, dass Ihr mir so ins Gewissen geredet habt. Ich war gar nicht auf die Idee gekommen, dass ich den Käse ja verkaufen könnte.«

Elßgen strahlte sie an. »Nicht der Rede wert, Frau Ölschläger. Ihr macht den besten Käse weit und breit, das sagt jeder im Dorf. Ich bin mir sicher, Ihr könnt ihn auf dem Markt verkaufen.«

»Auf dem Markt sogar ...« Der älteren Frau schien der Gedanke beinahe unheimlich zu sein.

»Schaut, ich habe Euch ein Brot mitgebracht, ganz frisch. Da wird Euch der Käse gleich doppelt so gut schmecken heute Abend.« Elßgen schlug das Tuch zurück, mit dem ihr Korb abgedeckt war, und legte den Brotlaib auf den Tisch.

»Vielen Dank, Fräulein Dormann. Ich weiß nicht, was ich

ohne Euch und Euren gnädigen Herrn Vater tun würde«, murmelte Frau Ölschläger.

Sophie entging ihr hungriger Blick nicht. Viel konnte die Witwe in letzter Zeit nicht gegessen haben, der hageren Gestalt und den eingefallenen Wangen nach zu urteilen.

Die beiden jungen Frauen verweilten ein wenig und plauderten, während Frau Ölschläger mit ihren Vorbereitungen weitermachte. Sie sprach nicht viel, genoss die Gesellschaft aber augenscheinlich sehr.

»Ich fürchte, ich werde jetzt heimgen müssen«, sagte Sophie schließlich und stand auf. Elßgen erhob sich mit ihr. Mit dem Versprechen, ihr garantiert Käse abzukaufen, verabschiedeten sie sich von Frau Ölschläger. Draußen band Sophie den Esel los und führte ihn mitsamt Karren vom Haus weg, um seine Nase wohlweislich in Richtung Mühle zu lenken. Dann erst kletterte sie auf den Kutschbock und gab Elßgen die Hand.

»Wir sehen uns am Sonntag in der Kirche«, sagte sie und schnalzte.

Jockel setzte sich gemächlich in Bewegung, sodass Elßgen gut nebenherlaufen konnte.

»Ach, bevor ich es vergesse, ich sollte dir noch Grüße von Konrad ausrichten«, ergänzte Sophie.

Elßgen zog die Augenbrauen hoch. »Von Konrad?«, fragte sie skeptisch.

»Ja, es war ihm ganz wichtig. Wenn er nicht hätte arbeiten müssen, wäre er bestimmt mitgekommen, nur um dich zu sehen.« Sophie bemerkte genau, wie Elßgens Schultern bebten. »Möchtest du ihn zurückgrüßen?«

»Bloß nicht!«, prustete Elßgen, die nun nicht mehr an sich halten konnte. »Nachher bildet er sich ein, ich würde für ihn schwärmen.«

»Das möchtest du vermeiden, ja? Apropos schwärmen, hast du noch mit dem Bauern getanzt in der Johannisnacht?«

Elßgen war offensichtlich zu überrascht von der Frage, um so

zu tun, als wüsste sie nicht, wen Sophie meinte. Stattdessen ging sie eilig weiter, was Jockel dazu veranlasste, ebenfalls schneller zu laufen. An der Kreuzung nach Michelbach blieb Elßgen stehen, ihre Wangen deutlich stärker gerötet als sonst. »Hab ich«, flüster- sie, wandte sich um und lief schnell den Hügel hinauf.

Am liebsten hätte Sophie dem Esel seinen Willen gelassen, denn der wollte hinter Elßgen herlaufen. Sie musste ziemlich an den Leinen zerren, um ihn davon abzuhalten.

So so, da hatte Elßgen es also gewagt. Den ganzen Heimweg über sinnierte Sophie darüber, wer von den beiden wohl den ersten Schritt getan hatte und was daraus vielleicht werden würde.



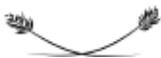
In dieser Nacht wurde Sophie von seltsamen Geräuschen geweckt, die sie überhaupt nicht zuordnen konnte. Sie lag eine Weile im Bett und lauschte. Es als Poltern zu bezeichnen, wäre zu viel gewesen, dafür war es zu leise. Schritte waren es auch nicht und zwischendurch erklang ein kurioses Zischen, das sie an eine Schlange erinnerte. Woher die Geräusche kamen, konnte sie auch nicht so recht sagen. Mal schienen sie von unten zu kommen, dann von oben. Sie zog sich die Bettdecke bis unter die Nasenspitze und starrte mit ängstlich hämmerndem Herzen in die Dunkelheit. Eigentlich glaubte sie nicht, dass sich etwas in ihrem Zimmer befand, aber sie wagte es trotzdem nicht, die Füße aus dem Bett zu setzen. Wenn sich nun wirklich eine Schlange hier hereinverirrt hatte! Eine kleine Blindschleiche konnte es nicht sein, die machten nicht so viel Lärm. Andererseits polterten Schlangen nicht.

Wenn sie wenigstens Licht machen könnte! Im Sommer hatte sie allerdings kein Talglicht in ihrem Zimmer. Das nahm sie erst mit, wenn die Tage deutlich kürzer wurden. Der Mond war schon zu weit gewandert, um für Helligkeit sorgen zu können. So etwas wie ein Schrei, gefolgt von einem lauten Rumsen, ließ sie hoch-

fahren. Die Decke an sich geklammert lauschte sie bange, obwohl sie über das Pochen ihres Herzens kaum etwas hören konnte. Was ging hier nur vor sich?

Vielleicht war das jetzt laut genug gewesen, um ihren Vater zu wecken, der hoffentlich nachsehen würde. Doch alles blieb still. Weder ihr Vater rührte sich, noch gab es weitere Geräusche. Dass Konrad etwas unternehmen würde, hielt sie für unwahrscheinlich. Der Junge schlief wie ein Stein. Je länger nichts geschah, desto mehr beruhigte sich ihr Herzschlag, bis sie schließlich das gleichmäßige leise Schnarchen ihres Vaters aus dem Nebenraum hören konnte.

Sie legte sich wieder hin und bemühte sich intensiv, nicht an Marthas Schauergeschichten vom Wilden Mann zu denken. Es dauerte lange, bis sie in den Schlaf zurückfand.



Am nächsten Morgen fühlte Sophie sich wie gerädert. Die Zunge klebte ihr am Gaumen, als sie wach wurde, und sie trank erst einmal ausgiebig, um den schalen Geschmack aus dem Mund zu bekommen, bevor sie sich wusch. Sie wartete nicht darauf, ob ihr Vater und Konrad von allein aufstanden, sondern hämmerte kräftig gegen ihre Türen. Wenn irgend möglich, wollte sie mit ihnen über die Vorfälle in der Nacht sprechen, bevor Martha dazukam.

Sobald sie Konrad sah, war sie sich sicher, dass auch er in der Nacht wach gewesen war. Er war blass und wirkte überhaupt nicht ausgeruht.

»Hast du den Krach heute Nacht gehört?«, fragte sie ihn direkt.

Er stockte mitten in der Bewegung, schaute sie aber nicht an. »Was für Krach?«, fragte er gedehnt, während er sich an den Tisch setzte und ihr nun doch einen flüchtigen Blick zuwarf.

»Es hat gepoltert und so etwas wie einen Schrei habe ich auch gehört«, sagte sie. Von dem Zischen wollte sie erst einmal nicht sprechen.

»Ach so, das ... das war wohl ich«, murmelte Konrad so leise, dass sie ihn kaum verstehen konnte.

»Du?«

»Ja, ich ...« Sein Blick wanderte durch den Raum und blieb am Topf mit dem Frühstücksbrei hängen. Sophie wurde das Gefühl nicht los, dass er fieberhaft nach einer Erklärung suchte. »Ich bin aus dem Bett gefallen!«, rief er dann regelrecht erleichtert aus.

»Aus dem Bett gefallen, so so.« Sophie verschränkte die Arme. Das erklärte, wenn überhaupt, nur einen Teil der nächtlichen Geräusche. Noch bevor sie ihm das sagen konnte, bemerkte sie einen langen Kratzer auf Konrads Hand. »Wie ist das denn passiert?«

Er steckte die Hand unter den Tisch. »Da habe ich mich geratscht. Ist nicht schlimm.«

In dem Moment betrat Martha die Küche und Sophie ließ die Sache auf sich beruhen. »Guten Morgen, Martha. Hast du gut geschlafen?«, begrüßte sie stattdessen die Magd.

»Wunderbar, wie ein kleines Kind«, erwiderte Martha und machte sich am Herd zu schaffen.

Die Aussage beruhigte Sophie ein Stück weit. Vielleicht waren die Geräusche gar nicht aus dem Haus gekommen, sondern von draußen, und sie hatte sich unnötig aufgeregt, weil bloß ein Fuchs oder Marder ums Haus getobt war. »Warst du schon bei den Hühnern?«, fragte sie.

»Ja, die hab ich schon gefüttert. Die anderen Viecher aber nicht.«

Trotzdem ging Sophie selbst noch einmal nach den Hühnern schauen. Alles war in bester Ordnung, auch bei den Schweinen und Kühen, und Jockel begrüßte sie mit einem freundlichen I-ah und ließ sich gern die Ohren kraulen.

Die frische Kühle des Morgens wurde bald durch eine unerträgliche Hitze vertrieben, was dazu führte, dass Sophie sich bis zum Mittag fühlte, als würde sie durch heißes Wasser waten. Jede Bewegung war mühsam und ihr Unterkleid schon völlig durchgeschwitzt. Auch Henrich setzte das Wetter merklich zu. Nach je-

der noch so kleinen Arbeit saß er mit hochrotem Kopf im Schatten und rang nach Luft.

»Es hat keinen Sinn heute«, keuchte er, als Sophie sich zu ihm setzte. »Diese Hitze bringt mich um.«

»Dann machen wir heute eben nichts mehr. Ich glaube sowieso nicht, dass Gäste kommen. Setz dich ans Wasser, Vater, da ist es kühler.«

Sie sah ihm nach, wie er sich zur Wied hinunterschleppte, und beherzigte ihren eigenen Rat. Aus dem Haus holte sie sich ein frisches Unterkleid und ein Handtuch und lief hinüber an ihren Lieblingsplatz am Fluss. Grashüpfer zirpten in der Wiese und sprangen bei jedem ihrer Schritte davon. Abgesehen davon war es sehr still. Selbst den Vögeln schien es zu warm zu sein, um zu singen. Die wenigen hundert Meter bis zur Flussbiegung hatten Sophies Kehle ausgedörrt und sie war froh, als sie endlich aus der sengenden Sonne heraus in den Schatten der Weiden kam. Heute begrüßte die Wied sie mit einem leisen Murmeln. Kaum zu glauben, dass sie vor wenigen Tagen nach den Regenfällen so kräftig gerauscht hatte, dass sie von der Mühle aus zu hören gewesen war.

Sophie verschnaufte zunächst einmal einen Moment und sah sich sorgfältig um, ob auch wirklich niemand in der Nähe war. Konrad würde heute sicherlich spät von der Schule heimkommen und Martha hatte sich zu einem Mittagsschlaf zurückgezogen, was Sophie ihr nicht verübeln konnte. Kein Besucher war zur Mühle gekommen und sie konnte auch jetzt weit und breit keinen Menschen sehen. Trotzdem zog sie sich so weit wie möglich ins Gebüsch zurück, um sich auszuziehen und ihr Haar aus der eng geflochtenen Frisur zu lösen. Dann stieg sie vorsichtig in das natürliche Becken, das sich in der Kurve der Wied gebildet hatte. Das Wasser war kalt und jagte ihr im ersten Moment eine Gänsehaut über den Körper. Sie sog die Luft ein, hielt sich mit einer Hand an einer hervorstehenden Wurzel fest und tauchte kurz ganz unter Wasser.

Es fühlte sich beinahe so an, als würde ihr Kopf zischen. Schnell zog sie sich nach oben und atmete tief ein. Sie konnte den Boden des Beckens gerade so mit den Zehenspitzen berühren, ohne unterzugehen, hielt sich aber lieber an der Wurzel fest und schwebte im Wasser. Sie spürte, wie die Strömung sie umspülte und die aufgestaute Hitze ihres Körpers wegtrug. Es war herrlich erfrischend. Den Kopf in den Nacken gelegt, wusch sie sich mit einer Hand die Haare und stieg danach wieder ans Ufer. Mit dem Handtuch rieb sie sich nur grob ab. Bei der Wärme trocknete sie von ganz allein. Sie streifte sich das Unterkleid über und wrang das Wasser aus ihren Haaren. Es widerstrebte ihr, sich weiter anzuziehen. Lieber saß sie noch eine Weile hier und ruhte.

Sie spielte gerade mit dem Gedanken, sich einfach im Gras auszustrecken und etwas von dem verpassten Schlaf nachzuholen, als es im Gebüsch flussaufwärts knackte. Jegliche Entspannung war mit einem Schlag verschwunden. Sophie beeilte sich, ihr Kleid anzubekommen. Mehrmals sah sie über die Schulter, ob sie in den Sträuchern unter den Bäumen irgendetwas oder jemanden entdecken konnte, hielt sich jedoch nicht lange damit auf. Sie verzichtete darauf, die Schuhe anzuziehen und lief barfuß zurück zur Mühle. Auf dem Wehr blieb sie stehen und schaute lange zurück über die Wiese, doch dort bewegte sich nichts.

»So langsam komme ich mir vor wie Martha«, flüsterte sie und ging ins Haus.



Michelbacher Mühle, 27. Juni 1649

Auch die nächste Nacht war sehr unruhig. Obwohl Sophie ihr Fenster aufgerissen hatte, wich die Wärme nicht aus dem Zimmer. Sowohl ihr Vater als auch Konrad standen mehrmals auf und gingen nach unten, vermutlich, um etwas zu trinken. Jedes Mal, wenn Sophie gerade wieder eingedöst war, rissen die Schritte und das Schlagen der Türen sie aus dem Schlaf. Nach Mitternacht kündigte ein dumpfes Grollen ein Gewitter an, das sich zunächst aber nur durch Blitze und weit entfernten Donner bemerkbar machte. Erst in den frühen Morgenstunden war es nahe genug herangezogen, dass es erlösende Abkühlung und etwas Regen brachte.

Sophie zuckte bei jedem Blitz zusammen. Wenn bloß keiner einschlug! Die strohgedeckten Dächer würden sofort in Flammen aufgehen.

Am Frühstückstisch fanden sich alle gleichermaßen müde ein und es wurde kaum gesprochen.

»Heute gehe ich nicht zur Kirche«, verkündete Henrich nach dem Essen. »Hab die Nacht kein Auge zugetan.«

»Sollten wir Gott nicht danken, dass er uns im Gewitter bewahrt hat?«, fragte Sophie.

»Das habe ich schon längst getan.« Er stand auf und verschwand in seinem Zimmer.

Damit lag es an Sophie, die Tiere allein zu versorgen, denn Konrad war gleich mit Henrich hinausgegangen. Den würde sie an seinem freien Tag erst abends wiedersehen. Und Martha sah aus, als könnte man sie mit einem Atemzug umpusten.

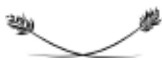
»Ruh dich aus, ich kümmerge mich um die Tiere«, sagte Sophie und strich ihr kurz über die Schulter.

Die Magd widersprach nicht und Sophie fühlte sich in ihrer Einschätzung bestätigt. Wenn Martha schweigsam wurde, ging es ihr in der Regel überhaupt nicht gut. Dann spürte man ihr plötzlich ihr Alter ab, was sich sonst nur in ihrer verschrobene Art bemerkbar machte.

Sophie beschloss, den Kirchenbesuch ebenfalls ausfallen zu lassen. Bis sie die Tiere versorgt hatte, war es schon spät und sie hätte sich hetzen müssen, um rechtzeitig anzukommen. Dem fühlte sie sich an diesem Tag nicht gewachsen. Lieber setzte sie sich an den Tisch in der Stube, faltete die Hände, sprach ein Dankgebet und las etwas in der Bibel. Als sie sie zuschlug, fiel ihr Blick auf den Margeritenstrauß, den ihre Schwester ihr gepflückt hatte. Verwundert hielt sie inne. Mitten zwischen den Blumen steckte die Schwanzfeder eines Fasans. Sophie kniff die Augen zusammen und öffnete sie wieder. Die Feder war immer noch dort. Langsam streckte sie die Hand aus und zog sie heraus, um sie näher zu betrachten. Sie war wirklich hübsch mit ihrem gleichmäßigen beige-braunen Muster und kaum ausgefranst. Wo kam die her?

Sicher hatte Konrad sie gefunden und hier hineingesteckt, als kleine Aufmerksamkeit. Oder als Entschuldigung dafür, dass er im Moment so oft an die Milch ging.

Sophie stand auf und ging in die Küche. Als sie den Vorratschrank öffnete, stutzte sie. Hatte der Junge auch vom Brot genommen? Sie war sich sicher, dass gestern mehr als ein halber Laib übrig gewesen war, wo jetzt nur noch ein kläglicher Rest lag. Sie musste morgen auf jeden Fall backen. Nachdenklich schloss sie den Schrank. Es war natürlich möglich, dass ihr Vater davon gegessen hatte, als er in der Nacht auf gewesen war. Oder sie war einfach zu müde, um sich richtig zu erinnern.



Gegen Mittag klopfte es und Elßgen stand mit sorgenvollem Gesicht vor der Tür. »Geht es dir gut? Du verpasst nie einen Gottesdienst«, sagte sie, während sie Sophie umarmte. Dann hielt sie sie mit beiden Armen von sich weg und betrachtete sie eingehend. »Du siehst furchtbar aus«, stellte sie fest und machte es sich am Küchentisch bequem.

»Schlaf war die letzten Nächte Mangelware«, seufzte Sophie und setzte sich zu ihr, um ihr die ganze Geschichte zu erzählen.

Eigentlich hatte sie erwartet, dass Elßgen sich über ihre Ängste lustig machen und die verschwundenen Dinge logisch erklären würde. Möglicherweise hatte Sophie sich das sogar gewünscht, doch den Gefallen tat Elßgen ihr nicht. Stattdessen starrte sie sie mit großen Augen an.

»Und wenn es nun bei euch spukt?«, fragte sie mit zittriger Stimme.

»Jetzt fang du nicht auch noch mit dem Wilden Mann an!«, rief Sophie sofort.

»Nicht der Wilde Mann, nein. Das ist bloß ein Märchen. Aber wenn dieser arme Geköpfte nun keinen Frieden findet und seine Seele hier hängen geblieben ist ...«

»Dann trinkt er mit Sicherheit keine Milch und eine Decke braucht er auch nicht.« Sophie stand auf und holte ihre Backschüssel aus dem Küchenschrank. Den Sauerteig bewahrte sie im Erdkeller auf, wo es auch im Sommer schön kühl blieb. »Komm mit, ich muss Brotteig ansetzen.«

Elßgen folgte ihr nach draußen. »Diese Geräusche, die du gehört hast – das geht nicht mit rechten Dingen zu.«

Sophie erwiderte nichts, während sie den Sauerteig holte. Wenigstens der war noch da. Sie drückte Elßgen den Steintopf in den Arm und lief weiter zur Mühle, um sich dort Roggen zu besorgen. Für die geringe Menge, die sie zum Ansetzen des Teiges brauchte, würde sie die Handmühle benutzen. Sie öffnete die Tür zur Kammer, in der sie den Mahllohn aufbewahrten, und wollte nach der Schaufel greifen, mit der sie das Korn abmaßen, doch

die war nicht da. Normalerweise lag sie auf der großen Kiste, in der die verschiedenen Getreidesäcke lagerten.

»Was ist?«, fragte Elßgen, die Sophie gefolgt war und nun im Türrahmen lehnte.

»Die liegt immer hier«, murmelte Sophie vor sich hin und suchte den kleinen Raum ab.

»Ist wieder was verschwunden?«

In dem Moment entdeckte Sophie die Schaufel neben der Kiste auf dem Boden. »Nein. Ich dachte schon, die Schaufel wäre weg, aber hier ist sie. Wer auch immer die da hingelegt hat.« Sie klappte den Deckel der Kiste hoch und füllte ihre Schüssel mit Roggen. Vorsichtshalber schaute sie in jeden der Säcke, konnte jedoch nicht feststellen, ob etwas fehlte. Sie klappte die Kiste zu und legte die Schaufel obenauf. Zögernd wandte sie sich ab. Auf Elßgens fragenden Blick hin sagte sie: »Die Schaufel liegt immer auf der Kiste. Ich würde ja sagen, Konrad hat sie achtlos danebengeworfen, wäre allerdings das erste Mal. Es irritiert mich.«

Die beiden Frauen kehrten in die Küche zurück. »Was sagt denn dein Vater zu dem Ganzen?«, wollte Elßgen wissen.

»Der hat kaum etwas davon mitbekommen. Er hört doch so schwer. Es könnte auch sein, dass er vom Brot genommen hat, ich habe ihn noch nicht gefragt.« Sophie füllte das Korn in die Handmühle und begann, die Kurbel zu drehen. »Und Martha will ich gar nicht erst fragen, ich bin froh, dass sie aufgehört hat, ständig vom Wilden Mann zu erzählen.«

»Und Konrad?«

»Der benimmt sich in letzter Zeit etwas seltsam. Könnte gut sein, dass er hinter all dem steckt. Er hat schon zugegeben, dass er an der Milch war. Und er hat behauptet, er wäre aus dem Bett gefallen und hätte dabei so einen Lärm gemacht. Dann müsste er mehrere Male hintereinander rausgefallen sein und das glaube ich ihm keinen Augenblick.«

Elßgen kicherte, was Sophie zum Anlass nahm, das Thema

zu wechseln: »Du schuldest mir noch einen Bericht von deinem Tanz mit dem Bauern. Wie heißt der?«

Elßgen reichte Sophie den Krug mit Wasser, damit sie das frische Mehl mit dem Sauerteig verrühren konnte. »Matthias.«

Sophie rührte eine ganze Weile, ohne dass Elßgen weiter sprach. »Ich warte«, sagte sie schließlich. Sie warf Elßgen einen Blick zu, die mit dem Finger die Maserung des Holzes auf der Tischplatte nachfuhr und die Lippen fest aufeinanderpresste.

»So ist das also.« Sophie ließ den Löffel im Teig stecken und verschränkte die Arme. »Ich soll dir alles brühwarm erzählen und du hüllst dich in Schweigen. Das akzeptiere ich nicht. Raus mit der Sprache!«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Wir haben einmal zusammen getanzt und mehr nicht.«

»Hat er dich gefragt oder du ihn?«

Elßgen seufzte. »Ich ihn. Aber ich glaube, er war nur höflich.«

Ihre ungewohnt schwermütige Stimmung sagte Sophie, dass sie die Sache fürs Erste besser auf sich beruhen lassen sollte. Anscheinend steckte deutlich mehr dahinter als Elßgens übliche Schwärmerei und sie kam mit der Zurückweisung nicht zurecht. Das passierte ihr ja auch so gut wie nie.

Sophie stellte die Teigschüssel in die Nähe des Herdes und wischte sich die Hände ab. »Lass uns rausgehen, es ist ja Gott sei Dank nicht mehr so heiß. Habe ich etwas Wichtiges verpasst im Gottesdienst?«

Die beiden Frauen hatten noch nicht lange im Schatten der Mühle gesessen und Neuigkeiten aus der Gegend ausgetauscht, da tauchte Konrad vom Fluss her auf. Seine Hosenbeine waren nass und die bloßen Füße schwarz vor Dreck.

»Was hast du denn getrieben?«, fragte Sophie. »So gehst du mir nicht ins Haus! Erst werden die Beine abgewaschen.«

Elßgen kicherte in ihre Hand und Konrad lief rot an. Anstatt zu grüßen, ging er mit hängenden Schultern zum Waschtrog.

»Jetzt hast du ihm alles ruiniert. Er wollte mir gerade ganz ar-

tig guten Tag sagen«, flüsterte Elßgen Sophie ins Ohr, doch die rollte bloß mit den Augen.

»Da hat er noch einiges zu lernen, wenn er bei den Mädchen gut ankommen will.«

»In der Tat.« Elßgen stand auf. »Meine Liebe, ich muss gehen. Mein Vater wollte nicht, dass ich zu lange ausbleibe.«

»Dass er dich überhaupt hat herkommen lassen! Sag ihm einen lieben Gruß, dein Besuch hat mich sehr aufgemuntert.« Sophie begleitete sie ein Stück zum Fußweg. Von Konrad war nichts mehr zu sehen. Anscheinend hatte er es vorgezogen, sich davonzumachen, anstatt sich zu waschen und ins Haus zu gehen.

»Und du pass auf dich auf. Schick die Männer vor, wenn in der Nacht Lärm ist. Ach, sieh an, wer kommt denn da?«

Sophie drehte sich um und erkannte Johann, der den Weg entlangkam und die Hand zum Gruß hob.

»Der sorgt sich wohl auch, weil du heute nicht in der Kirche warst.« Elßgen zwinkerte ihr zu und ging in die entgegengesetzte Richtung davon.

»Das passiert mir auch nicht noch mal!«, rief Sophie ihr hinterher, bekam jedoch nur ein Lachen zur Antwort. Sie setzte sich zurück auf die Bank, bis Johann bei ihr angekommen war. Die Müdigkeit machte ihr die Knochen schwer und sie fühlte sich gerade nicht in der Lage, den Gast zu bewirten. Hoffentlich nahm Johann es ihr nicht übel.

»Gott zum Gruß, Sophie. Geht es dir gut? Du siehst sehr müde aus.« Der junge Mann betrachtete sie besorgt.

»Hallo Johann. Ja, ich bin müde, aber sonst geht es mir gut.« Mit einer Handbewegung lud sie ihn ein, sich zu ihr zu setzen.

»Ist noch etwas vorgefallen?«, fragte er und sah sich auf dem Hof um.

Im Sonnenschein, umgeben vom leisen Plätschern des Flusses und dem fröhlichen Gesang der Vögel in den Bäumen, wirkte das Mühlenanwesen so friedlich und idyllisch, dass Sophie keinerlei Lust verspürte, von nächtlichen Geräuschen und verschwunde-

nen Dingen zu erzählen. Zumal sie nicht einschätzen konnte, zu was für heldenhaften Taten sich Johann berufen fühlen würde, um sie zu beschützen. Unbewusst seufzte sie und schüttelte den Kopf.

»Es war bloß die Hitze gestern und das Gewitter. Wir haben alle kaum geschlafen und ich fühle mich, als wäre eine ganze Armee von Soldaten über mich hinwegmarschiert.«

»Du solltest dich ausruhen«, sagte Johann verständnisvoll.

»Ja, sobald Vater auf ist. Erst musste ich mich um die Tiere kümmern, dann kam Elßgen ...«

»Und jetzt ich. Es tut mir leid, ich wollte nicht stören. Es war nur ... du warst nicht in der Kirche und das ist noch nie vorgekommen.« Er erhob sich.

»Bleib ruhig einen Moment«, sagte Sophie leise. Seine Anwesenheit gab ihr trotz allem ein Gefühl der Sicherheit, welches sie in den letzten Tagen und vor allem Nächten schmerzlich vermisst hatte. »Übrigens stimmt es nicht, dass ich noch nie die Kirche verpasst habe. In den Zeiten, als die Soldaten hier überall unterwegs waren, ist das oft vorgekommen«, fuhr sie fort, um nicht zu schweigen.

Er setzte sich wieder. »Das waren schlimme Zeiten. Gott sei Dank ist das vorbei. Obwohl ich gehört habe, dass nach wie vor Heere durchs Land ziehen. Wir werden sicher noch ein paar Soldaten zu Gesicht bekommen.«

»Hoffentlich nur von Weitem.« Sophie schaute hinauf zum Pfahlberg. *Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, woher kommt mir Hilfe?* Der Psalmvers schoss ihr unvermittelt durch den Kopf. Viele Jahre war von diesem Berg keine Hilfe gekommen, sondern bloß Gewalt und Elend. Trotzdem hatte der Blick nach oben seinen Hoffnungsfunken nicht eingebüßt.

»Denkst du an deinen Mann?«, fragte Johann.

Überrascht sah sie ihn an. Eigentlich war es ja naheliegend bei dem Thema, aber tatsächlich hatte sie gerade nicht an Dietrich gedacht. Sollte sie das ihm gegenüber zugeben?

»Entschuldige, das geht mich nichts an«, ruderte er sofort zurück, stützte seine Ellbogen auf die Knie und starrte auf den Boden.

Die Haustür ging auf und Henrich kam mit einem Bier in der Hand heraus. Als er den Besucher bemerkte, brummte er einen Gruß und setzte sich neben ihn auf die Bank.

»Bietest du dem Gast kein Getränk an? Wo sind deine Manieren, Sophie?«

Sofort sprang Sophie auf, doch Johann winkte ab und erhob sich ebenfalls. »Ich will keine Mühe machen, vielen Dank. Wollte nur sehen, ob alles in Ordnung ist. Wünsche einen gesegneten Sonntag.«

»Danke, Johann. Das wünsche ich dir auch.« Sophie lächelte ihn an und spürte die Sehnsucht in seinem Blick. Mit deutlicher Verzögerung wandte er sich zum Gehen, steckte die Hände in die Hosentaschen und schlenderte davon. Sie ließ sich zurück auf die Bank sinken.

»Was wollte er?«, fragte ihr Vater.

»Nach uns sehen, weil wir nicht in der Kirche waren.«

»Du meinst, weil *du* nicht in der Kirche warst. Ich glaube nicht, dass der sich um mich Sorgen macht«, bemerkte Henrich schmunzelnd.

Sophie erwiderte nichts. Nach einer Weile sagte sie: »Wenn du jetzt hier bist, gehe ich runter an den Fluss und ruhe mich auch ein wenig aus, ja?«

»Mach das nur«, sagte er und klopfte mit der flachen Hand auf ihr Bein.

Gemächlich ging sie über das Wehr und die Wiese hinunter zur Flussbiegung, pflückte unterwegs eine Löwenzahn- und eine Kleeblüte und legte sie auf die beiden weißen Steine. Danach streckte sie sich im Schatten der Bäume im Gras aus und schloss die Augen. Sie spürte, wie die warme Sommerbrise über sie hinwegstrich, sah das Spiel der Schatten auf ihren geschlossenen Lidern und lauschte auf das Summen der Insekten, das sich

mit dem Murmeln des Wassers zu einem sanften Schlaflied vermischte.

Sie erwachte, weil ihr Gesicht brannte. Die Sonne war so weit gewandert, dass sie nicht mehr im Schatten der Bäume lag. Sophie streckte sich ausgiebig, rieb sich die Augen und stand auf. Sie fühlte sich deutlich besser, nicht mehr so träge und erschöpft. Wenn sie noch die nächste Nacht durchschlafen konnte, würde sie morgen wieder ganz die Alte sein.



Ihr Wunsch erfüllte sich nicht. Mitten in der Nacht schreckte sie hoch, ohne genau zu wissen, was sie aus dem Schlaf gerissen hatte. Erneut hörte sie seltsame klopfende Geräusche und das Zischen, aber diesmal war sie gewappnet. Sie hatte sich nicht nur ein Licht mit ins Zimmer genommen, sondern auch den Knüppel. Mit bebenden Händen schlug sie die Decke zurück, bewaffnete sich und schlich mit dem Licht vorsichtig zur Tür. Jetzt hörte sie deutlich tapsende Schritte und riss ihre Zimmertür auf.

»Wer da?«, rief sie laut und hielt das Licht hoch.

Im gleichen Moment knallte Konrads Tür zu, er schrie: »Nein!« und etwas Kleines, Graues sauste über Sophies nackte Füße, sodass sie erschrocken zurücksprang. Es verschwand die Treppe hinunter. Konrad rannte hinterher.

»Bleib hier!«, rief er verzweifelt und wäre in seiner Eile beinahe auf der steilen Stiege gestürzt. Im letzten Moment konnte er sich am Geländer abfangen.

Sophies Angst war verschwunden. Wütend stapfte sie ebenfalls die Treppe hinunter. Unten angekommen, packte sie den Jungen am Kragen seines Hemdes und zerrte ihn in die Küche.

»Was hat das alles zu bedeuten?«, fuhr sie ihn an und warf mit Schwung den Knüppel auf den Boden. Dann zündete sie zwei weitere Lichter an.

»Ich hab das nicht gewollt!«, jammerte Konrad, während ein

Fauchen aus dem Flur drang. Im nächsten Moment sprang etwas durch den Türspalt und verschwand unter dem Tisch. Konrad wollte schon hinterhertauchen, doch Sophie zog ihn am Arm zurück.

»Was ist das?«, fragte sie. Am liebsten hätte sie ihn durchgeschüttelt.

»Eine Katze, es ist bloß eine Katze!«

Sophie ließ ihn los. Mit dem Licht leuchtete sie unter den Tisch und tatsächlich, in der hintersten Ecke an die Wand gedrängt saß ein junges Kätzchen, die Augen weit aufgerissen. Schwere Schritte kamen die Treppe herunter und im nächsten Moment stand Henrich in der Tür. »Was zum Teufel ist denn hier los?«, donnerte er und Konrad kauerte sich auf einem Stuhl zusammen.

Sophie stellte das Talglicht auf den Tisch und ließ sich auf einen der anderen Stühle fallen. »Er hat eine Katze in seinem Zimmer versteckt«, sagte sie halb fassungslos, halb erleichtert. »Jetzt sitzt sie unterm Tisch.«

»Bitte, der Hans wollte sie ersäufen, das arme Tierchen! Katzen sind nützlich zum Mäusefangen!« Konrad sah Sophie flehend an.

»Doch nicht in deinem Zimmer!«, wettete Henrich. »Was hast du dir denn dabei gedacht, das Vieh ins Haus zu bringen?«

»Sie ist noch so klein.« Konrads Stimme klang immer kläglich.

»Dafür macht sie einen ganz schönen Lärm«, schimpfte Sophie. »Was hast du denn mit ihr angestellt?«

»Nichts! Sie wird nur in der Nacht munter und rennt durchs Zimmer. Ich wollte sie beruhigen und ihr etwas Milch bringen, aber sie ist mir entwischt.«

»Dann kam das Zischen also von dir, ja? Und ich dachte schon, da wäre eine Schlange!« Sophie schüttelte den Kopf.

Flehend blickte Konrad Henrich an. »Darf ich sie behalten? Bitte? Ich will mich auch gut um sie kümmern und sie wird bestimmt ein feiner Mäusefänger werden. Bitte!«

Henrich bückte sich und leuchtete ebenfalls unter den Tisch.

»Pft«, machte er, als er sich wieder aufrichtete. »Hoffentlich gerät der Zwerg nicht an eine Ratte, sonst war's das mit ihm. Von mir aus kannst du die Katze behalten, aber sie kommt in den Stall. Im Haus will ich die nicht haben.«

»Ja, Herr Müller.«

»Am besten lässt du sie erst mal in Ruhe, die ist ja völlig verängstigt«, sagte Sophie. »Wir stellen ihr morgen früh ein Schälchen mit Milch hin. Sie wird schon rauskommen und du kannst sie in den Stall bringen. Jetzt wird geschlafen.« Sie löschte zwei der Lichter, nahm das dritte mit und leuchtete den anderen die Treppe hinauf. »Gute Nacht«, wünschte sie, schloss ihre Zimmertür und legte sich zurück ins Bett. Mit einem Schmunzeln pustete sie das Licht aus. Die ganze Aufregung für nichts weiter als ein Kätzchen!



Michelbacher Mühle, 1. Juli 1649

In den nächsten Tagen lief endlich wieder alles seinen gewohnten Gang, was Sophie sehr erleichterte. Das Kätzchen wurde in den Stall umgesiedelt und nach einer kurzen Eingewöhnungszeit begann es, immer zutraulicher zu werden. Bei den Mühlengästen ließ es sich nicht blicken, doch wenn die Bewohner der Mühle auf der Bank vor dem Haus saßen und ihren Feierabend genossen, kam es gern an, sprang einem von ihnen auf den Schoß und ließ sich kraulen. Zu Konrads Verdruss kam es lieber zu Sophie als zu ihm. Sie vermutete, dass es an seiner Unruhe lag. Er konnte selten länger still sitzen. Für Sophie war das hellgraue, schnurrende Fellknäuel hingegen die reinste Entspannung. Wo Konrad sich ständig von den scharfen Krallen Kratzer an Armen und Beinen einfing, bekam Sophie liebevoll mit rauer Zunge die Hände abgeleckt. Selbst Henrich verwehrte es dem Tier nicht, es sich auf seinen Beinen bequem zu machen. Von Martha hielt es sich allerdings fern, denn die rauchte meist ihre Pfeife, wenn sie auf der Bank saß, und den Geruch schien das Kätzchen nicht zu mögen.

Jetzt, da Sophie wieder in Ruhe schlafen konnte, war die alte Magd ihre einzige Sorge. Sie war nach wie vor schweigsam, murmelte höchstens etwas vor sich hin, vergaß öfter mal eine Aufgabe, während sie andererseits mit akribischer Sorgfalt die Kräuterbüschel erneuerte, die sie überall ums und im Haus verteilt hatte. Sophie vermutete dahinter eine weiterhin bestehende Angst vor dem Wilden Mann und verspürte einen seltsamen Widerwillen, sie darauf anzusprechen. Solange Martha schwieg, heizte sie die Gerüchteküche nicht weiter an, was Sophie nur recht war. Al-

lerdings bekam sie mit der Zeit ein schlechtes Gewissen, weil sie Martha nicht nach ihrem Befinden fragte. Dass etwas nicht stimmte, wurde immer deutlicher.

Eines Abends hörte sie dann, wie Martha sich bei Konrad erkundigte, ob er die Eibenkreuze schon geschnitzt habe.

»Eibenkreuze?« Konrad sah sie verwirrt an.

»Das habe ich dir gesagt, als die Leiche gefunden wurde! Hast du das etwa vergessen?«, fragte Martha empört.

Konrad zuckte mit den Schultern. »Wofür sollen die denn gut sein?«

»Zum Schutz! Vor bösen Geistern!«

»Ach Martha, nun lass das. Hier gibt es keine bösen Geister!«, warf Sophie ein.

»Und ob.« Die Magd verschränkte die Arme und stierte finster vor sich hin.

»Martha, ich bitte dich ...« Weiter kam Sophie nicht, denn die alte Magd sprang vom Tisch auf.

»Ihr könnt mich gern für verrückt erklären, aber was ich gesehen habe, habe ich gesehen. Der Geist des toten Mannes spukt des Nachts hier herum.«

»Du hast einen kopflosen Geist gesehen?« Henrich fing an zu lachen.

»Er war nicht kopflos! Und ich habe ihn gesehen, mehrmals sogar. Ich sage dir, die arme Seele findet keine Ruhe, weil sein Kopf nicht bei seinem Körper liegt.« Martha fuchtelte mit dem ausgestreckten Zeigefinger vor Henrichs Nase herum. »Wir müssen diesen Kopf finden. Und bis dahin brauchen wir die Eibenkreuze. Kümmere dich darum, Konrad. Ich würde sie ja selbst schnitzen, doch das schaffen meine alten Hände nicht mehr.«

Der Junge nickte mit weit aufgerissenen Augen.

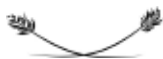
»Wo und wann hast du was gesehen?«, fragte Sophie.

»Nachts, immer nachts, wenn keiner mehr draußen ist. Erst ist da nichts, dann steht er da!« Mit beiden Händen beschrieb sie große Kreise in der Luft. »Und ein Augenzwinkern später« – sie

klatschte plötzlich, sodass alle zusammenzuckten – »ist er weg. Vorletzten Nacht erst stand er vor dem Stubenfenster und hat dich beobachtet, wie du in der Bibel liest.«

Sophie schluckte.

Auch Henrich lachte nicht mehr. »Wenn hier draußen einer rumschleicht, komme ich dahinter. Von jetzt an mache ich jeden Abend eine Kontrollrunde. Von wegen Geist!« Er stellte den Knüppel, der seit der Katzengeschichte seinen Weg noch nicht zurück in die Mühle gefunden hatte, griffbereit neben die Tür.



An diesem Abend war Sophie zu nervös, um zu lesen. Eigentlich wollte sie nicht glauben, dass an Marthas Geschichten etwas dran war, aber die Zweifel setzten ihr zu. An einen Geist glaubte sie keinen Moment. Dass ein Landstreicher hier sein Unwesen trieb, war hingegen durchaus möglich und würde auch die verschwundenen Lebensmittel erklären.

»Wir sollten überlegen, ob wir einen Riegel an der Tür anbringen, damit nicht jeder einfach hier hereinspazieren kann«, schlug sie ihrem Vater vor, als er von seinem Kontrollgang zurückkam.

»Erst mal sehen, ob an der Sache überhaupt etwas dran ist«, erwiderte Henrich. »Da draußen war nichts. Ich vermute eher, dass Martha so langsam nicht mehr alle beieinanderhat. Vielleicht hat der Fund der Leiche ihr den Rest gegeben, wer weiß. Bisschen komisch war sie ja schon immer.«

»Meinst du?«

Henrich klopfte ihr versöhnlich auf den Rücken. »Lass dich von der alten Frau nicht verrückt machen, meine Kleine. Wir werden uns schon keinen Mühlengeist eingefangen haben.« Sein verschmitztes Zwinkern beruhigte sie mehr als seine Worte, sodass sie, als sie sich kurz darauf zu Bett legte, entgegen ihren Erwartungen schnell einschlief.

Umso erstaunter war sie, am nächsten Morgen zu hören, wie

ihr Vater den Mühlengästen eine bunt ausgeschmückte Geschichte vom Mühlengeist erzählte, den er in der Nacht gesehen haben wollte. Die wurde mit großer Begeisterung aufgenommen, und als Martha dazukam und ihre Beobachtungen beisteuerte, war aus dem Hirngespinnst die Nachricht des Tages geworden: In der Michelbacher Mühle spukte es.

Sophie wusste genau, was geschehen würde. Die Neuigkeit würde sich verbreiten wie ein Lauffeuer und jede Menge Neugierige anlocken. Sie musste ihren Vater nicht fragen, was er sich dabei gedacht hatte, sondern machte sich lieber daran, einen großen Kessel mit Eintopf und eine Reihe von Pasteten zuzubereiten, um die Gäste zu bewirten, die sicher bald eintreffen würden. Während sie arbeitete, überlegte sie fieberhaft, wie sie sich zu der Angelegenheit stellen wollte. Sollte sie die Gerüchte unterstützen, obwohl es ihr widerstrebte? Lieber wollte sie die Stimme der Vernunft sein. Der Geschäftssinn ihres Vaters in allen Ehren, aber sie wollte den Leuten nicht mit Lügen das Geld aus der Tasche ziehen.

Henrich lachte über ihre Bedenken. »Du darfst gern dagegen wettern, Kind, da werden die Leute nur mehr zu spekulieren haben«, sagte er vergnügt.

»Und wenn sie anfangen, hier nachts auf Geisterjagd zu gehen? Hast du dir das wirklich gut überlegt, Vater?«

Er winkte ab. »Das machen die einmal, dann wird es ihnen zu dumm. Die haben Besseres zu tun, als sich hier die Nächte um die Ohren zu schlagen.«

Sophie war sich da nicht so sicher. Gerade für die jungen, abenteuerlustigen Burschen würde die Geschichte gefundenes Fressen sein. Wie auch immer, ändern konnte sie es nicht mehr, sondern nur beten, dass sich die Folgen in Grenzen hielten.

Noch am gleichen Abend tauchte Johann auf. »Du hättest mir sagen sollen, was hier vor sich geht, Sophie!«, sagte er vorwurfsvoll. »Ihr braucht dringend mehr Schutz bei dieser abgeschiedenen Lage. Ein Wachhund wäre gut, da solltet ihr drüber nachdenken.«

Sophie kam gar nicht dazu zu antworten.

»Ein Hund! Auf gar keinen Fall!«, fuhr Martha sofort dazwischen. »Der lockt uns bloß den Wilden Mann an mit seinem Gebell! Nein, nein, ich habe schon für Schutz gesorgt und der Müller ist nun auch wachsamer, falls es kein Geist ist. Wenn du helfen willst, junger Johann, finde den Kopf. Ich schwöre, wenn der Kopf wieder bei der Leiche ist, wird hier Ruhe einkehren.«

»Wir haben doch schon alles abgesucht!«, empörte sich Johann.

»Keiner weiß, wo der Mord passiert ist. Das war bestimmt nicht hier um die Mühle herum. Wie weit flussaufwärts habt ihr gesucht? Bis Widderstein? Oder noch weiter?« Martha sah ihn prüfend an.

»Nun, eigentlich nur bis zur Abzweigung des Mühlengrabens«, gab Johann zu.

Martha schlug sich auf den Oberschenkel. »Da hast du es. Nimm dir ein paar Burschen und finde die Stelle, wo der arme Mann seinen Kopf verloren hat.«

»Ja«, mischte sich nun auch Henrich ein. »Bei der Gelegenheit könnt ihr auch gleich nach einem versteckten Lagerplatz Ausschau halten, falls ein Landstreicher sich hier herumdrückt. Irgendwo muss der schlafen.«

»Das werde ich tun, Ihr könnt Euch auf mich verlassen, Herr Neuhoff«, sagte Johann eifrig. »Ich werde nicht zulassen, dass dir was passiert.« Dieser letzte Satz war natürlich an Sophie gerichtet.

Sie lächelte ihn zaghaft an. Was sollte sie sonst tun? Ihr war vollkommen klar, dass der junge Mann nicht mehr zu bremsen war. Schon eilte er davon, um weitere Freiwillige für die Suchaktion zu finden. Sie warf ihrem Vater einen hilflosen Blick zu. »Was hast du da bloß angerichtet?«, fragte sie, erntete aber nur Gelächter zur Antwort.

»Du solltest das besser ernst nehmen, Müller«, bemerkte Martha giftig. »Mit solchen Dingen scherzt man nicht.«

»Oh, keine Sorge, altes Weib, ich nehme das sogar sehr ernst.

Wir werden uns an dem Mühlengeist eine goldene Nase verdienen.« Er zwinkerte ihr zu und nahm einen kräftigen Schluck aus seinem Bierkrug.

Er sollte recht behalten. Die nächsten Tage und Wochen verdienten sie mehr Geld mit ihrer kleinen Schankwirtschaft als mit der Müllerei. Sophie und Martha kochten und backten beinahe ununterbrochen, denn jeden Abend verbrachten einige Michelbacher und Widdersteiner ihren Feierabend im Hof der Mühle, obwohl Erntezeit war. Ab und zu kamen sogar ein paar Altkirchener dazu. Der Suchtrupp, den Johann zusammengestellt und dem auch Konrad sich angeschlossen hatte, hatte zwar bisher den Kopf nicht gefunden, jedoch waren sie auf eine Feuerstelle im Wald unterhalb von Widderstein gestoßen. Dementsprechend hatten sich zwei Lager gebildet: Die einen verfolgten die nüchterne Landstreicher-Theorie, während die anderen mit wohligem Gruseln vom Geist des Toten sprachen, der in der Gegend umging.

Dass sich der Spuk nicht auf die Mühle beschränkte, wurde bald klar. Sowohl in Michelbach als auch in Widderstein war nachts eine Gestalt gesichtet worden, die um die Häuser schlich. Weiterhin verschwanden Dinge spurlos, nie etwas Wertvolles, lediglich einfache Gebrauchsgegenstände. Hunde und Gänse schlugen wiederholt Alarm, doch es war niemand dingfest zu machen.

Eines Abends kehrte Johann mit seinen Freunden in der Mühle ein. Er trug einen großen Beutel bei sich, dessen Inhalt Anlass zu allerlei Spekulationen gab. Er wollte allerdings nicht so recht damit rausrücken, was sich darin befand. Sophie ahnte schon, dass es etwas mit ihr zu tun haben könnte. Diese Ahnung bestätigte sich, als sie ins Haus ging und Johann ihr folgte, während seine Kameraden ins Gespräch vertieft waren. Er legte den Beutel auf den Küchentisch und holte tief Luft.

»Ich habe euch einen neuen Kleiekotzer geschnitzt«, sagte er und zog eine wirklich prächtige Holzfratze aus dem Beutel.

»Wenn der Mühlengeist den sieht, wird er garantiert flüchten.«
Feierlich hielt er Sophie die kunstvolle Schnitzerei entgegen.

Sie stellte die Bierkrüge auf den Tisch und wischte sich die Hände an der Schürze ab. »Den hast du geschnitzt?«, fragte sie ungläubig und nahm ihm das Holzgesicht mit dem weit aufgerissenen Mund ab. Es hatte schielende Glubschaugen, lockige Haare und einen wilden Bart. Sie musste unwillkürlich lachen. »Der sieht aus wie der alte Hauprich.«

Johann grinste breit. »Ein Künstler verrät nie, woher seine Inspiration kommt.«

»Danke, Johann, das ist wirklich ein Kunstwerk. Dass du dir so viel Mühe gemacht hast.« Sie schüttelte den Kopf und musste erneut kichern.

Johann schien ein ganzes Stück zu wachsen bei ihrem Lob. »Martha hatte gesagt, dass euer Kleiekotzer kaum noch zu erkennen ist und nie im Leben einen Geist vertreiben würde. Da dachte ich, ich mache einen neuen.«

»Johann, komm, wir wollen los!«, rief einer seiner Kameraden von draußen.

»Ich komme!« Er blieb jedoch stehen und sah Sophie in die Augen. »Ich weiß, du hältst nichts von diesen abergläubischen Dingen ...«

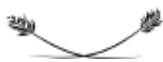
»Ich weiß es trotzdem zu schätzen. Danke«, erwiderte sie leise.

Er strahlte sie an, griff seinen leeren Beutel und ging hinaus. Sophie lauschte, wie das Geplänkel der jungen Männer leiser wurde, je weiter sie sich vom Haus entfernten. Kurz darauf kam ihr Vater herein.

»Sieh nur«, sagte sie und zeigte ihm die Fratze.

»Oh, der ist wirklich gut gelungen! Da hat der Johann sich viel Mühe gegeben. So ein Kleiekotzer ist vielleicht nicht das romantischste Geschenk, aber überleg mal, Sophie, was er alles für dich tut.«

Sophie seufzte. »Ach Vater, du weißt, dass es da für mich nichts zu überlegen gibt. Mein Dietrich lebt noch, das spüre ich.«



Wie Henrich es vorausgesagt hatte, wurden es die Burschen bald leid, sich nachts auf die Lauer zu legen, um den Geist zu schnappen. Sophie war froh, als die Aufregung sich endlich legte und sie durchatmen konnte. Der ungebetene Gast musste das Weite gesucht haben, denn bei ihr waren keine Vorräte mehr weggekommen und Martha brüstete sich damit, den Geist mit ihren Kräuterbüscheln vertrieben zu haben, denn sie hatte keinen Mann mehr im Hof stehen sehen, der nicht aus Fleisch und Blut war und für sein Bier bezahlte. Mit einem Augenzwinkern hielt Sophie dagegen, dass es ebenso gut an dem neuen Kleiekotzer liegen konnte, den sie gleich angebracht hatten und über den Sophie jedes Mal lachen musste, wenn sie ihn sah, besonders an dem Tag, als der alte Hauprich mal wieder mit seinem Hundekarren in der Mühle erschien.

Der Tratsch um den Mühlengeist hörte abrupt auf, als ein neues Thema die Gemüter bewegte: Anna Amalia, die Frau des Grafen Christian, starb am 23. Juli mitsamt ihrem Kind bei der Geburt. Das schwächte die Position des Grafen in Altenkirchen im Erbfolgestreit mit den beiden Töchtern seines verstorbenen Halbbruders, die in Hachenburg residierten. Ein Erbe hätte Graf Christians Position möglicherweise langfristig sichern können, doch daraus wurde nun nichts. Längst hatte die Gräfin Luise Juliane in langwierigen Rechtsstreitigkeiten, die bis vor die mächtigen Fürsten bei den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück gegangen waren, die Grafschaft Sayn für ihre Töchter zurückgewonnen, während Graf Christian sich beharrlich weigerte, das Amt Altenkirchen zu räumen. Jetzt wurde in alle Richtungen gemutmaßt, wie die Situation sich entwickeln würde. Es war von erneutem Krieg ebenso die Rede wie von einer friedlichen Übergabe bis hin zu einer Teilung der Grafschaft.

Die meisten waren sich einig, dass sie Gräfin Luise Juliane dem

angeberischen Grafen Christian jederzeit vorzogen. Immer, wenn das Gespräch in diese Richtung ging, musste Sophie an Elßgens Schwärmereien denken und schmunzeln. Ihr selbst war es recht egal, wem sie ihre Pacht entrichtete, solange Frieden herrschte und die Menschen genug zum Leben hatten.

An der Beerdigung, die in der Gruft des Schlosses Altenkirchen stattfand, konnten nur geladene Gäste teilnehmen, doch der Trauergottesdienst war gut besucht. Sophie entdeckte viele bekannte Gesichter in der Menge, in der man trotz der Trauerkleidung die Standesunterschiede zwischen Bürgerlichen und Bauern deutlich erkennen konnte. Sie versuchte, den altmodischen und abgetragenen Zustand ihres eigenen Trauerkleides durch eine aufrechte Haltung wettzumachen. Wirklich prächtig waren sowieso bloß die Kleider der anwesenden Grafen und Würdenträger.

Als Sophie sich dabei ertappte, dass sie viel mehr über die ungerechte Verteilung der Güter nachdachte als über das Andenken der Verstorbenen, schalt sie sich selbst im Stillen und begann augenblicklich, für die Seelen der Gräfin und ihres Kindes zu beten. Die Gefahr des Todes begleitete jede Schwangerschaft und diejenigen, die gesunde Kinder zur Welt brachten, durften sich wahrlich als gesegnet betrachten.

Nach dem Gottesdienst fand sie Margret draußen auf dem Vorplatz der Kirche und umarmte sie besonders lange, obwohl die ihren jüngsten Sohn auf dem Arm hatte. Der Einjährige hatte den Daumen im Mund und schaute Sophie mit großen blauen Augen an. Als sie ihm die Wange streicheln wollte, drehte er schnell den Kopf weg und verbarg sein Gesicht am Hals seiner Mutter.

»Willst du deiner Tante gar nicht guten Tag sagen?«, fragte Margret den Kleinen, der sich noch enger an sie schmiegte.

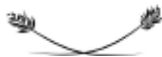
Sophie konnte nicht anders, als ihm über den blonden Schopf zu streichen. »Er ist so goldig«, sagte sie ein wenig wehmütig. Ob sie jemals Kinder haben würde? Der heutige Tag hatte deutlich gezeigt, wie hoch der Preis für diesen frommen Wunsch sein

konnte. Sie hätte sich gern länger mit Margret unterhalten, doch deren Mann drängte darauf, nach Hause zu fahren, ebenso wie Henrich. Elßgen sah Sophie erst, als die in der Kutsche mit ihrem Vater davonfuhr.

Jockel brachte die Müller wohlbehalten nach Hause, auch wenn sie unterwegs von mehreren Kutschen überholt wurden. Der kleine Esel trottete unbeeindruckt seines Weges, was Sophie ein Lächeln aufs Gesicht zauberte. Als sie zu Hause angekommen waren, klopfte Henrich dem Tier den Hals und flüsterte ihm ein lobendes »Bist ein feiner Kerl« in sein langes Ohr. Dem konnte Sophie nur zustimmen.

»Unser Jockel war wirklich ein Glücksgriff. Da können die Leute spotten, wie sie wollen. Wir wissen, was wir an ihm haben, nicht wahr, Vater?«

»Da hast du vollkommen recht«, pflichtete er ihr bei.



Bis zum Abend war Sophie vollauf beschäftigt. Erst im Licht der späten Sonne nahm sie sich die Zeit, ihren Lieblingsplatz am Fluss aufzusuchen. Die vom Gottesdienst ausgelöste Melancholie hatte sie den ganzen Tag begleitet und sie sehnte sich danach, ein paar Momente für sich zu haben.

Das Flusstal lag bereits im Schatten und sie spürte, wie die Kühle des Abends wie ein Nebel vom Fluss heraufstieg. Mit der untergehenden Sonne im Rücken sah sie den majestätischen Silberreiher erst, als er sich vor ihr in die Luft schwang. Mit behäbigen Flügelschlägen glitt er an ihr vorbei und landete dicht am Ufer der Wied. Sophie blieb stehen und beobachtete ihn eine Weile. Es war ihr ein Rätsel, wieso sie dieses auffällig weiße, große Tier so selten sah. Die kleineren Graureiher begegneten ihr deutlich öfter, obwohl sie auf die Entfernung viel mehr mit ihrer Umgebung verschmolzen.

Mit einem stillen Gruß wandte Sophie sich ab und ging die

letzten Schritte bis zur Flussbiegung unter den Bäumen, wo die Schatten schon tiefer waren. Aufmerksam lauschte sie auf ungewohnte Geräusche, doch es war nichts zu hören außer dem Fluss und dem Gesang der Vögel. Sie kniete sich hin und wollte wie immer mit der Hand über die weißen Steine streichen, hielt aber mitten in der Bewegung inne. Verwundert hob sie eine Glockenblume auf, die über den Steinen gelegen hatte. Sie betrachtete die zarten lilafarbenen Blüten. Lange konnte die Blume dort noch nicht liegen, sie wirkte frisch. Wer hatte sie gepflückt?

Sophie sah sich um. Keine Menschenseele war zu sehen, nur der Silberreihher stach mit seinem weißen Federkleid aus der Dämmerung hervor. Vielleicht hätte sie beunruhigt sein sollen über diesen nie dagewesenen Fund an ihrem besonderen Ort, doch das war sie nicht. Diese Blume wirkte auf sie wie ein liebevolles Geschenk, das sie in ihrer schwermütigen Stimmung auf ganz behutsame Art tröstete. Ob Johann sie einmal beobachtet hatte, wie sie Blumen auf die Steine gelegt hatte? Es war durchaus möglich, so oft wie er in letzter Zeit in der Gegend gewesen war, um dem Geist aufzulauern.

Sie hielt die Blüte an ihre Nase, atmete vorsichtig den schwachen Duft ein und schloss die Augen. Er erinnerte sie an Pfirsiche. Nicht mehr lange, dann würden die Pfirsiche im Obsthain der Dormanns reif sein. Darauf freute sie sich schon, denn sie liebte die samtig-süßen Früchte sehr, was Elßgen nur zu gut wusste. Die letzten Jahre waren sie allerdings recht sauer geblieben aufgrund des schlechten Wetters. Dieses Jahr hatte es Gott sei Dank mehr Sonnenschein gegeben und es war auch nicht so kühl gewesen. Es bestand also Grund zur Hoffnung, dass die Pfirsiche so gut schmecken würden wie lange nicht.

Ein erwartungsfrohes Lächeln breitete sich auf Sophies Gesicht aus und sie öffnete die Augen. Behutsam legte sie die Glockenblume auf die Steine zurück, sodass sie eine Brücke bildete. Danach stand sie auf und ging zügig zur Mühle zurück, denn die Dämmerung setzte sich sehr schnell fort, sobald die Sonne hinter

den Bäumen verschwunden war. Den Reiher konnte sie schon nicht mehr erkennen.

In ihrer Bibel las sie an diesem Abend mit einem ausgeprägten Gefühl der Dankbarkeit im Herzen.

Michelbacher Mühle, 2. August 1649

Nach einem ruhigen Sonntag begann der Montag angespannt. Schon früh hatte Sophie vertraut-gefürchtete Geräusche gehört: Pferdewiehern, heisere Rufe, das Rumpeln von Wagenrädern und das Stampfen zahlloser Stiefel, die der Straße hinauf zur Poststation in Gieleroth folgten. Nicht nur Sophies Blick wanderte immer wieder bang zum Pfahlberg. Auch Henrich und Martha verfolgten den unsichtbaren Zug – denn sehen konnten sie die Straße nicht – voller Sorge. Keiner sprach aus, was alle dachten: Hoffentlich zog dieses Heer einfach weiter. Als würde die gesamte Gegend die Luft anhalten, kamen an diesem Morgen keine Gäste zur Mühle.

Erst am Nachmittag erschien ein einzelner Reiter auf dem Zufahrtsweg zur Mühle. Überrascht begrüßte Sophie Pfarrer Altgelt, der ihr vom Pferd aus zunickte. Henrich trat ebenfalls hinzu. Seine Einladung, abzusteigen und etwas zu trinken, lehnte der Pfarrer ab.

»Ich werde in Widderstein erwartet, wollte Euch aber unbedingt eine wichtige Botschaft überbringen. Sicher habt Ihr die Truppen bemerkt, die heute Vormittag durch Altenkirchen gezogen sind. Es gibt zwei gute Nachrichten. Zum einen sind sie nicht geblieben, worüber wir alle unglaublich erleichtert sind. Zum anderen war Euer Mann dabei, Frau Gilles. Er hat seinen Dienst quittiert und wird bald hier eintreffen.«

»Mein Mann?« Sophie glaubte, sich verhört zu haben.

»So ist es. Ich habe mit ihm gesprochen und ihm versichert, wie treu Ihr auf ihn gewartet habt. Er nahm im Wirtshaus Ab-

schied von seinen Kumpanen, als ich losgeritten bin. Ich dachte, es würde Euch guttun, sich auf seine Ankunft etwas vorbereiten zu können.«

»Danke, Herr Pfarrer, das wissen wir zu schätzen«, erwiderte Henrich, denn Sophie hatte es vollkommen die Sprache verschlagen.

Sobald der Pfarrer vom Hof geritten war, musste sie sich erst einmal hinsetzen. Ihr Vater setzte sich neben sie und tätschelte ihre Hand.

»Wer hätte das gedacht«, sagte er nachdenklich.

Sophie hätte ihn am liebsten gefragt, ob er nicht froh war, dass sie seinem Drängen nicht nachgegeben hatte, sich einen anderen Mann zu suchen. Doch ihr blieb jedes Wort im Hals stecken. Ihre Knie fühlten sich wie Pudding an und ihre Eingeweide zogen sich krampfartig zusammen, während ihr abwechselnd heiß und kalt wurde. Sie war dem Pfarrer unendlich dankbar, dass er sie vorgewarnt hatte. So sehr sie sich diesen Moment all die Jahre herbeigesehnt hatte, so sehr brachte er sie jetzt aus der Fassung. Ihr wurde schmerzhaft bewusst, dass der Schock so groß war, sie hätte Dietrich gar nicht freudig entgegenlaufen können, wie sie es sich immer ausgemalt hatte. Sie wusste nicht, was sie empfinden sollte. Die vier Jahre erschienen ihr plötzlich wie eine tiefe, unüberwindbare Kluft. Hatte sie wirklich geglaubt, dass er noch lebte, oder hatte sie sich das nur eingeredet, um nicht über eine Wiederheirat nachdenken zu müssen? Hatte sie ihn so schmerzlich vermisst, wie sie immer behauptet hatte?

Sie merkte plötzlich, wie sehr sie ihre Finger ineinander geklammert hatte, und zwang sich, die Hände zu entspannen.

»Was wollte der Pfarrer?«, fragte Martha.

Sophie hatte gar nicht wahrgenommen, dass sie dazugekommen war.

»Der Gilles ist auf dem Weg hierher«, sagte Henrich.

Sophie spürte Marthas prüfenden Blick auf sich und schloss die Augen. Ihr Mann kehrte zurück. Endlich kehrte er zurück

und sie würde sich nicht mehr so allein fühlen. Er hatte all die Schrecken des Krieges überstanden und kam wieder nach Hause zu ihr. Er hatte sie nicht vergessen, ihm lag noch immer etwas an ihr. Die Leute hatten sich geirrt. Was auch immer seine Beweggründe gewesen waren, in den Krieg zu ziehen, er hatte sie nicht im Stich gelassen. Jetzt spürte sie, wie die Freude den Schrecken verdrängte.

Sie sah Martha in die Augen. Keine hämische Bemerkung kam der Magd über die Lippen. Stattdessen schaute sie Sophie derart mitleidig an, dass Sophie empört nach Luft schnappte.

»Was schaust du denn so? Das sind doch wunderbare Neuigkeiten!«

Martha legte den Kopf schief. »Das glaube ich erst, wenn ich es sehe. Du weißt, was die Soldaten getrieben haben. Land auf, Land ab hört man die gleichen Geschichten. Raub. Mord. Vergewaltigung. Und dein kostbarer Dietrich hat sich freiwillig dafür gemeldet, blitzschnell und heimlich, damit der Graf ihn nicht erwischt. War ja schon seit Jahren verboten, sich als Söldner anwerben zu lassen. Was glaubst denn du, was diese vier Jahre aus deinem Mann gemacht haben?«

»Hör auf!«, rief Sophie, plötzlich den Tränen nahe. »Dauernd fängst du davon an. Dietrich ist ein guter Mann, er hat da nicht mitgemacht.«

Martha pfiß durch die Zähne. »Dein Wort in Gottes Ohren. Hast du seine Sachen aufbewahrt? Er wird frische Kleider brauchen. Hat sich bestimmt Ungeziefer eingefangen. Hoffentlich schleppt er uns nicht die Pest hier an.« Sie verschränkte die Arme und zog die Stirn kraus. Die Pest war ein ständiger Begleiter des Krieges gewesen und hatte ebenso viele Menschenleben gekostet wie die gewaltsamen Auseinandersetzungen.

Der Gedanke jagte Sophie einen Schauer über den Rücken. »Ich sehe nach«, flüsterte sie und stand auf. Sie musste nicht nachsehen. Sie wusste genau, dass seine Sachen ordentlich gefaltet in der Truhe in ihrem Schlafzimmer lagen. Alle paar Wochen

hatte sie überprüft, dass sich keine Motten eingenistet hatten, und immer wieder die Lavendelkissen ausgetauscht, die den muffigen Geruch fernhielten. Hatte die Sachen sorgsam neu gefaltet und mit liebevoller Hoffnung zurückgelegt, vier Jahre lang. Es war nicht vergebens gewesen.

Sie ging nach oben ins Zimmer, klappte den Deckel der Truhe auf und legte einen Satz Kleider auf das Bett, dazu ein Handtuch und ein kleines Stück Seife. Ob die Soldaten auf ihren Streifzügen Seife bekommen hatten? Sie wagte es zu bezweifeln. Alle Soldaten, die sie je gesehen hatte, waren verschwitzt und dreckig gewesen. Und oft vernarbt und unrasiert. Mit Rasierzeug konnte Sophie nicht dienen; das hatte Dietrich seinerzeit mitgenommen. Vor ihrem inneren Auge rückte sie die Erinnerung zurecht, die sie an ihren Mann hatte, steckte ihn in eine Uniform, hängte ihm ein Gewehr über die Schulter, setzte ihm einen breitkrepigen Hut mit buschiger Feder auf, unter dem ein wettergegerbtes Gesicht mit Bart hervorschaute. Vielleicht würde sein Blick hart sein, aber sobald er sie sah, würden seine Augen aufleuchten. Er würde sich freuen, sie wiederzusehen. Immerhin hatte er ihr oft seine Zuneigung bekundet, wenn auch manchmal etwas derb.

Mit dem Gefühl, für seine Ankunft gewappnet zu sein, ging Sophie nach unten vors Haus.

Das Warten war zermürend. Sie hatte damit gerechnet, dass Dietrich dem Pfarrer mehr oder weniger auf dem Fuße folgte, doch dem war nicht so. Da er nach gut einer Stunde immer noch nicht aufgetaucht war, kehrte Sophie an die Arbeit zurück. Sie konnte es sich nicht leisten, tatenlos herumzusitzen.

Bis zum Feierabend fehlte weiterhin jede Spur von ihm. Alle saßen auf der Bank vor dem Haus und beobachteten den Weg, Martha mit ihrer Pfeife, Henrich mit seinem Krug Bier und Konrad mit seinem Schnitzmesser und dem Stück Eibenholz, aus dem er ein Kreuz zu schnitzen versuchte. Sophie hatte eine Stickerei auf dem Schoß liegen, schaffte es aber nicht, sich darauf zu konzentrieren. Tausend Gedanken schossen kreuz und quer

durch ihren Kopf, Hoffnungen, Zweifel, Fragen. Es machte sie schier wahnsinnig. Schließlich stand sie auf, ging ins Haus und fing an, Töpfe zu schrubben, bloß um sich zu beschäftigen. Nach einer Weile steckte Konrad den Kopf zur Tür herein.

»Da scheint jemand zu kommen«, berichtete er knapp und Sophie hörte ihn die Treppe hinauf in sein Zimmer laufen. Es war ihr ganz recht, denn sie wusste nicht, wie Dietrich auf den Jungen reagieren würde. Dass der vor dem unbekanntem Soldaten Angst hatte, konnte sie nur zu gut verstehen. Immerhin hatte er zusehen müssen, wie seine Eltern von Soldaten ermordet wurden. Er selbst war mit knapper Not entkommen.

Sie legte die Bürste zur Seite, atmete einmal tief durch und trat nach draußen. Henrich und Martha saßen schweigend auf der Bank und beobachteten den Mann, der den Weg heraufkam. Er entsprach in etwa dem Bild, das Sophie sich zuvor gemacht hatte: Uniform, hohe Stiefel, breitkrempiger Hut, ein Gewehr über der Schulter und ein Säbel an der Seite. Sein Gesicht konnte sie in der einsetzenden Dämmerung auf die Entfernung nicht erkennen. War das ihr Mann? Unsicher blieb sie, wo sie war. Sie konnte ihm schlecht entgegenlaufen und ihm um den Hals fallen, nur um festzustellen, dass es ein Fremder war.

Selbst als er näher herangekommen war und sie den kurz gestutzten Bart ausmachen konnte, war sie noch unschlüssig. Die Bewegungen waren ihr nicht vertraut, auch wenn Größe und Statur in etwa stimmten. Erst als er den Hut vom Kopf zog und sie seine Augen sah, erkannte sie ihn.

»Das ist ja ein hübsches Begrüßungskommando«, sagte Dietrich heiser und schaute in die Runde. Sein Blick blieb an Sophie hängen. »Was ist? Hast du keinen Kuss für deinen Mann übrig?«

Jetzt hielt Sophie nichts mehr. Mit klopfendem Herzen warf sie sich ihm in die Arme.

Er lachte, drückte sie an sich und küsste sie auf die Wange. »Dachte schon, mein Frauchen hätte Angst vor mir.«

Sophie verspürte plötzlich eine ungeahnte Erleichterung. Das

Bangen hatte ein Ende. Ihr Mann war zurück. Vier Jahre Ungewissheit fielen auf einen Schlag von ihr ab und sie schmiegte sich an ihn. Verfliegen waren die Zweifel, die sie die ganze Zeit geplagt hatten. Sie war einfach froh, ihn wiederzuhaben.

»So ist's recht«, brummte er voller Genugtuung. Dann machte er sich von ihr los und schaute sich auf dem Hof um. »Hier hat sich ja nicht viel verändert«, stellte er fest und wandte sich Henrich und Martha zu. »Und? Begrüßt ihr mich nicht?«

Martha kniff die Lippen zusammen, aber Henrich stand auf. »Willkommen zurück«, sagte er knapp und tippte sich an seine Kappe.

Dietrich schien das zu genügen.

»Ich hoffe, du schleppst uns hier kein Ungeziefer oder irgendwelche Krankheiten an«, krächzte Martha, ihre Stimme rau von der Pfeife.

»Dass du immer noch nicht tot umgefallen bist«, sagte Dietrich mit einem Grinsen und schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich hat dich der Qualm von deiner Pfeife haltbar gemacht.«

»Geh und wasch dich. Kannst dir auch gleich den Mund mit Seife auswaschen. Das dreckige Soldatengerede wollen wir hier nicht hören«, konterte die Magd und funkelte ihn biestig an.

»Martha, bitte«, sagte Sophie. »Er ist doch gerade erst angekommen.«

Dietrich winkte ab. »Lass die alte Krähe. Ein Bad würde ich tatsächlich nicht ablehnen. Das hatte ich schon sehr lange nicht mehr.«

»Die Wied ist herrlich um diese Tageszeit«, stichelte Martha munter weiter.

Sophie beobachtete erschrocken, wie sich Dietrichs Gesichtszüge verfinsterten.

»Ich sagte ein *Bad*, nicht, dass ich in den Fluss springen will.« Der drohende Unterton in seiner Stimme war nicht zu überhören.

Martha sprang auf und zeigte mit dem Stiel ihrer Pfeife auf

ihn. »Weißt du, was das für eine elende Plackerei ist, den Zuber zu füllen? Es ist schon spät, wir haben den ganzen Tag geschuftet. Der Fluss wird dir wohl genügen müssen!«

Dietrich wischte mit einer Handbewegung die Pfeife von sich weg und legte einen Arm um Sophie. »Mein Liebchen hier hat sich noch nie darüber beschwert, mir ein Bad einzulassen. Nicht wahr, meine Hübsche? Das tust du doch gern für mich.«

Sophie sah ihm in die Augen. Einerseits wollte sie ihm diesen Gefallen tun, andererseits war es wirklich schon spät und sie war müde. »Es wird dauern, bis das Wasser überhaupt warm genug ist«, erwiderte sie zaghaft.

»Na dann, los, los!« Er stellte seine Waffen an die Hauswand, legte den Beutel mit seinem Hab und Gut daneben und setzte sich auf die Bank, wo er genüsslich die Beine ausstreckte. »Ein Bier könnte ich auch vertragen«, fügte er hinzu.

»Ich bring dir gleich eins«, sagte Sophie und machte sich daran, Wasser aus dem Mühlengraben zu schöpfen. Sie brachte zwei Eimer in die Küche, wo sie den großen Kessel aufhängte, das Feuer ordentlich anfachte und das Wasser in den Kessel goss. Auf dem Weg nach draußen brachte sie Dietrich sein Bier und schleppte danach weitere Eimer heran. Erst füllte sie den Kessel, dann goss sie ein paar Eimer kaltes Wasser in den großen Zuber, der in der Ecke ihrer Schlafkammer stand.

Wo zuvor in ihrem Kopf ein wildes Durcheinander geherrscht hatte, war jetzt gähnende Leere. Was auch immer sie für Erwartungen und Ängste gehabt hatte, sie waren nichtig im Angesicht der Realität. Dietrich war zurück und alles war wie immer. Sie hatte sich früher nie Gedanken darüber gemacht, wenn er von ihr verlangt hatte, ihm ein Bad zu bereiten. Sie hatte es einfach getan, als Teil ihrer Pflichten als Ehefrau. Und so tat sie es nun auch. Ihre eigenen Bedürfnisse schob sie in den Hintergrund.

Auf dem Weg nach unten sah sie Konrad den Kopf aus seiner Kammer stecken. »Komm runter. Du solltest meinen Mann kennenlernen«, sagte sie und winkte ihn heran.

Er folgte nur zögernd.

Sophie wartete nicht auf ihn, sondern eilte weiter in die Küche, wo sie die Temperatur des Wassers im Kessel prüfte. Es war nicht einmal lauwarm. Sie legte etwas Holz nach, als sie plötzlich Poltern und einen Aufschrei aus dem Flur hörte.

»Was ist das denn hier für eine kleine Ratte?«, wetterte Dietrich.

Sophie riss die Küchentür auf und sah gerade noch, wie ihr Mann Konrad im Genick packte und nach draußen in den Hof warf. »Dietrich, nicht! Das ist unser Lehrling!«, rief sie entsetzt und rannte hinter ihm her.

»Lehrling? Dieser Rotzlöffel da? Nie im Leben!« Dietrich wollte auf Konrad losgehen, der voller Angst auf Händen und Füßen rückwärtskrabbelte, ohne den Blick von dem wütenden Soldaten abzuwenden, doch Henrich stellte sich Dietrich in den Weg.

»Lass den Jungen in Frieden«, sagte er und hob beschwichtigend beide Hände. »Sophie hat völlig recht, das ist unser Lehrling. Er ist Vollwaise und wir haben ihn aufgenommen.«

Dietrich schnaubte verächtlich. »Es muss euch ja gut gehen, wenn ihr fremde Blagen durchfüttern könnt.« Er verschränkte die Arme und starrte Konrad finster an. Der saß regungslos da wie ein Kaninchen vor der Schlange.

»Der Graf erlässt uns einen Teil der Pacht dafür, dass wir Konrad versorgen, zur Schule schicken und ihn ausbilden«, erklärte Sophie.

»Außerdem konnten wir jede helfende Hand gebrauchen. Du warst ja nicht mehr da«, ergänzte Henrich mit deutlichem Vorwurf in der Stimme.

»Willst du etwa behaupten, meine Frau hätte mich nicht würdig vertreten?«, fragte Dietrich. Er warf Sophie einen kurzen Blick zu, doch sie konnte nicht einschätzen, ob er das ernst oder ironisch meinte.

Ihr Vater ließ sich so oder so nicht darauf ein. »Es ist wie es ist. Wir haben einen Lehrling und der bleibt auch. Es ist genug

Arbeit für alle da.« Damit ging er zu Konrad und reichte ihm die Hand, um ihm aufzuhelfen.

»Hoffentlich auch genug Essen«, brummte Dietrich und ging zurück ins Haus. Er hängte seinen Säbel und das Gewehr an einen Garderobenhaken im Flur und stellte seinen Beutel auf die Treppe. Dann sah er sich in der Küche und der Stube um. Sophie folgte ihm.

»Alles hübsch ordentlich, wie ich es kenne«, bemerkte er zufrieden.

Sophie lächelte und ließ sich von ihm in den Arm nehmen, denn sein Wutausbruch schien verflogen zu sein.

»Es tut mir leid, wir hätten dir direkt von Konrad erzählen sollen«, sagte sie.

»Gibt es sonst noch etwas, was ich wissen sollte?«, fragte er, zog sie näher und fuhr mit den Lippen über ihren Hals. Bevor sie antworten konnte, war er bei ihrem Mund angekommen und küsste sie ausgiebig. Sie hielt still und suchte nach dem kribbelnden Empfinden, das sie früher bei seinen Küssen verspürt hatte, fand es jedoch nicht.

»Hast dir hoffentlich keinen anderen Kerl angelacht, hm?«, fragte er und sah ihr prüfend in die Augen. Auch jetzt wartete er ihre Antwort nicht ab. »Nein, du nicht. Immer brav, immer ordentlich. Mein feines Frauchen.« Er tätschelte ihr Hinterteil und ging in die Küche zurück. »Ist das Wasser schon heiß?«

»Ich denke nicht«, antwortete Sophie. »Da ist aber tatsächlich noch etwas, was du wissen solltest.«

Blitzschnell drehte er sich um. Er war plötzlich angespannt wie eine Bogensehne und Sophie trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

»Was?« Das einzelne Wort wirkte bedrohlich.

»Vor ein paar Wochen haben wir im Mühlengraben eine Leiche gefunden«, beeilte Sophie sich zu erklären und stellte erleichtert fest, dass er sich sofort wieder entspannte. Er öffnete die Tür vom Vorratsschrank, nahm ein Stück Brot heraus und biss davon ab.

»Und?«, fragte er mit vollem Mund.

Sein Verhalten irritierte Sophie. Das Stück Brot hätte für den nächsten Tag für sie alle reichen sollen und er aß es einfach allein auf. Kurz überlegte sie, ob er vielleicht schon länger in der Gegend und derjenige war, der sich an ihren Vorräten bedient hatte. Doch das war absurd.

»Nun, es gab eine ziemliche Aufregung, denn die Leiche hatte keinen Kopf und wir wissen nicht so ganz genau, wer es war. Wir tippen auf einen durchziehenden Soldaten, der möglicherweise von seinen Kameraden umgebracht wurde.«

»Quatsch. Soldaten bringen ihre Kameraden nicht um.« Er sagte das mit solcher Entschiedenheit, dass Sophie sich dumm vorkam.

»Nun, wie dem auch sei, keiner weiß, was passiert ist, aber seither haben sich einige seltsame Dinge in der Gegend ereignet. Martha ist felsenfest davon überzeugt, dass es in der Mühle spukt.«

Dietrich fing an zu lachen. Er lachte so herzlich, dass er sich hinsetzen musste. Krümel spritzten ihm aus dem Mund und Tränen traten ihm in die Augen. Als er sich einigermaßen beruhigt hatte, zwinkerte er Sophie zu, stand auf und ging hinaus.

Sie trat langsam an den Tisch heran und fegte mit der Hand die Krümel zusammen. Sie würde ihre Essensplanung anpassen müssen. Ein ausgewachsener Mann mehr im Haushalt erforderte deutlich größere Portionen. Und sie musste damit rechnen, dass er sich weiterhin einfach am Vorratsschrank bediente, wenn ihm danach war. Eine schwierige Situation. Es würde vermutlich nicht mehr reichen, wenn sie einmal die Woche zum Markt nach Altenkirchen fuhr. In letzter Zeit war sie sowieso öfter dort gewesen, weil sie so viele Gäste zu bewirten gehabt hatte, doch die hatten ja dann gezahlt.

»Es wird schon irgendwie gehen«, murmelte sie vor sich hin.

Im Flur erklangen Schritte.

»Du lässt die Finger von meinen Waffen, hast du verstanden, Freundchen?«, hörte sie Dietrich von draußen rufen.

Konrad antwortete nicht, sondern rannte die Treppe hinauf. Hoffentlich schikanierte Dietrich ihn in Zukunft nicht zu sehr. Er hatte in seinem jungen Leben schon genug durchgemacht.

Es dauerte noch etwas, bis das Wasser endlich heiß genug war und Sophie das Bad füllen konnte. Als sie den letzten Eimer in den Zuber kippte, wäre sie am liebsten selbst hineingestiegen. Sie war klatschnass geschwitzt von der Anstrengung. Trotzdem lief sie nach unten und sagte Dietrich Bescheid.

Eigentlich hatte sie vorgehabt, in der Bibel zu lesen, während er badete, aber daraus wurde nichts. Mit einem anzüglichen Grinsen nahm Dietrich ihre Hand und zog sie mit sich die Treppe hinauf, während er mit der anderen Hand seinen Beutel griff.

»Kannst mir den Rücken schrubben, mein Liebchen«, sagte er und zwinkerte ihr zu, als er die Schlafzimmertür hinter ihr schloss. Er warf seinen Beutel auf die Kleidertruhe und setzte sich aufs Bett. »Komm, zieh mir die Stiefel aus.«

Das war leichter gesagt als getan. Sie musste ordentlich zerren, um die Stiefel von seinen Füßen zu bekommen, und der Geruch, der ihr entgegenschlug, ließ sie fast ohnmächtig werden. Sie war plötzlich sehr froh, dass sie das Bad eingelassen hatte. Die Stiefel und auch die Strümpfe brachte sie nach unten in den Flur. Als sie zurückkam, stand Dietrich schon nackt im Zuber und setzte sich mit einem wohligen Stöhnen ins warme Wasser.

Eigentlich hatte Sophie züchtig den Blick abwenden wollen, was ihr nicht recht gelang. Mehrere Narben zogen sich über Dietrichs Brust und das rechte Bein, eine davon noch stark gerötet. Das erklärte seinen veränderten Gang.

»Du wurdest verletzt«, flüsterte sie und kam näher.

»Pah, nur ein paar Schrammen«, erwiderte er unwirsch und tauchte unter, um sich mit beiden Händen kräftig den Kopf zu schrubben. Prustend kam er wieder hoch und schüttelte sich das Wasser aus dem Gesicht.

»Vorsicht!«, rief Sophie. »Du spritzt ja unser Bett nass.« Sie reichte ihm die Seife und eine weiche Bürste.

»Jetzt der Rücken«, forderte er, nachdem er sich ausführlich gereinigt hatte.

Sophie rieb ihm den Rücken ab und hielt ihm dann das Handtuch hin, damit er sich abtrocknen konnte. »Ich gehe ein Licht holen«, sagte sie, doch er hielt sie zurück.

»Bleib du mal schön hier.« Er stieg aus dem Zuber, trocknete sich hastig ab und nahm Sophie in die Arme. »Ich muss deine Erinnerung auffrischen. Du weißt bestimmt schon gar nicht mehr, wie dein Mann sich anfühlt.«

Das war zwar nicht richtig, aber Sophie widersprach nicht. Es war sowieso unerheblich, denn was als Nächstes kam, war unausweichlich. Zum Glück ging es wesentlich schneller, als sie erwartet hatte.

Während er sich vergnügt pfeifend die frischen Sachen anzog, strich sie ihre Röcke glatt und setzte sich auf die Bettkante. »Willst du nicht schlafen gehen?«, fragte sie.

»Ich werde mir ein Bierchen genehmigen und mich draußen ein wenig umschaun. Wer weiß? Vielleicht treffe ich ja euren Geist!«

»Hilfst du mir, den Zuber auszuleeren?«

Er beugte sich zu ihr und küsste sie auf die Wange. »Du schaffst das schon.« Damit verließ er das Zimmer.

Sophie saß einige Minuten reglos auf dem Bett und wartete, bis das unangenehme Ziehen zwischen ihren Beinen nachließ. Dann stand auch sie auf, öffnete das Fenster und begann, Eimer für Eimer das Badewasser hinauszugießen. Als sie damit fertig war, war es fast dunkel. Sie machte sich nicht mehr die Mühe, ein Licht ins Zimmer zu holen, sondern zog sich aus, wusch sich wie immer an ihrer Waschschüssel, zog sich ihr Nachthemd an und legte sich ins Bett. Sie war viel zu erschöpft, um auch nur einen weiteren Gedanken zu denken. Irgendwann wurde sie einmal kurz wach, weil Dietrich sich neben sie legte, versank jedoch sofort wieder im Reich der Träume.



Michelbacher Mühle, 3. August 1649

Sophie war sich nicht sicher, ob sie vom Krähen des Hahnes oder vom Schnarchen ihres Mannes wach geworden war. Sie konnte sich nicht erinnern, ob er früher schon so laut gewesen war. Mit der Nachtruhe war es jedenfalls vorbei, der Morgen dämmerte und Sophie stand leise auf und zog sich an, ohne Dietrich zu wecken.

Die Luft draußen war noch kühl und roch nach Regen, obwohl der Himmel nicht vollkommen bedeckt war. Die aufgehende Sonne ließ die löchrigen Wolkenschichten in kräftigem Rot aufglühen. Während Sophie die Tiere fütterte, wanderte ihr Blick mehrmals zu dem prächtigen Farbspektakel. Es währte bloß einige Minuten, dann verblassten die Wolken zu ihrem üblichen Grau. Ob Sophie heute waschen konnte? Mit Dietrichs Sachen würde es sich auf jeden Fall lohnen, aber nur, wenn sie die Wäsche auch trocknen konnte. Im Winter hängte sie sie im Dachspitz der Mühle auf, wo sie einige Seile gespannt hatte, doch im Sommer war es einfacher und schneller, sie auf den Wiesen zu trocknen. Vorausgesetzt, es regnete nicht.

Während sie die Eier im Hühnerstall einsammelte, beschloss sie, erst einmal abzuwarten, wie das Wetter sich entwickelte. Die Wasserschlepperei von gestern steckte ihr in den Knochen und sie war nicht sehr erpicht darauf, das gleich zu wiederholen.

Als sie in die Küche kam, stellte sie erfreut fest, dass Martha auch schon auf war.

»Wir machen heute Eier zum Frühstück. Die Hühner haben ordentlich gelegt.«

»Kann ja so schlimm nicht gewesen sein, wenn du Grund zum Feiern verspürst.«

Sophie stutzte bei dem ironischen Tonfall der alten Magd.
»Wie meinst du das denn jetzt?«

Martha zog die Augenbrauen hoch und schob ein paar Holz-scheite ins Herdfeuer. Für einen Moment überlegte Sophie, ob sie noch etwas dazu sagen sollte, entschied sich jedoch dagegen. Was in ihrem Schlafzimmer passierte, ging Martha nichts an. Es ging niemanden etwas an. Sie wusste wohl, dass andere Frauen gern darüber tratschten, aber aus solchen Gesprächen hatte sie sich schon immer herausgehalten. Auch die anzüglichen oder manchmal regelrecht unflätigen Bemerkungen von einigen der Mühlengäste gingen ihr gegen den Strich. So waren die Leute nun mal, daran konnte sie nichts ändern.

Sie schlug die Eier auf und rührte sie an, dann machte sie sich daran, das letzte Brot aufzuschneiden. Das hatte sie ganz vergessen – Backen musste sie ja auch. Während sie in Gedanken die Aufgaben der nächsten Tage durchplante, erschienen Henrich und Konrad in der Küche. Beide wurden augenblicklich hellwach, als sie sahen, was es zum Frühstück gab.

»Kümmere dich um die Eier, Martha, ich gehe Dietrich wecken«, sagte Sophie und lief die Treppe hinauf. Sie klopfte erst an die Tür, bevor sie eintrat.

Ein unwirsches Knurren kam vom Bett her.

»Dietrich? Aufstehen. Das Frühstück ist fertig.« Sophie beugte sich über das Bett und rüttelte ihn an der Schulter.

»Lass mich«, knurrte er und schlug ihre Hand weg.

»Es gibt Eier und Brot.«

Jetzt öffnete er doch ein Auge und schielte sie an.

»Wenn du nicht kommst, kriegst du nichts ab«, drohte sie scherzhaft und ging wieder hinaus.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis ihr Mann in der Küche erschien. Konrad zog den Kopf zwischen die Schultern und beäugte Dietrich misstrauisch, der ihn seinerseits völlig ignorierte.

Er interessierte sich viel mehr für die Eier, die er großzügig auf sein Brot lud und in großen Bissen in den Mund schob.

»Wir haben noch nicht gebetet«, rügte ihn Henrich, was Dietrich nicht mehr als ein Schulterzucken abrang.

Als er erneut abbeißen wollte, legte Sophie ihm die Hand auf den Arm und sah ihn bittend an. Er stieß einen Seufzer aus und wartete ab, bis Henrich sein Dankgebet gesprochen hatte. Danach aßen sie schweigend.

Kaum waren sie fertig, da sprang Konrad vom Tisch auf. »Ich gehe zur Schule«, murmelte er und war schon zur Tür hinaus.

»Na, der hat's ja eilig«, bemerkte Martha und begann abzuräumen.

»Ich brauche Mehl zum Backen morgen, Vater. Kümmerst du dich darum?«

»Natürlich, Kind.« An Dietrich gewandt sagte Henrich: »Das Mühlrad muss repariert werden. Einige Schaufeln sind morsch. Das Material habe ich schon da liegen, hatte aber bisher keinen vernünftigen Helfer. Mit Konrad war mir das zu unsicher. Jetzt, wo du da bist ... Wenn wir uns gleich daranmachen, sind wir hoffentlich fertig, bis die ersten Gäste kommen.«

Sophie hatte schon Angst, Dietrich würde widersprechen, doch das tat er nicht. Er brummte lediglich, setzte beide Fäuste auf den Tisch und stemmte sich hoch.

»Na dann«, sagte er und nickte Henrich zu.

Die beiden Männer verschwanden nach draußen, dicht gefolgt von Martha.

»Ich gehe melken«, rief sie über die Schulter.

Damit blieb das Abwaschen und Schweinestall-Ausmisten an Sophie hängen.

Im Laufe des Vormittags ging sie mehrmals zum Wehr hinauf, um zu sehen, wie die Arbeiten am Mühlrad vorangingen. Es beruhigte sie ungemein, dass Dietrich und Henrich wie früher Hand in Hand arbeiteten und nicht in Streit gerieten. Dietrich war, was Holzarbeiten betraf, immer fingerfertig gewesen und

schien die Handgriffe nicht verlernt zu haben. Gemeinsam hatten die beiden Männer es geschafft, drei Schaufeln auszutauschen, bis die ersten Gäste zur Mühle kamen.

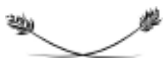
»Für heute reicht das, die restlichen können wir an einem anderen Tag machen«, schnaufte Henrich und klopfte Dietrich anerkennend auf die Schulter. »Gute Arbeit.«

Beide setzten sich erst einmal zu den Mühlengästen und tranken ein Bier mit ihnen, während Sophie das Getreide maß und siebte. Dietrich wurde mit neugierigen Fragen bestürmt und sonnte sich in der Aufmerksamkeit. Solange die Mühle noch nicht lief, konnte Sophie seinen Erzählungen lauschen. Es klang, als wäre der Krieg ein spaßiges Abenteuer gewesen, denn die Anekdoten, die Dietrich preisgab, brachten alle zum Lachen. Sie merkte aber schnell, dass er den Fragen nach den tatsächlichen Kämpfen geschickt auswich und Plünderungen von Dörfern oder Morde an der Zivilbevölkerung mit keinem Wort erwähnte. Auch dass er für die Kaiserlichen gekämpft hatte, ließ er außen vor.

Dietrich war kein Katholik und es war Sophie ein Rätsel, wieso er sich diesem Heer angeschlossen hatte. Andererseits hatte sie schon öfter gehört, dass es den Söldnern egal war, für wen sie kämpften, Hauptsache, sie bekamen ihren Sold. Ob das auch für Dietrich gegolten hatte?

Als es ans Mahlen ging, setzte Henrich das Mühlrad selbst in Gang und beobachtete prüfend, ob auch alles dem Wasserdruck standhielt. Erst als er sich versichert hatte, dass die neuen Schaufeln einwandfrei fest saßen, bedeutete er Sophie, die Maltrichter zu füllen. Sie leerte den ersten Sack aus und wollte zurück nach unten gehen, als sie aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Sie fuhr zusammen und ließ den leeren Sack fallen. Reglos horchte sie, doch beim Lärm der Mühle konnte sie unmöglich irgendwelche anderen Geräusche ausmachen. Zu sehen war nichts. Zögernd und mit klopfendem Herzen stieg sie die Leiter zum Dachspitz hinauf. Am oberen Ende maunzte ihr das Kätzchen entgegen und sie lachte erleichtert auf.

»Du hast mich erschreckt, du kleiner Racker!«, sagte sie und kralte dem Tier den Kopf. »Schön fleißig Mäuse fangen, hörst du?«, forderte sie es auf und kletterte wieder herunter.



Geschäftig ging es auf der Mühle zu an diesem Nachmittag und Sophie hatte alle Hände voll zu tun. Sie hätte sich darüber beschweren können, dass Dietrich bloß auf der Bank saß und mit den Gästen plauderte, doch ihr Vater wies ihn nicht zurecht und ihr war auch bewusst, dass er gerade die Hauptattraktion darstellte. Seine Rückkehr war inzwischen allgemein bekannt und so mancher Michelbacher wollte sich vom Wahrheitsgehalt der Neuigkeiten überzeugen.

»Der reinste Jahrmarkt hier«, flüsterte sie Martha in der Küche zu, während sie Bierkrüge füllte.

»Ob das irgendwann mal aufhört?«, beschwerte sich die Magd. »Man hat ja keinen Frieden mehr. Ständig kommen neue Gaffer.«

»Solange sie ihr Geld hierlassen, sollen sie ruhig kommen. Hast du selbst gesagt.«

»Konnte ja nicht ahnen, dass das zum Dauerzustand wird. Bald bekommen wir Ärger mit dem Falkenwirt, weil wir ihm seine Kundschaft weglocken.«

»Das glaube ich kaum. Die Altenkirchener fanden vielleicht den Mühlengeist interessant, aber um einen heimgekehrten Soldaten scheren die sich nicht. Apropos, hast du noch mal etwas gesehen?«

Martha schüttelte den Kopf. »Wenn ich ein Geist wäre, würde ich mir auch ein ruhigeres Plätzchen suchen zum Spuken.«

Als Sophie mit den Bierkrügen nach draußen kam, sah sie Johann mit Konrad zusammen den Weg heraufkommen. Die beiden unterhielten sich angeregt, verstummten jedoch, sobald sie in Hörweite kamen. Sophie stockte kurz, nickte Johann zu und verteilte die Krüge, wobei sie Dietrich aus dem Augenwin-

kel beobachtete. Er war mitten in der Erzählung und schien den Neuankömmlingen keine Beachtung zu schenken. Konrad verschwand wortlos im Haus, während Sophie das Geld von den Gästen entgegennahm und in ihre Rocktasche steckte, in der es schon ordentlich klimperte. Johann wagte es augenscheinlich nicht, sich ihr zu nähern, schaute sie allerdings so traurig an, dass er ihr richtig leidtat. All seine Hoffnungen waren auf einen Schlag zunichtegemacht worden. Mit einer Spur Bedauern lächelte sie ihm zu, ohne zu wissen, was sie sagen sollte. Also wandte sie sich ab, nur um Dietrich in die Arme zu laufen, der plötzlich direkt vor ihr stand.

»Was will der Kerl?«, fragte er giftig.

»Das ist Johann aus Michelbach. Du Erinnerst dich vielleicht nicht mehr an ihn ...«

Mit großen Schritten ging Dietrich auf Johann zu. »Machst du meiner Frau schöne Augen?«, fragte er, beide Hände zu Fäusten geballt. Er hatte sie zwar nicht erhoben, aber die Drohung war unübersehbar.

Johann machte zwei Schritte rückwärts. »Nein, ich ...«

»Verschwinde!«, brüllte Dietrich.

Johanns Augen zuckten einmal kurz in Sophies Richtung, dann drehte er sich postwendend um und eilte den Weg zurück, den er gekommen war.

Dietrich verschränkte die Arme und grinste. »Feigling«, murmelte er und wandte sich seiner Frau zu. »Keiner macht meinem Frauchen schöne Augen.« Er küsste sie auf die Stirn und setzte sich wieder zu den anderen.

Betretenes Schweigen hatte sich ausgebreitet und Sophie schluckte. Das hatte Johann nun wirklich nicht verdient, auch wenn er ihr tatsächlich schöne Augen gemacht hatte. Gerade in den letzten Wochen hatte er sich so um Sophies Sicherheit bemüht, doch etwas sagte ihr, dass sie das besser nicht erwähnen sollte. Auch nicht, dass er ihr den neuen Kleiekotzer geschnitzt hatte.

Dietrich schien die Stille nicht zu bemerken und fuhr fröhlich mit seiner Erzählung fort, als wäre nichts weiter geschehen. Der ein oder andere Gast schaute zu Sophie herüber, vielleicht um eine Reaktion von ihr zu erhaschen. Sie wusste selbst nicht, was sie von der Sache halten sollte. Dass ihr Mann zur Eifersucht neigte, war ihr zwar klar, aber so hatte er sich noch nie aufgeführt. Hoffentlich blieb das eine Ausnahme.



»Morgen ist Backtag«, verkündete Sophie beim Abendessen. »Ich werde nicht beim Mahlen helfen können. Martha, du übernimmst die Bewirtung, wenn Gäste kommen, und kümmerst dich bitte auch ums Essen.«

Die Magd nahm die Anweisungen mit stoischer Gelassenheit zur Kenntnis und bedeutete ihr ihre Zustimmung mit einem kurzen Nicken.

Dietrich jedoch ließ langsam den Löffel sinken und sah Henrich fragend an. »Ist es normal, dass das Weibsbild bestimmt, was getan wird?« Als Henrich nicht antwortete, fuhr er scheinbar leichthin fort: »Ich dachte, du wärst hier der Mann im Haus.«

Sophie schluckte. Was sollte das denn jetzt?

»Die Arbeit muss vernünftig verteilt werden. Sophie hat einen guten Überblick«, sagte Henrich, sah Dietrich dabei aber nicht an.

»Ach, so ist das.« Dietrich wiegte bedächtig den Kopf hin und her und aß schweigend weiter.

Als alle fertig waren, knallte er plötzlich den Löffel auf den Tisch, stand auf und stemmte die Fäuste in die Seiten. »Damit das mal klar ist: Hier weht ab sofort ein anderer Wind. Ich bestimme, wer was tut. Ich lasse mich doch nicht von einem Frauenzimmer rumkommandieren! So weit kommt's noch.«

Alle starrten ihn an.

»Das ist doch kein Rumkommandieren, wenn ich ...«

»Schweig!«, fuhr Dietrich Sophie an. »Die alte Krähe kann sich ums Backen kümmern. Dann ist sie aus dem Weg und vergrault uns nicht die Gäste.«

»Dietrich!«

»Keine Widerrede!«

Sophie klappte den Mund zu. Sie war völlig entsetzt. Martha konnte nicht gut backen, zum einen, weil das Anfeuern des Backes und das Halten der richtigen Temperatur für sie zu anstrengend war, zum anderen, weil es ihr einfach nicht lag. Sie konnte gut kochen, aber ihre Brote wurden meistens steinhart. Viel mehr machte Sophie allerdings zu schaffen, wie respektlos ihr Mann sich verhielt, und das nicht nur der Magd gegenüber.

»Wenn du das mal nicht bereust, du aufgeblasener Gockel«, zischte Martha auch prompt. »Nein, nein, Sophie, lass nur«, fuhr sie fort, als Sophie Luft holte, um Dietrich ins Gewissen zu reden. »Er wird schon sehen, was er davon hat.« Damit stand sie auf und räumte den Tisch ab.

Sophie warf ihrem Vater einen Hilfe suchenden Blick zu, doch der schien sich lieber heraushalten zu wollen. Ohne einen weiteren Kommentar verzog er sich nach draußen, dicht gefolgt von Konrad. Dietrich setzte sich an den Tisch, streckte die Beine aus und beobachtete mit verschränkten Armen, wie Sophie die Küche aufräumte. Es machte sie nervös. Fieberhaft fragte sie sich, wie es früher gewesen war. Hatte er da auch alles bestimmt? Zähneknirschend musste sie sich eingestehen, dass sie morgens immer auf seine Anweisungen gewartet hatte. Wochenlang hatte sie nach seinem Verschwinden herumgejamert, dass sie nicht Bescheid wusste, bis sie sich daran gewöhnt hatte, Entscheidungen für Haus und Hof zu treffen. Inzwischen hatte sie alles gut im Griff. Dietrich war gerade mal einen Tag hier und konnte unmöglich wissen, was alles zu bedenken war. Dafür war er viel zu lange weg gewesen. Sollte sie ihm das sagen?

»Mach dir mal keine Sorgen, mein Liebchen.« Kaum war

Martha zur Tür raus, stand Dietrich dicht neben Sophie und zog sie in seine Arme. »Ich weiß schon, dass du eine starke, führende Hand vermisst hast. Dein Vater ist zu weich und hat dir viel zu viel aufgebürdet. Das wird jetzt anders.« Er lächelte sie an und küsste sie überraschend sanft auf die Lippen. Dann strich er ihr eine Haarsträhne hinters Ohr, die sich unter ihrer Haube hervorgestohlen hatte.

Sophie seufzte. »Ich ... ich weiß ja, du meinst es gut«, sagte sie schließlich, »aber Martha kann wirklich nicht backen. Es wäre besser, wenn ...«

»Pssst«, unterbrach er sie. »Vertrau mir.« Er küsste sie erneut und diesmal fand Sophie das Kribbeln von früher. Sie lehnte sich an ihn und gab ihren Widerstand auf.

»So ist es gut«, flüsterte er, nahm ihre Hand und zog sie hinter sich her ins Schlafzimmer.



Letztendlich brachte Sophie es nicht über sich, Martha tags darauf mit dem Backen allein zu lassen. Da Konrad einigermaßen pünktlich aus der Schule gekommen war und beim Mahlen helfen konnte, hatte Sophie genug Freiraum, um dafür zu sorgen, dass der Backes gleichmäßig beheizt war, die Brote ordentlich aufgingen und auch nicht zu lange im Feuer blieben.

»Du tust dir damit keinen Gefallen«, mahnte die alte Magd, doch Sophie konnte nicht anders. Sie wollte kein kostbares Mehl vergeuden, nur damit Dietrich eine Lektion lernte. Wenn er das überhaupt tat.

Direkt nach dem Aufstehen hatte sie ihm gesagt, dass sie Wäsche waschen musste und auch bald ein Marktbesuch nötig war, denn einige Vorräte gingen zur Neige. Bei der Erwähnung des Marktbesuches hatte er aufgehört und beim Frühstück verkündet, dass sie am nächsten Tag zum Markt fahren würden.

»Du kommst mit?«, hatte Sophie verwundert gefragt.

»Ich dachte, wir würden morgen die restlichen Schaufeln des Mühlrades ersetzen«, hatte Henrich eingeworfen.

Dietrich hatte abgewinkt. »Das können wir die Tage noch machen. So sehr eilt das nicht.«

Sophie hoffte, dass das Wetter mitspielte. Es war kühler geworden und die sonnigen Abschnitte des Tages wurden immer wieder von kleinen Schauern unterbrochen. Wenn die zunahmen, fiel die Wäsche buchstäblich ins Wasser. Darüber konnte sie sich jetzt allerdings keine Sorgen machen. Sie rannte den ganzen Tag wie ein Hase zwischen Küche, Backes und Mühle hin und her und war heilfroh, als endlich alles erledigt war und sie Feierabend machen konnte.

Die Männer saßen draußen, während Martha und auch Konrad sich schon zurückgezogen hatten. Sophie kochte sich einen Tee und setzte sich in der Stube an den Tisch, die Bibel vor sich aufgeschlagen. Die Worte des Textes, den sie las, schienen wie ein Windhauch durch ihren Kopf zu wehen. Nichts blieb hängen, keine tiefen Erkenntnisse trafen sie und doch empfand sie es als wohltuend und entspannend.

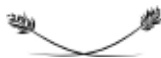
Sie hatte ihre Tasse noch nicht leer getrunken, als Dietrich in den Raum kam. Ungefragt klappte er die Bibel zu und griff nach Sophies Hand.

»Komm, Liebchen, wir gehen zu Bett.«

Sophie folgte ihm nicht sofort. »Ich würde gern noch einen Moment hier sitzen und meinen Tee trinken.«

Er ließ ihre Hand los und verschränkte die Arme. »Dann trink«, sagte er.

Dass er abwartend neben ihr stand, machte sie unruhig. So konnte sie den Tee nicht genießen. Also trank sie die Tasse in einem Zug leer, stand auf, legte die Bibel zurück an ihren Platz auf dem Fensterbrett und war dankbar für die wenigen Minuten der Erholung, die ihr zugestanden worden waren.



Am nächsten Morgen fiel es Sophie enorm schwer aufzustehen. Natürlich hatte Dietrich nicht direkt schlafen wollen und sie mit seinen Liebkosungen eine ganze Weile wachgehalten, deutlich über ihre übliche Schlafenszeit hinaus. Zwar hörte sie den Hahn krähen, doch ihre Glieder fühlten sich so bleiern an, dass sie nicht aus dem Bett kam. Zum ersten Mal seit Jahren war es ihr Vater, der an ihre Tür hämmerte, statt umgekehrt.

»Ich komme«, rief sie und setzte sich auf die Bettkante. Es dauerte weitere fünf Minuten, bis sie endlich auf den Beinen war. Nachdem sie sich angezogen hatte, rüttelte sie Dietrich an der Schulter, wartete aber nicht ab, ob er wirklich wach wurde oder nicht.

Zum Glück hatte Martha den Frühstücksbrei schon gekocht, sodass Konrad nicht zu spät zur Schule kam.

Dietrich erschien nicht zum Frühstück. Sophie stellte ihm eine Schüssel mit Brei zurück und beeilte sich, die Tiere zu versorgen. Als sie damit fertig war, war ihr Mann immer noch nicht aufgestanden. Allmählich wurde sie ärgerlich. Wenn sie so spät zum Markt kam, waren die besten Sachen schon weg und sie musste mit den Resten vorliebnehmen.

Sie stapfte die Treppe hinauf und hämmerte gegen die Tür. »Wenn du mit zum Markt willst, musst du jetzt wirklich aufstehen, Dietrich. Ich spanne –«

Die Tür ging auf. Sophie zuckte zusammen.

»Ich bin schon da, weiß gar nicht, was du willst.« Dietrich grinste sie süffisant an.

Sie presste die Lippen aufeinander, drehte sich wortlos um und lief nach unten. »Ich habe dir etwas vom Frühstück aufgehoben«, rief sie im Flur über die Schulter, ehe sie hinausging, um Jockel von der Wiese zu holen. Sie war wirklich wütend auf ihren Mann und das erschreckte sie, denn es war noch nie vorgekommen. Wenn sie in dieser Stimmung mit ihm auf dem Wagen saß, würde es sicherlich einen Streit geben und das wollte sie auf keinen Fall. Sie musste sich in den Griff kriegen. Es stand ihr nicht zu, ihm Vorschriften zu machen.

»Er muss sich noch einleben«, erklärte sie Jockel, während sie ihm das Halfter anlegte. »Die Arbeitsabläufe sind ihm nicht mehr vertraut und er muss sich erst wieder an den Tagesrhythmus gewöhnen. Bei den Soldaten läuft bestimmt alles ganz anders ab. Er hat das nicht böse gemeint.«

Der Esel hörte sich alles geduldig an, was Sophie ihm erzählte, während sie ihn zur Scheune führte und vor den Karren spannte. Als sie fertig war, strich sie ihm liebevoll über die helle Nase. Ihre Wut war Gott sei Dank verflogen.

Jetzt trat auch Dietrich aus dem Haus, reckte sich ausgiebig und schlenderte gemächlich zu ihr herüber. Mit den hohen Stiefeln, den engen Hosen und dem Wams über dem Hemd sah er recht schneidig aus, besonders wenn er den Hut mit dem großen Federbusch aufsetzte.

Sophie lächelte ihn an. »Ich hole bloß schnell das Geld, dann können wir los.«

»Damit?«, fragte Dietrich und zeigte mit verächtlichem Blick auf den kleinen Karren.

»Ja, damit. Wir sind froh, dass wir ihn haben, nachdem wir sehr lange ohne Wagen und Zugtier auskommen mussten.«

Dietrich schnaubte, verkniff sich aber jeglichen weiteren Kommentar.

Erst, als sie schon die halbe Strecke nach Altenkirchen gefahren waren, bemerkte er: »Ich werde dafür sorgen, dass wir einen anständigen Wagen und ein Pferd bekommen.« Er murmelte etwas vor sich hin, von dem Sophie nur das Wort »albern« aufschnappte.



In der Stadt herrschte geschäftiges Treiben, und wie Sophie befürchtet hatte, waren an einigen Ständen die besten Waren schon vergriffen. Trotzdem gelang es ihr, ausreichend gute Vorräte zu ergattern. Dietrich begleitete sie von Stand zu Stand und sie

merkte, dass die Verkäufer längst nicht so viel mit ihr handelten wie sonst.

Als ihr Korb prall gefüllt war, hielt er sie am Arm fest. »Hast du endlich alles?«, fragte er.

An seinem Tonfall hörte sie, dass ihm allmählich die Geduld ausging. »Fast«, sagte sie. »Zu einem Stand möchte ich noch, da hinten –« Weiter kam sie nicht.

»Sophie!« Eine Hand winkte über den Köpfen der Marktbesucher und Elßgen schob sich durch die Menge. »Das ist ja schön, dass ich dich treffe.« Ihr Blick fiel auf Dietrich und sie stockte. »Herr Gilles«, sagte sie deutlich förmlicher und nickte ihm zu.

Dietrich sah sie eingehend von oben bis unten an und dem Grinsen auf seinem Gesicht nach zu urteilen, gefiel ihm, was er sah. »Ist das etwa die kleine Dormann? Hat sich ja ganz schön gemausert«, sagte er und leckte sich über die Lippen.

Elßgen lief knallrot an. Bevor sie einen Ton sagen konnte, trat ihr Vater neben sie und starrte Dietrich finster in die Augen.

»Ihr werdet meiner Tochter den nötigen Respekt entgegenbringen, Gilles.«

Einen so drohenden Ton hatte Sophie noch nie von ihm gehört. Sie wusste zwar, dass er sehr durchsetzungsfähig war, hatte das aber bisher nie miterlebt. Dass sich sein Unmut ausgerechnet gegen Dietrich richtete, war ihr zutiefst unangenehm.

Dietrich straffte die Schultern und schob die Brust heraus.

»Ihr könnt Euch aufplustern, wie Ihr wollt«, sagte Herr Dormann und trat einen Schritt näher an ihn heran. »Ich weiß genau, was Ihr seid: ein Verräter an Eurer Familie und an Eurem Land. Dass Ihr nicht mit Stöcken und Steinen aus der Gegend vertrieben werdet, habt Ihr einzig und allein dem guten Leumund Eurer Frau zu verdanken. Seid Euch allerdings gewiss, kommt mir eine – auch nur eine – Klage gegen Euch zu Ohren, werde ich persönlich dafür sorgen, dass Ihr keinen Tag länger hier verweilt. Und jetzt entschuldigt Euch bei meiner Tochter für Euer widerwärtiges Verhalten.«

Sophie war kreidebleich geworden. Sie hielt die Spannung kaum aus. Warum sagte Dietrich denn nichts? Die beiden Männer standen sich gegenüber wie zwei Platzhirsche, die gleich aufeinander losspringen wollten. Sämtliche Gespräche in unmittelbarer Nähe waren verstummt und alle warteten auf Dietrichs Reaktion.

Schließlich senkte er den Blick und verbeugte sich elegant vor Elßgen. »Fräulein Dormann, vergebt mir. Es war nicht meine Absicht, Euch zu kränken.« Er richtete sich auf.

Sophie konnte seinen Ausdruck nicht deuten.

Herr Dormann entspannte sich erst, als Elßgen die Entschuldigung mit einem stummen Nicken annahm. Er legte den Arm um seine Tochter und wandte sich betont langsam ab. Die Umstehenden machten ihm bereitwillig Platz. Kaum waren er und Elßgen in der Menge verschwunden, erhob sich ein Tuscheln ringsum, das von einigen feindseligen Blicken begleitet wurde.

Dietrich packte Sophie am Arm und zog sie vom Marktplatz weg. Sie wagte nicht zu protestieren.

Sobald sie an ihrem Karren angekommen waren, nahm Dietrich ihr den Korb ab und stellte ihn auf die Ladefläche. »Fahr nach Hause. Ich komme später nach«, sagte er knapp, drehte sich um und lief die Straße hinauf.

»Wo willst du denn hin?«, rief sie ihm nach, doch er antwortete nicht.

Es dauerte etwas, den Karren zu wenden, und bis dahin war Dietrich nicht mehr zu sehen. Am liebsten hätte Sophie die Dormanns gesucht, um sich selbst für Dietrichs Verhalten zu entschuldigen, aber sie war zu erschüttert, um sich noch einmal allein ins Marktgedränge zu wagen. Ihr Mann, ein Verräter? Niemand sonst hätte es gewagt, Dietrich das ins Gesicht zu sagen.

Während Jockel brav zur Stadt hinaustrabte, war Sophie hin- und hergerissen. Einerseits verspürte sie Empörung bei den Vorwürfen und vor allem Drohungen, die Herr Dormann geäußert hatte. Dazu hatte er kein Recht. Andererseits war Sophie durch-

aus bewusst, wie brisant die Tatsache war, dass Dietrich für die Kaiserlichen gekämpft hatte, und sein Benehmen Elßgen gegenüber war wirklich respektlos gewesen.

Sie hoffte sehr, auf der Heimfahrt von der Dormannschen Kutsche überholt zu werden, was aber nicht geschah. Sie passierte Michelbach und tauchte in den Schatten der Bäume an der Wied ein, ohne ein anderes Gefährt zu Gesicht zu bekommen.

Die Mühle lief, als Sophie im Hof ankam. Energisch schob sie ihre aufgewühlten Gedanken beiseite, setzte ein Lächeln auf und begrüßte die Gäste. Dann brachte sie ihre Einkäufe in die Küche und bat Martha, alles wegzuräumen. Sie selbst musste den Esel ausspannen.

»Kann Dietrich das nicht machen?«, fragte Martha.

»Er ist noch in Altenkirchen«, erwiderte Sophie und hastete nach draußen, um keine unangenehmen Fragen beantworten zu müssen.

Bis zum späten Nachmittag hatte sie keine Gelegenheit, mit ihrem Vater über die Ereignisse auf dem Markt zu sprechen. Danach war Konrad ständig in der Nähe, der offenbar über Dietrichs Abwesenheit sehr erleichtert war. Er redete ununterbrochen, als hätten sich die Worte in seinem Mund im Laufe der letzten Tage angestaut und müssten sich nun in einer Flutwelle ergießen. Irgendwann wurde es Sophie zu viel und sie verabschiedete sich, um einen Moment Ruhe am Fluss zu genießen.

Sie stand lange am Ufer unter den Bäumen und betrachtete die Wasserstrudel. Da es bedeckt war, gab es kein Spiel von Licht und Schatten unter dem Blätterdach.

Sophie kam es vor, als hätte ihr Leben gerade auch eine ganze Menge Strudel, die einiges durcheinanderwirbelten. Erst der Leichenfund, dann die seltsamen Vorkommnisse, jetzt die Rückkehr ihres Mannes – dabei war sie so froh gewesen, dass mit dem Ende des Krieges das Chaos erst einmal vorüber war. Vielleicht musste das Leben chaotisch sein. Wenn sie doch besser damit umgehen könnte! Ihr sehnlicher Wunsch, alles ordentlich und planbar zu

haben, stand ihrem Wohlbefinden im Weg. Sie musste sich einfach mit dem Chaos besser anfreunden, die Dinge entspannter hinnehmen, so wie ihr Vater.

Eine Träne rollte über ihre Wange, die sie entschieden wgwischte. Heulen würde sie nicht weiterbringen. Es war gut, dass Dietrich zurück war. Ihr Sehnen, die Unsicherheit, das Gefühl des Verlustes, all das hatte ein Ende. Sie war froh, ihn wiederzuhaben. Er hatte das Mühlrad repariert und würde weitere dringende Reparaturen am Stall und an den Zäunen übernehmen. Diese Dinge lagen ihm. Sie würden als Ehepaar neu zusammenwachsen und vielleicht auch endlich ein Kind bekommen. Das Getratsche der Leute würde mit der Zeit aufhören und auch Herr Dormann würde einsehen, dass er Dietrich mit seiner Drohung Unrecht getan hatte.

Ihre Augen folgten dem Verlauf des Flusses, der hinter der Biegung ein ganzes Stück ruhig dahinfloss, ehe die nächsten Stromschnellen das Wasser aufwühlten.

»Nur eine Zeit lang Frieden zum Durchatmen«, flüsterte sie und hob den Blick zum Himmel. Sie musste unter den Bäumen hervortreten, um ihn sehen zu können. Dabei entdeckte sie aus dem Augenwinkel etwas auf den weißen Steinen. Überrascht lachte sie auf. Ein Blumenstrauß! Sie bückte sich und hob ihn auf. Einige der zarteren Blüten ließen die Köpfe hängen, doch Sophie hoffte, dass sie sich erholen würden, wenn sie ins Wasser kamen. Ob Johann den hier für sie abgelegt hatte? Sollte sie ihn mitnehmen? Es war sicher nicht klug, eine solche Geste der Zuneigung anzunehmen.

Sophie blickte noch einmal in den Himmel hinauf. »Aber sie sind so schön«, sagte sie entschuldigend und nahm den Strauß mit ins Haus. Sie konnte einfach nicht widerstehen. Ihre Vase war schon seit einigen Tagen leer.

Michelbacher Mühle, 5. August 1649

An diesem Abend hätte Sophie ganz in Ruhe in der Stube sitzen und die Bibel lesen können, denn Dietrich war noch immer nicht zurück. Allerdings hielten sie jetzt die Sorgen davon ab. Wenn ihm nun etwas zugestoßen war? Ob einige Altenkirchener es sich zu Herzen genommen hatten, dass der Dormann ihn als Verräter bezichtigt hatte? Vielleicht war er vor den Richter gezerrt worden. Konnte man ihn nachträglich dafür belangen, dass er sich hatte anwerben lassen, obwohl der Krieg inzwischen vorüber war? Sophie wusste es nicht.

Sie wartete, räumte in der Stube auf, sortierte den Vorratschrank neu, fegte den Flur und ging alle paar Minuten vor die Tür, um zu sehen, ob er nicht endlich nach Hause kam. Erst als es schon fast dunkel war, gab sie auf und ging zu Bett. Schlafen konnte sie jedoch nicht. Neue beunruhigende Gedanken schoben sich in ihren Kopf. Wenn er nun wieder fortgegangen war? Hatte sie etwas falsch gemacht? Hatte er sich nicht willkommen gefühlt? Sie hätte ihn mehr umsorgen müssen, anstatt einfach mit dem Alltag weiterzumachen und von ihm zu erwarten, dass er sich einfügte. Sie hatte ihn bisher nicht ein einziges Mal gefragt, wie es ihm ergangen war und was er alles erlebt hatte. Vielleicht hatte er darauf gewartet, ihr sein Herz ausschütten zu können, und sie war lediglich damit beschäftigt gewesen, welche Aufgaben er übernehmen konnte.

»Bitte, himmlischer Vater, lass nicht zu, dass ich ihn vergrault habe. Ich will mich bessern, ich verspreche es!«, betete sie, während ihr heiße Tränen über die Wangen liefen. Irgendwann war sie so erschöpft, dass sie in einen unruhigen Schlaf fiel.

In den frühen Morgenstunden wurde sie von lautem Poltern geweckt. Die Tür flog auf und Dietrich kam ins Zimmer getorkelt.

Sophie war sofort auf den Füßen. »Dietrich!«

Er schwankte zur Kleidertruhe und ließ sich darauf fallen. »Zieh mir die Stiefel aus«, lallte er und rülpste lautstark.

»Du bist betrunken«, sagte Sophie mit zittriger Stimme.

»Nur ein bisschen angeheitert«, lachte er und streckte ihr auffordernd ein Bein entgegen. Sie half ihm aus den Stiefeln und wandte schnell den Blick ab, als er sich an seinem Hosenlatz zu schaffen machte.

»Brauchst gar nicht so schüchtern tun, mein Frauchen. Ab aufs Bett mit dir.« Er stieß sie unsanft und riss im nächsten Moment ihr Nachthemd hoch.

»Nicht«, entfuhr es ihr ängstlich.

»Was? Willst du mich abweisen? So weit kommt's noch«, knurrte er und hob drohend die Hand.

Sophie erstarrte und ließ ihn gewähren. Sobald er fertig war, rollte er von ihr herunter und war im nächsten Moment eingeschlafen. Zitternd stand sie auf und verkroch sich hinter den Paravent, wo sie ihre Faust gegen die Zähne presste, um nicht laut zu schluchzen. Sie kam sich unendlich dumm und einfältig vor. Da sorgte sie sich stundenlang, was ihrem Mann zugestoßen sein konnte, dabei hatte er bloß im Wirtshaus die Zeit vergessen.

Fahles Grau kündigte die Dämmerung an. Mit bebenden Fingern zog Sophie sich an. Es war sinnlos, jetzt noch schlafen zu wollen. Dietrich lag mit ausgebreiteten Armen und Beinen quer im Bett und schnarchte so laut, dass die Wände wackelten.

Sie schlich nach unten, fachte das Herdfeuer in der Küche an und kochte sich einen Kräutertee. Dann saß sie da und starrte in die Flammen, bis Martha geraume Zeit später eintrat.

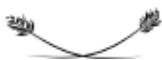
Die Magd stockte, als sie Sophie so reglos dort sitzen sah. »Ist er zurück?«

Sophie nickte.

»Hat er dir was angetan?«

Langsam drehte Sophie den Kopf und sah Martha an. Schließlich zuckte sie mit den Schultern. Es war normal, dass er ihr beilag. Manchmal war er vorsichtiger, an anderen Tagen drängte ihn die Lust so sehr, dass es rauer zuing, so wie dieses Mal. Darüber konnte sie sich schlecht beschweren. Was ihr viel mehr zusetzte, war sein Schweigen. Hätte sie gewusst, dass er ins Wirtshaus gegangen war, hätte sie sich vermutlich weniger Sorgen gemacht und sich nicht mit Schuldgefühlen herumgeplagt.

»Lass uns Frühstück machen«, seufzte sie, stellte ihre Tasse weg und stand auf.



Es versprach an diesem Tag trocken zu bleiben und Sophie machte sich an die Wäsche. Auch wenn sie nach der schlaflosen Nacht erschöpft war, tat es ihr gut, stundenlang weit genug vom normalen Mühlengeschäft weg zu sein, dass sie nichts mitbekam außer dem Klappern der Mühle. Je länger sie am Wasser kniete und die monotonen Bewegungen wiederholte, desto mehr legte sich ihr innerer Aufruhr. Ihr schlechtes Gewissen, dass sie sich gestern so intensiv eingeredet hatte, war ebenfalls verflogen. Was auch immer Dietrich durchgemacht haben mochte in seiner Zeit bei der Armee, jetzt war er hier und musste seinen Teil zur Lebensgemeinschaft beitragen, die sie hier auf der Mühle eingegangen waren. Nicht umsonst teilte er sich mit Henrich die Pacht.

Trotz dieser Erkenntnis dachte Sophie viel darüber nach, wie sie Dietrich am besten begegnen konnte, um sein Aufbrausen zu vermeiden. Niemandem war geholfen, wenn er seine Konflikte ins Wirtshaus trug und dann jedes Mal für zwei Tage ausfiel.

»Ist er inzwischen aufgestanden?«, fragte sie Martha, während die beiden Frauen das Wasser aus der Wäsche wrangen und sie ausbreiteten.

»Er hockt mit seinem Gewehr in der Stube«, erwiderte die Magd. Ihr war offensichtlich nicht wohl bei dem Gedanken.

»Mit dem Gewehr?« Sophie schluckte. Was hatte denn das nun wieder zu bedeuten? Schlimm genug, dass das Gewehr im Flur hing und sie jedes Mal zusammenzuckte, wenn ihr Blick darauf fiel.

Als sie kurz darauf in die Stube kam, saß Dietrich dort und polierte die Waffe mit einem Tuch.

»Ein Prachtstück, nicht wahr?«, sagte er stolz, als er Sophie bemerkte.

»Was willst du damit?«

Er legte das Gewehr an und zielte auf die Fensterscheibe. Der Lauf bewegte sich langsam von links nach rechts. Sophie trat einen Schritt vor und sah Martha draußen vorbeigehen.

»Dietrich!«, rief Sophie erschrocken.

Er fing lauthals an zu lachen. »Keine Sorge, ich werde die alte Krähe schon nicht abknallen. Ich dachte, ich könnte uns ein paar Enten schießen. Ich brauche mal etwas Fleisch zwischen den Zähnen.«

»Wir dürfen nicht jagen, das weißt du«, erwiderte Sophie und biss sich im nächsten Moment auf die Lippe, denn sein Blick hatte sich bedrohlich verfinstert.

»Belehr mich nicht«, sagte er, packte Pulvertasche, Munition und das Reinigungsmaterial und schob sich mitsamt der Waffe an Sophie vorbei nach draußen.

Unschlüssig stand sie da. Was sollte sie tun? Allein die Grafen hatten Jagdrechte, und wer beim Wildern erwischt wurde, dem drohten saftige Strafen. Ein Tag am Pranger war da noch milde. Andererseits hatten sie im Mühlengraben wirklich reichlich Enten und sie hätte nichts gegen einen schmackhaften Braten einzuwenden. Die Schüsse würde man allerdings bis Michelbach und vermutlich auch bis Widderstein hören.

Henrich kam in die Küche und sah Sophie fragend an. »Was hat der Kerl mit der Büchse vor?«

»Er will Enten jagen«, sagte Sophie.

»Dieser sture Hund. Er weiß genau, dass das Ärger gibt.«

»Dann halte ihn davon ab.«

Ihr Vater stieß ein heiseres Lachen aus. »Als ob der auf mich hören würde.« Das Lachen ging in einen Hustenanfall über, der ihn so durchschüttelte, dass er sich setzen musste. Für Sophies Begriffe dauerte es viel zu lange an.

»Du musst regelmäßiger deinen Heiltee trinken, Vater«, sagte sie besorgt. »Der Katarrh wird immer schlimmer.«

Keuchend nickte er. »Machst du mir einen?«

»Ich setze gleich das Wasser auf. Ruh dich ein bisschen aus.«

Ein Knall zerriss die Stille draußen und Sophie fuhr zusammen. Aufgeregtes Schnattern sagte ihr, dass Dietrich seinen Plan in die Tat umsetzte. Hoffentlich gerieten die Kühe nicht in Panik. Sie eilte nach draußen in Richtung Weide. Jockel ließ ein langgezogenes I-ah hören und stand mit hoch aufgestellten Lauschern da. Auch die Kühe standen dicht aneinandergedrängt und beobachteten die Mündung des Mühlengrabens. Irgendwo dort musste Dietrich sein. Hoffentlich jagte er die Enten nicht über ihre frisch gewaschene Wäsche! Dann konnte sie gleich von vorn anfangen.

Noch ein Schuss fiel. Diesmal stieg der Entenschwarm hoch in die Luft und zog weite Kreise, ehe er sich ein ganzes Stück flussaufwärts in sicherer Entfernung niederließ. Ob Dietrich eine erwischt hatte? Jetzt sah sie ihn in den Fluss waten, was die Kühe deutlich aufregender fanden als die Schüsse. Sie flohen laut muhend in die hinterste Ecke der Weide. Jockel verharrte auf seinem Beobachtungsposten. Dietrich kämpfte sich ans andere Flussufer. Er hatte sich eine denkbar ungünstige Stelle ausgesucht, denn dort war der Fluss voller Steine und tückischer Löcher. Sophie hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, da gab es ein Platschen und Dietrich ging unter. Die Strömung trug ihn ein Stück weiter, wo er prustend und strampelnd auftauchte. Er wischte sich die nassen Haare aus dem Gesicht und sah sich suchend um. Derbes Fluchen erscholl, bis er seine Beute wiederentdeckt hatte und darauf zusteuerte. Sophie hielt sich den Mund zu, um nicht zu lachen, und entschied sich, besser nicht weiter zuzusehen.

Martha war weniger zurückhaltend. Sie lachte aus vollem Hals, als Dietrich tropfnass mit der toten Ente im Hof erschien.

»Hör auf zu gackern und mach mir einen schönen Braten«, herrschte Dietrich sie an und drückte ihr die Ente in den Arm. Dann stapfte er feuchte Spuren hinterlassend ins Haus.

Es dauerte nicht lange, bis die ersten Neugierigen zur Mühle kamen.

»Habt Ihr Schüsse gehört? Wer kann das gewesen sein? Sind Soldaten im Land?«

Henrich schüttelte den Kopf und wiegelte ab, so gut es ging. Natürlich hatten sie es auch gehört, behauptete er. Es sei sicher aus den Wäldern gekommen.

Sophie konnte Dietrich gerade noch davon abhalten, sein Gewehr holen zu gehen, nachdem er sich umgezogen hatte. Er hatte es am Ufer der Wied liegen lassen.

»Wenn sie dich damit sehen, bekommst du Ärger«, zischte sie ihm im Hausflur zu.

Er knurrte und brummte und verschränkte wütend die Arme, musste aber einsehen, dass sie recht hatte. Also setzte er sich in die Küche und wartete darauf, dass die Dörfler weiterzogen. Zum Glück wollten sie der Sache auf den Grund gehen und verweilten nicht lange.

Als am Abend die letzten Gäste aufgebrochen waren, gab es für die Müller ein Festessen, wie sie es schon lange nicht mehr gehabt hatten.

»Das war die paar neugierigen Fragen wert, oder?«, behauptete Dietrich zufrieden.

»Ja, nur allzu oft kannst du das nicht machen«, warnte Henrich. »Die Leute wissen, dass du ein Gewehr hast. Das nächste Mal werden sie andere Fragen stellen.«

»Dann muss ich eben woanders jagen gehen«, sagte Dietrich gleichgültig. »Oder wir schlachten eins von den Ferkeln. Da sind ja genug.«

»Die Ferkel werden gemästet und verkauft. Von denen lässt

du mal schön die Finger!«, erwiderte Henrich streng. »Von dem Geld müssen wir die Pacht zahlen.«

»Ja ja, und das Mühlenschwein, ich weiß.« Dietrich winkte ab.
»Wir werden ja sehen.«



Im Laufe der nächsten Tage und Wochen fand ein schleichender Wechsel statt. Henrich zog sich immer mehr zurück und überließ Dietrich die Arbeit in der Mühle. Es machte Sophie große Sorgen. Auch wenn ihr Vater sich nicht beklagte, war nicht zu übersehen, dass es ihm zusehends schlechter ging. Er musste oft Pausen machen, saß mit pfeifendem Atem da oder hustete, bis sein Kopf puterrot angelaufen war. Der Kräutertee, der ihm sonst so gut geholfen hatte, zeigte keine nennenswerte Wirkung mehr und selbst Martha wusste keinen Rat.

In die Kirche wollte er auch nicht mehr gehen, um nicht mit seiner Husterei den Gottesdienst zu stören. Als er den dritten Sonntag in Folge nicht mitgekommen war, sprach Pfarrer Altgelt Sophie darauf an.

»Es geht ihm nicht gut, Herr Pfarrer«, sagte sie bedrückt und schilderte ihm die Situation. »Es würde ihm sicher guttun, wenn Ihr ihn besuchen würdet. Er vermisst die Gottesdienste, doch da er so viel husten muss ...«

Der Pfarrer nickte verständnisvoll. »Ich werde es in den nächsten Tagen auf jeden Fall einrichten, Euch einen Besuch abzustatten. Wie gut, dass Euer Mann jetzt wieder da ist und den Betrieb aufrechterhalten kann.« Er nickte Dietrich zu, der aufmerksam zugehört hatte.

»Ich bin froh, dass ich rechtzeitig zurückgekommen bin und meine Frau das nicht allein durchstehen muss«, sagte er und legte den Arm um Sophies Schultern. »Sie ist so fleißig, aber alles hat seine Grenzen.«

»Genau so ist es, Herr Gilles, genau so ist es. Und für die Men-

schen in Widderstein und Michelbach ist es so wichtig, dass die Mühle in Betrieb bleibt. Wie gesagt, ich komme in den nächsten Tagen und sehe mal nach ihm. Gott segne Euch.« Der Pfarrer wandte sich anderen Kirchgängern zu.

Sophie lächelte Dietrich dankbar an. »Wir müssen Margret finden«, sagte sie.

»Geh du nur. Ich habe anderweitig etwas zu besprechen.«

»Wo finde ich dich denn?«, fragte Sophie und legte die Hand auf seine, die immer noch auf ihrer Schulter lag.

»Es wird länger dauern, geh ohne mich nach Hause. Den Wagen brauche ich.« Er drückte sie kurz an sich und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. »Bis später, mein Liebchen.«

»Ja, aber ...«

»Sophie, wo ist Vater?« Margret kam im gleichen Moment auf sie zu, in dem Dietrich wegging. Unschlüssig sprang ihr Blick zwischen dem erwartungsvollen Gesicht ihrer Schwester und dem sich entfernenden Rücken ihres Mannes hin und her.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Margret. »Dass er mich nicht einmal begrüßt, ist ein starkes Stück.«

Sophie hob die Hände und ließ sie in einer Geste der Verzweiflung wieder sinken. »Nichts ist in Ordnung. Vater geht es gar nicht gut, sein Katarrh wird immer schlimmer. Und Dietrich geht einfach und schickt mich zu Fuß nach Hause!« Hilflos zuckte sie mit den Schultern.

»Weißt du was? Du kommst mit zu uns. Seit Wochen warte ich auf deinen Besuch. Du kommst anscheinend nicht weg und ich erst recht nicht. Wenn dein Mann Besseres zu tun hat, als den Sonntag mit dir zu verbringen, bist du ja frei.«

»Und was ist mit Vater?«

»Den besuchen wir jetzt, sagen ihm Bescheid und dann fahren wir weiter nach Mammelzen. So kann ich ihn sehen, er muss sich keine Sorgen um dich machen und ich habe den ganzen Tag was von dir. Komm.« Margret hakte sich bei Sophie ein, ehe ihr weitere Gegenargumente einfallen konnten. Mit den Kindern im Wa-

gen waren ernste Gespräche natürlich nicht möglich, aber Sophie genoss das fröhliche Geplapper der Kleinen. Bevor sie in den Hof der Mühle rollten, ermahnte Margrets Mann sie jedoch, still zu sein und dem Opa nicht zur Last zu fallen.

Obwohl die Kinder sich wirklich artig benahmten, blieben sie nicht lange.

»Es geht ihm wirklich schlecht«, flüsterte Margret auf der Weiterfahrt und drückte Sophie an sich.

Den Rest des Weges schwiegen sie.

Das kleine Gehöft der Familie war von Weiden und Obstwiesen umgeben. Nach dem langen Stillsitzen im Gottesdienst und im Wagen waren die Kinder froh, ihre Sonntagskleidung ablegen zu können. Sobald sie umgezogen waren, stürmten sie davon und spielten unter den Bäumen fangen, während Margret und Sophie sich auf eine Bank am Haus setzten, von der aus sie alles im Blick behalten konnten.

»Ich hätte nicht gedacht, dass es sich so rapide verschlechtert«, sagte Margret bekümmert. »Bei meinem letzten Besuch war es längst nicht so schlimm mit ihm.«

»Hattest du nicht selbst gesagt ...?«

»Ja, ich weiß. Trotzdem. Damit habe ich nicht gerechnet.« Sie nahm Sophies Hand. »Wie geht es dir denn damit? Es muss furchtbar sein, ihn so dahinsiechen zu sehen.«

»Ich bete und koche Tee. Hilfe ihm, wo ich kann. Letztendlich ist nichts mehr zu machen, denke ich. Wenn Martha keinen Rat mehr weiß ... Einen Arzt können wir uns nicht leisten.«

»Ach, die gute alte Martha. So verschroben, wie sie ist, was hätten wir bloß ohne sie getan? Zankt sie wieder dauernd mit Dietrich?«

»Nein, erstaunlicherweise nicht. Sie geht ihm meistens aus dem Weg. Er versucht immer mal, ihr irgendwelche Aufgaben aufzuzwingen, aber du kennst sie ja. Am Ende mache ich es. Brotbacken zum Beispiel. Er wollte, dass sie das Backen übernimmt, warum auch immer. Zum Glück hat er mit der Mühle so viel zu tun, dass er es nicht nachhalten kann.«

Margret lachte. »Ach, lass sie nur backen! Wenn er sich zwei Wochen lang die Zähne an den Klumpen ausgebissen hat, die sie produziert, wird er schon merken, dass es keine gute Idee war!«

»Dafür ist mir das Mehl zu kostbar. Außerdem muss ich mir dann ja auch die Zähne ausbeißen.«

»Ist er immer noch so launisch wie früher oder hat der Krieg ihm das ausgetrieben?«

Sophie holte tief Luft und ließ sie langsam aus ihrem Mund strömen. »Es geht«, sagte sie knapp.

»Du meine Güte, es ist schlimmer geworden?«, fragte Margret entsetzt.

»Das habe ich doch gar nicht gesagt!«, empörte sich Sophie.

»Sonst hast du immer vehement abgestritten, dass er launisch ist. Wenn du das mittlerweile zugibst, kann es nur schlimmer geworden sein.«

»Er ist sehr bestimmend und will mir sagen, was zu tun ist. Aber er meint es gut. Er will mir bloß die Entscheidungen abnehmen und mich damit entlasten. Dem Pfarrer hat er vorhin auch gesagt, dass er froh ist, jetzt für mich da sein zu können, wo es Vater so schlecht geht.«

Margret öffnete den Mund, schloss ihn jedoch wieder, ohne etwas zu sagen. »Nicht deine Schwester mit dem Stock schlagen!«, brüllte sie stattdessen in einer Lautstärke über die Wiese, dass Sophie nur staunen konnte. Ihr Ältester ließ auch prompt schuldbewusst den Stock fallen. Margret hob drohend den Zeigefinger und nahm ihn erst herunter, als sie sicher war, dass ihr Nachwuchs friedlich weiterspielte. »Dieser Rabauke«, murmelte sie kopfschüttelnd. Dann sah sie Sophie prüfend an. »Und? Ist er für dich da? Entlastet er dich?«

»Er hat die Müllerei übernommen, sodass ich mich um Vater kümmern kann. Das ist schon eine Entlastung.«

Margret nickte. »Und sonst? Wie steht es zwischen euch nach der langen Zeit?«

Sophie zögerte. Was sollte sie darauf sagen? »Eigentlich hat sich nicht viel verändert«, meinte sie schließlich ausweichend.

»Außer, dass er launischer geworden ist.« Margret verzog den Mund. »Du sagst mir aber, wenn du ein Problem hast, nicht wahr?«, fügte sie sanft hinzu.

»Natürlich«, versicherte Sophie ihr. Sie dachte an die Begegnung mit Herrn Dormann auf dem Markt und Dietrichs späte Rückkehr im betrunkenen Zustand. War das ein Problem, von dem sie erzählen sollte? Es widerstrebte ihr zutiefst, obwohl sie ihrer Schwester bedingungslos vertraute. Die hatte allerdings selbst genug um die Ohren, da musste Sophie ihr nicht auch noch ihre eigenen Sorgen aufhalsen.

Lautes Heulen kam von der Wiese her und Margret sprang auf und rannte zu ihren Kindern. Den kleinsten Jungen nahm sie auf den Arm, während sie mit dem Ältesten schimpfte. Der stand mit gesenktem Kopf da, doch sobald sie sich umgedreht hatte, zog er seiner Schwester an den Zöpfen und floh lachend vor ihrem Zorn die Wiese hinunter. Margret ließ ihn laufen. Mit dem Kleinen im Arm setzte sie sich zurück zu Sophie. »Jungs sind einfach unverbesserlich.« Sie seufzte und klopfte ihrer Schwester aufs Bein. »Komm, wir machen uns was Leckeres zu essen. Damit du genug Kraft für den Heimweg hast.«

Sophie genoss nicht nur den unbeschwerten Nachmittag bei ihrer Schwester im wilden Familientrudel, sondern auch den ruhigen Weg nach Hause. Mit dem guten Gewissen, dass sich niemand um sie sorgte, wanderte sie gemächlich über Feld- und Waldwege und nahm sich mehr als einmal die Zeit, eine Rast einzulegen, was sie sonst nie tat. Erst als Widderstein vor ihr lag, legte sie einen Schritt zu. Elßgen auch einen Besuch abzustatten, empfand sie für heute als zu viel des Guten.

Während sie dem hügeligen Pfad hinunter zur Mühle folgte, dachte sie an die Johannisnacht und die vielen Glühwürmchen. Die Erinnerung zauberte ihr ein Lächeln aufs Gesicht, dem sofort ein wehmütiges Seufzen folgte. Der arme Johann. Er hatte sich

nicht mehr blicken lassen, seit Dietrich ihn vom Hof gejagt hatte. Vermutlich war das besser so. Einem kampferprobten Soldaten wie Dietrich hatte so ein Bauernbursche nicht viel entgegenzusetzen, das hatten die letzten Jahre mehr als deutlich gezeigt. Obwohl die Bauern der Gegend sich in nächtlichen Scharmützeln mächtig zur Wehr gesetzt hatten gegen die Unterdrückung der Soldaten, besonders in den ersten Jahren des Krieges, als Graf Ernst noch lebte und Elßgens Cousin, der Obrist Karl Wilhelm Dormann, die Männer anführte. Doch da war Elßgen noch nicht geboren und Sophie ein kleines Kind gewesen. Jetzt fiel ihr auf, dass sie die Soldaten nie als Menschen betrachtet hatte. Sie waren immer der Inbegriff der Gefahr für Leib und Leben gewesen, der namenlose Schrecken, der mit Lärm und Gebrüll, Schüssen und Fackeln über die Dörfer gekommen war. Dass die Soldaten Männer waren, Söhne von Müttern, Ehemänner und Väter, wurde ihr erst richtig bewusst, seit Dietrich wieder zu Hause war. Es war ein seltsames Gefühl und sie war unendlich froh, dass der Krieg vorbei war.

In der Mühle stellte Sophie fest, dass Dietrich noch nicht aus Altenkirchen zurück war. Martha und Henrich saßen schweigend vor dem Haus und genossen den lauen Abend. Sophie richtete Margrets Grüße aus und setzte sich zu ihnen. Nach ein paar Sätzen darüber, wie es Margret und ihrer Familie ging, verfielen sie in Schweigen, bis Sophie beschloss, hineinzugehen und in der Bibel zu lesen. Endlich konnte sie das mal wieder ungestört tun. Auf Dietrich wartete sie nicht. Er würde kommen, wann immer er denn kam. Sie hoffte nur, dass er nicht wieder betrunken war.



Michelbacher Mühle, 30. August 1649

Wie beim letzten Mal kam Dietrich irgendwann in der Nacht zurück. Diesmal war er allerdings so betrunken, dass Sophie sich fragte, wie er den Heimweg überhaupt gefunden hatte. Wahrscheinlich war Jockel den Weg allein zurückgelaufen. Sophie hatte nachgesehen, ob der Esel noch angespannt im Hof stand. Das war zum Glück nicht der Fall gewesen.

Als sie am nächsten Morgen die Tiere fütterte, erlebte sie jedoch eine böse Überraschung: Jockel war nirgends zu sehen. Normalerweise kam das Eselchen immer angelaufen, wenn sie es rief. Übles ahnend schaute sie in der Scheune nach, um festzustellen, dass auch der Karren fehlte. Hatte ihr Mann etwa im Suff das Gespann in Altenkirchen vergessen? So geduldig und vorsichtig Sophie sonst war, jetzt platzte ihr der Kragen. Wutentbrannt stürmte sie ins Schlafzimmer und rüttelte Dietrich erbarungslos wach.

»Wo ist der Esel?«, schrie sie ihn an.

Dietrich bekam kaum die Augen auf und schielte sie vollkommen verständnislos an.

Sie schüttelte ihn erneut. »Du schläfst nicht wieder ein! Antworte mir! Wo ist Jockel?«

»Weg«, brummte Dietrich und wollte sich umdrehen.

»Weg? Was heißt hier weg? Dietrich, du stehst sofort auf und sagst mir, was los ist!«

Mit einem wütenden Knurren warf er die Bettdecke zurück und stand auf, nur um das Gleichgewicht zu verlieren und sich mit einem Ruck auf die Bettkante zu setzen.

»Werd erst mal wach und dann erklärst du mir alles«, forderte Sophie und verließ das Zimmer. Die Tür warf sie mit Schwung zu.

»Was ist denn in dich gefahren?«, fragte Martha verdutzt, als Sophie in die Küche gepoltert kam.

»Jockel ist weg!«, rief Sophie empört. »Aber *er* ist zu betrunken, um mir zu sagen, was er mit ihm gemacht hat.« Sie knallte eine Schüssel auf den Tisch und schöpfte mit so heftigen Bewegungen Hirsebrei hinein, dass er in alle Richtungen spritzte. Sie musste nicht erklären, wen sie mit »er« meinte. »Hier, bring du Vater sein Frühstück. Ich bin zu aufgebracht.«

Sie hatte schon den halben Schweinestall ausgemistet, als Dietrich endlich im Hof erschien. Die Arbeit hatte ihre Wut nicht wie erhofft gedämpft. In Sophie brodelte es noch immer und entsprechend trat sie ihrem Mann gegenüber.

»Nun?«, fragte sie, die Fäuste in die Hüften gestemmt. Es kostete sie große Mühe, ihn nicht mit Vorwürfen zu bombardieren, sondern erst einmal abzuwarten, was er zu sagen hatte.

»Was fällt dir eigentlich ein, so mit mir zu reden?«, fuhr Dietrich sie seinerseits an.

»Ich habe ja wohl ein Recht zu erfahren, was mit meinem Hab und Gut passiert ist!«, wettete Sophie. Aus dem Augenwinkel sah sie Martha im Türrahmen erscheinen. Konrad war Gott sei Dank schon zur Schule aufgebrochen.

»Deinem Hab und Gut? Ich bin hier der Hausherr und kann mit *meinem* Hab und Gut machen, was ich will!«

»Mein Vater hat diesen Esel und den Karren gekauft, also ist es fraglich, ob du damit machen kannst, was du willst! Wo ist Jockel?«

»Das geht dich einen feuchten Kehrriech an!« Dietrich brüllte so laut, dass die Tauben vom Dach der Mühle wegflatterten.

Eine Stimme in Sophies Hinterkopf warnte sie eindringlich, den Mund zu halten, doch sie konnte es einfach nicht. Abgesehen davon, dass sie den kleinen Esel ins Herz geschlossen hatte, bedeutete das Gespann Zeitersparnis, Arbeitserleichterung und ein

Stück Freiheit, auf die sie viel zu lange hatte verzichten müssen.
»Hast du ihn etwa versoffen?«

Die Worte waren kaum aus ihrem Mund, da traf Dietrichs flache Hand ihre Wange. Sie taumelte von der Wucht des Schlags rückwärts. Wie von Ferne hörte sie Martha schreien und Dietrich weiterbrüllen.

»Schweig, du aufsässiges Weib! So redest du nicht mit mir!«

»Das reicht, Dietrich!« Henrich stand dort im Türrahmen, wo Martha eben noch gewesen war. Er war kreidebleich im Gesicht und Schweißperlen standen ihm auf der Stirn, aber er sah Dietrich fest in die Augen. »Wo sind mein Esel und mein Karren? Antworte mir.«

Der jüngere Mann holte einmal tief Luft und fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht. »Ich habe sie beim Würfeln verloren. Wenn euch so viel an dem albernem Vieh liegt, hole ich es halt zurück.«

»Das will ich wohl meinen«, erwiderte Henrich. Er drehte sich um und schlurfte in die Küche.

Sophie stand da wie erstarrt. Ihr klingelten die Ohren, ihre Wange glühte und Tränen brannten ihr in den Augen. Sie war nicht in der Lage, den Blick von ihrem Mann zu lösen. Der kam jetzt auf sie zu. Seine Haltung war nicht mehr bedrohlich, im Gegenteil, er wollte sie in den Arm nehmen. Ungläubig schreckte sie zurück.

»Nicht, mein Liebchen«, redete er beruhigend auf sie ein. »Das war bloß ein Versehen. Du darfst mich einfach nicht so wütend machen, verstehst du? Ich will dir nichts tun. Du bist doch mein liebes Frauchen.«

Sophie fühlte sich wie ein Stück Holz, als er sanft ihre Wange küsste. Die Wange, auf der sie noch den Abdruck seiner Finger spürte.

»Ich bring dir deinen Jockel schon zurück, keine Sorge.« Damit ließ er von ihr ab und ging ins Haus. Kurz darauf kam er wieder heraus, vollständig zum Ausgehen gekleidet. Er zwinkerte ihr zu und schlenderte in Richtung Altenkirchen davon, als gäbe es keine Sorge in der Welt.

Benommen kehrte Sophie in den Schweinestall zurück, nahm die Forke in die Hand und wollte ihre Arbeit fortsetzen, doch ihre Knie zitterten so sehr, dass sie sich auf der Forke abstützen musste, um zur Futterkiste zu kommen und sich zu setzen. Ihr Verstand weigerte sich, das, was gerade geschehen war, zu verarbeiten.

Auge um Auge, Zahn um Zahn, schoss es ihr durch den Kopf. Kein Wunder, dass Dietrich so aggressiv reagierte, wenn sie mit solcher Wut auf ihn losging. Das hätte sie sich denken können. Was war nur in sie gefahren? Lag ihr etwa mehr an dem Esel als an ihrem Mann? Sie hätte abwarten sollen und ihn in Ruhe darauf ansprechen, wenn er ausgeschlafen war, statt ihn derart aus dem Bett zu reißen. Vor allem, wenn er völlig verkatert war.

Vorsichtig hob sie ihre Hand ans Gesicht. Ihre Wange fühlte sich warm an und pochte leicht. Das war ein wirklich kräftiger Schlag gewesen. Tränen begannen zu rollen. *Das hab ich nicht verdient*, weinte eine klägliche Stimme in ihr. *Ich war doch immer brav. Man muss mich nicht schlagen.*

Die Stimme kam ihr seltsam vertraut vor und verstärkte ihr Schluchzen. Es war ihre eigene Stimme. Die der kleinen Sophie, die sich immer bemüht hatte, es ihren Eltern recht zu machen.

»Du solltest das kühlen, Kind.« Martha drückte ihr behutsam einen feuchten Lappen gegen die Wange und strich ihr über den Kopf. »Gott sei Dank hat er auf deinen Vater gehört. Ich hatte schon befürchtet, er wäre ganz wild geworden.«

»Ich hätte ihn nicht so anschreien dürfen«, flüsterte Sophie.

»Er hätte nicht saufen und würfeln dürfen«, erwiderte Martha trocken. »Aber es ist, wie es ist, und wir müssen schauen, wie wir ihn bei Laune halten. Himmel, Kind, in deiner Haut möchte ich nicht stecken.« Sie klopfte Sophie auf die Schulter und ging.

So spärlich Marthas Trost auch war, er half Sophie, sich in den Griff zu bekommen. Ihre Tränen versiegt. Eine Weile genoss sie die kühlende Wirkung des Umschlags, dann stand sie auf und arbeitete weiter. Weiter und immer weiter, eine Aufga-

be nach der anderen, während in ihrem Kopf schockierte Stille herrschte und in ihrem Herzen ein kleines Mädchen fortwährend schluchzte.



Als sie später in die Stube kam, saß ihr Vater in eine Decke gehüllt am Tisch, neben sich eine Tasse Tee.

»Ist dir kalt?«, fragte Sophie. »Soll ich den Ofen anheizen?«

»Lass nur«, erwiderte Henrich.

Er sah sie nicht an. Wahrscheinlich schämte er sich ihrer, weil sie Dietrich so angekeift hatte. Ihre Mutter hätte das nie getan.

»Hoffentlich ist er nicht wieder über alle Berge. Was soll sonst aus dir werden, wenn ich nicht mehr bin?« Henrichs Stimme klang heiser und brüchig.

»Red nicht so, Vater.«

Jetzt hob er doch den Blick. »Machen wir uns nichts vor. Mit mir geht es bergab. Ich –« Weiter kam er nicht. Ein neuer Hustenanfall schüttelte ihn heftig durch. Als er endlich vorbei war, lagen Henrichs Augen tief in ihren Höhlen und sein Gesicht war noch fahler als zuvor. Er musste die Teetasse mit beiden Händen greifen, so sehr zitterte er.

Sophie saß hilflos daneben. Kein tröstendes Wort wollte aus ihrem Mund kommen, keine Ermutigung fiel ihr ein. Sie fand nicht einmal einen Hoffnungsschimmer irgendwo in ihrem Herzen. Da war lediglich das leise Weinen, das jetzt noch einen Grund mehr hatte. Um nicht tatenlos dazusitzen, nahm sie den verwelkten Strauß aus der Kanne auf dem Tisch und warf ihn in der Küche in den Eimer für die Hühner.

»Hilf mir auf. Ich will zurück ins Bett«, krächzte Henrich.

Sophie nahm seinen Arm und begleitete ihn stützend nach oben. »Soll ich dir etwas zu essen bringen?«

Er schüttelte den Kopf. Sie half ihm, sich hinzulegen, und deckte ihn sorgsam zu. Einen Moment betrachtete sie ihn, wie

er mit geschlossenen Augen dalag, sein Atem flach und pfeifend. Dann ging sie leise hinaus.

Kaum war sie im Flur, hörte sie unten ein Klopfen.

»He da, Müller, jemand zu Haus?«, rief eine Männerstimme.

Sophie öffnete die Tür.

Ein Michelbacher stand davor und verneigte sich höflich. »Ich weiß, ich bin spät dran, aber würdet Ihr mir die zwei Säcke mahlen?« Er zeigte auf das Maultier, dem die Säcke auf dem Rücken lagen.

»Natürlich, Ihr sollt den Weg nicht umsonst gemacht haben. So spät ist es nun auch wieder nicht.« Sophie bedeutete dem Mann, die Säcke zur Mühle zu bringen.

Als sie die Truhe mit dem Mahllohn öffnete, stutzte sie. So viele Gäste waren gar nicht zum Mahlen dagewesen in letzter Zeit, dass die Säcke so voll sein konnten. Genau hatte sie nicht darauf geachtet, wie viel die Leute zum Mahlen gebracht hatten, da Dietrich sich um alles gekümmert hatte. Ihrer Erfahrung nach konnte allerdings nicht so viel dabei herausgekommen sein.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte der Gast.

»Doch, doch, alles in Ordnung. In letzter Zeit hat mein Mann immer gemahlen. Ich habe mich nur kurz orientiert.« Sie maß das Getreide ab und siebte es sorgfältig.

»Wo ist der Gilles?«

»Er hat in Altenkirchen zu tun«, erwiderte Sophie ausweichend.

»Ist wohl eine große Erleichterung für Euch, dass er zurück ist, was?«

Sophie warf dem Mann einen kurzen Blick zu. »Ja. Ich gehe schnell das Wehr öffnen, dann kann es losgehen.« Sie eilte an ihm vorbei. »Kleinen Moment!«, rief sie, als sie den Ast sah, der sich in der Ecke des Mühlengrabens verfangen hatte. Sie fischte ihn mit dem Haken heraus und stemmte den Schütz auf. Aus dem Augenwinkel sah sie etwas am hinteren Ende des Geländers liegen, hatte aber keine Zeit, es sich näher anzusehen. Wahrschein-

lich war es bloß eins von Marthas Kräuterbüscheln. Wieder in der Mühle, packte sie sich den ersten Sack, warf ihn über die Schulter und schleppte ihn die Treppe hinauf.

»Wie sieht's denn hier aus?«, schimpfte sie vor sich hin, als sie den Dreck sah, der sich auf dem Boden angesammelt hatte. Konrad hatte offensichtlich seit Tagen nicht mehr gefegt. Erst jetzt, während sie das Korn in den Trichter des Rüttelschuhs schüttete, fiel ihr auf, dass Konrad sich in letzter Zeit generell sehr rar gemacht hatte. Er kam spät aus der Schule und war meistens auch nachmittags lange verschwunden, so wie heute. Wo trieb er sich herum?

Sie hatte ihm viel zu wenig Beachtung geschenkt, war zu sehr mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt gewesen. Das war nicht gut. Der Junge brauchte eine führende Hand, gerade weil er vor Dietrich Angst hatte und ihm augenscheinlich aus dem Weg ging. Konnte sie ihm das verübeln? Mit einem Seufzen lief sie nach unten und machte den leeren Sack am Kleiekotzer fest. Die Holzfratze zauberte ihr das erste Lächeln des Tages aufs Gesicht. Wie gut, dass es nicht Hauprich war, der noch so spät zum Mahlen gekommen war, sie hätte nicht ernst bleiben können.

Sobald die Mahlgänge durchgelaufen waren, verabschiedete sich der Gast und Sophie ging zum Wehr, um den Schütz wieder zu schließen. Es war ein kühler, bedeckter Tag gewesen, doch nun brach die Sonne unter der Wolkendecke hervor und ließ mit ihren letzten Strahlen den Hang des Pfahlbergs aufglühen. Sophie lauschte dem langsamer werdenden Klappern der Mühle, bis es schließlich ganz verstummte und den Geräuschen der Natur ihren Raum gab. Unter ihr rauschte das Wasser durch den schmalen Spalt des Schützes, der immer offen blieb. Über ihr lärmten Spatzen und Finken in den Zweigen der Bäume. Ob die Amsel bald kam und ihr Lied anstimmte? Wie so oft, wenn sie hier stand, musste Sophie an den Psalmvers denken: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, woher kommt mir Hilfe?

Unwillkürlich schwenkte ihr Blick zum Weg, wo kein Dietrich

zu sehen war. Ob er sich davongemacht hatte, wie ihr Vater befürchtete? Aber wohin? Diesmal gab es keine Armee, der er sich anschließen konnte. Außerdem hatte er versprochen, ihr Jockel wiederzubringen. Sie wollte daran glauben, dass er genau das tun würde.

Sophie ging zum Ende des Wehrs und sah nach, was dort auf dem Boden lag. Überrascht lachte sie auf. Ein Blumenstrauß! Sie hob ihn auf und ließ ihn prompt fallen. Etwas hatte ihr in den Finger gestochen. Als sie sich bückte, sah sie, dass Heckenrosen in dem Strauß steckten. Vorsichtig nahm sie ihn wieder in die Hand. Zartrosa und weiße, süß duftende Rosen lagen in einem Bett aus riesigen Ahornblättern. Der Strauß war mit Grashalmen zusammengebunden.

Tränen der Rührung schossen Sophie in die Augen. Wer auch immer sich die Mühe gemacht hatte, ihr diesen Strauß hier hinzulegen, sie war diesem Menschen unendlich dankbar. Es gab jemanden, der ihr eine Freude machen wollte. Der an sie dachte, nein, der mit Zärtlichkeit an sie dachte. Der wusste, wie sehr sie Blumen liebte. Ob er auch wusste, dass ihr alter Strauß verwelkt war? Ein neuer Gedanke kam ihr in den Sinn. Vielleicht war es gar nicht Johann, der ihr die Blumen schenkte, sondern Elßgen. Seit Dietrich zurück war, hatten die Freundinnen sich nicht mehr in Ruhe getroffen. Sophie hatte nicht gewagt zu fragen, ob sie zu einem Besuch nach Widderstein fahren durfte, und dass Elßgen nach der Begegnung auf dem Markt nicht zur Mühle kommen wollte, konnte Sophie nur zu gut verstehen. Sie ließ ihren Blick noch einmal über das ganze Tal schweifen, konnte jedoch niemanden entdecken. Allein Martha saß inzwischen vor dem Haus auf der Bank und rauchte ihre Pfeife.

»Ein Blumenstrauß?«, fragte die Magd verwundert, als Sophie zum Haus kam. »Hast du einen heimlichen Verehrer?«

»Scheint so«, sagte Sophie lächelnd und stellte den Strauß in die Vase. Er sah darin so hübsch aus, es war der reinste Balsam für ihre Seele. Sie nahm sich etwas zu trinken und setzte sich zu

Martha nach draußen. Die Sonne war hinter den Bäumen verschwunden und die Amsel begann, ihr Lied in den grauen Himmel zu schmettern.

»Lass es bloß deinen Mann nicht wissen«, warnte Martha und stieß eine weißliche Wolke in die Luft.

»Der achtet nicht auf Blumen«, erwiderte Sophie. Sie bezweifelte wirklich, dass Dietrich die Vase überhaupt schon einmal wahrgenommen hatte. »Vielleicht hat ja der Mühlenggeist eine romantische Ader«, fügte sie schmunzelnd hinzu.

»Der ist nicht weg.« Martha klopfte mit den Knöcheln dreimal auf die Holzbank. »Ich hab ihn zwar nicht mehr gesehen, aber ich spüre, dass er noch da ist. Er beobachtet uns.«

»Wenn er sonst nichts tut, soll es mir recht sein. Hat Vater zu Abend gegessen?« Sophie wollte momentan nicht über Geister nachdenken, auch wenn sie selbst das Thema angeschnitten hatte.

»Er wollte nichts. Wenn er so weitermacht, rafft ihn der Hunger hin, nicht der Husten.«

Sophie schluckte. »Wird er sterben?«

»Natürlich wird er sterben, das werden wir alle. Wenn du wissen willst, wann er stirbt: Kann ich dir nicht sagen. Ich schätze, das nächste Jahr wird er nicht mehr erleben. Der Katarrh hat sich in ihm festgefressen. Den wird er nicht mehr los. Er zehrt ihn von innen her auf.« Martha spuckte auf den Boden. »Da kommt Dietrich.«

Sophie zuckte zusammen. »Er hat tatsächlich Jockel zurückgeholt!« Sie sprang auf.

Der Esel trabte in den Hof, während Dietrich stolz wie ein Fürst auf dem Bock des kleinen Karrens thronte. Das krächzende I-ah, das Jockel ausstieß, sobald er angehalten hatte, war Musik in Sophies Ohren.

Dietrich stieg ab und verneigte sich vor Sophie. »Gnädigste, Eure Kutsche und edles Ross wurden Euch zurückerobert.« Mit einer theatralischen Geste fegte er sich den Hut vom Kopf und verneigte sich erneut.

Erst zögerte sie etwas, dann trat sie zu ihm und umarmte ihn. »Ich danke Euch, edler Ritter«, machte sie sein Spiel mit, doch die lockere Stimmung war schon vorbei.

»Was passt dir denn jetzt schon wieder nicht, Küchenkrähe?«, fragte Dietrich an Martha gewandt.

»An dir? Alles«, warf sie ihm an den Kopf, klopfte ihre Pfeife aus und stand auf. »Ich schätze mal, der edle Ritter erwartet für seine Heldentat ein Festmahl.«

Dietrich lachte. »Das hast du ganz richtig erkannt. Feldzüge machen hungrig.« Er zwinkerte Sophie zu. »Du darfst dich gleich noch bei mir bedanken«, flüsterte er ihr ins Ohr und folgte Martha ins Haus.

Es machte Sophie überhaupt nichts aus, auszuspannen und sich um Jockel zu kümmern. Sie legte dem Eselchen die Arme um den Hals und drückte ihr Gesicht gegen seine weichen Ohren. »Gott sei Dank bist du heil zurück«, sagte sie und hatte den Eindruck, dass er es ähnlich empfand. Kaum hatte sie ihn auf die Weide gelassen, wälzte er sich erst einmal ausgiebig und ließ seine Schreie über den Fluss tönen, als wollte er allen verkünden, dass er zurückgekehrt war.



Am nächsten Morgen beim Frühstück bedachte Sophie Konrad mit einem kritischen Blick.

»Heute treibst du dich nicht den ganzen Tag herum, hörst du? Ich erwarte dich nach der Schule hier.«

»Ja, Frau Sophie«, murmelte der Junge.

»Jetzt, wo es Vater so schlecht geht, wirst du gebraucht.«

Konrad schielte kurz zu Dietrich hinüber, der ihm keinerlei Beachtung schenkte.

»Ich bringe Vater sein Essen«, fuhr Sophie fort und stand vom Tisch auf. Sie nahm den Tee und die Schale mit Brei, die sie schon bereitgestellt hatte, und ging nach oben.

Henrich begrüßte sie mit einem Brummen und fing gleich wieder an, heftig zu husten. Sie stellte Tee und Brei auf dem Nachttisch ab und brachte erst einmal den Nachttopf nach draußen. Solange er hustete, konnte sie sowieso nichts für ihn tun. Als sie zurück nach oben kam, lag er blass und erschöpft auf dem Bett. Weder Brei noch Tee hatte er angerührt.

»Komm, Vater, setz dich auf. Komm. Du mußt etwas zu dir nehmen. Bitte.«

Mühsam kämpfte er sich mit ihrer Unterstützung in eine sitzende Position, schien dann aber zu kraftlos zu sein, um Tasse oder Löffel an den Mund zu heben. Sophies Herz zog sich zusammen. Wie konnte es ihm denn so schnell so viel schlechter gehen?

Wortlos hielt sie ihm die Tasse an den Mund und er trank einige Schlucke. Auch beim Brei wandte er nach wenigen Löffeln den Kopf ab und ließ sich wieder auf die Kissen sinken.

»Du willst heute gar nicht aufstehen?«, fragte Sophie, obwohl sie die Antwort schon wusste. Sie deckte ihn zu. »Ich lasse dir die Sachen hier stehen, falls du später etwas möchtest.«

»Danke.« Das raue Flüstern war kaum zu hören.

Bekümmert ließ Sophie ihn allein und ging nach unten. Wenn es nicht bald besser wurde mit ihm, würde sie Margret rufen müssen. Es wäre schrecklich, wenn ihre Schwester ihn nicht noch einmal sehen konnte, bevor er starb.

Martha war allein in der Küche. »Wie steht es um ihn?«, fragte sie und hielt in der Arbeit inne.

»Schlecht. Er hat kaum etwas gegessen und ist sehr schwach.«

Die Magd nickte. »Dietrich will den Mühlstein schärfen, er hat sich gleich an die Arbeit gemacht. Weißt du eigentlich, wie das geht?«

Sophie sah sie verwirrt an. »Ich habe hunderte Male zugesehen, aber gemacht habe ich es noch nie. Warum fragst du?«

»Nur so. Die Tiere habe ich schon gefüttert und will gleich in den Gemüsegarten zum Jäten.«

»Ja, ist gut.«

»Zum Glück hat dein Mann vergessen, dass er die Arbeit verteilen wollte.« Martha kicherte leise vor sich hin.

Sophie ging nicht darauf ein. Sie war auch froh darüber, war mit ihren Gedanken allerdings gerade viel mehr bei ihrem Vater. Sie schaute über den Tag verteilt mehrmals nach ihm, doch meistens schlief er. Manchmal, wenn sie in der Küche war, hörte sie ihn oben husten.

Konrad kam tatsächlich pünktlich aus der Schule und Sophie schickte ihn in die Mühle, um Dietrich zu helfen. Als sie selbst einige Zeit später hinüberging, war sie erstaunt, ihn nirgends zu sehen. Ihr Mann war gerade dabei, den Mühlstein wieder einzusetzen.

»Gut, dass du da bist. Bring mir was zum Reinmahlen.«

»Wo ist denn Konrad?«, fragte Sophie.

»Was weiß ich?«

Sophie zog die Stirn kraus und holte erst einmal den Sack mit Spreu, den sie für diesen Zweck gesammelt hatte. Dann machte sie sich auf die Suche nach dem Jungen. Sie fand ihn unten am Fluss, wo er angelte.

»Was tust du denn hier unten, Konrad?«, fragte Sophie vorwurfsvoll.

»Der Herr Gilles hat mich fortgeschickt«, beeilte der Junge sich zu sagen, bevor Sophie anfangen konnte zu schimpfen.

»Er hat dich fortgeschickt? Davon hat er mir nichts gesagt.«

Konrad holte seine Angel ein und legte sie ins Gras. Danach schob er die Hände in die Hosentaschen und studierte seine bloßen Füße.

»Nun sag schon, was los ist«, forderte Sophie, erntete aber lediglich ein Schulterzucken. »Konrad, ich weiß, dass dir mein Mann Angst einjagt. Deswegen kannst du dich nicht vor deiner Arbeit drücken.«

Jetzt hob er doch den Blick. »Ich drücke mich nicht! Er schickt mich immer weg!«, rief er empört.

»Warum sollte er das tun?«

Konrad biss sich auf die Unterlippe. »Weiß nicht.«

Normalerweise hätte Sophie ihn gescholten und zur Mühle zurückgeschickt. Sie konnte sich allerdings des Eindrucks nicht erwehren, dass viel mehr hinter der Sache steckte, als sie ahnte. Irgendetwas war hier faul. Sie setzte sich auf einen Stein und schaute in den Eimer, den Konrad mit Wasser gefüllt hatte.

»Oh, du hast ja tatsächlich etwas gefangen!«

»Ja, schon zwei Barben. Schaut, Frau Sophie, den Haken habe ich selbst gemacht. Nun, Johann hat mir etwas dabei geholfen, aber nur ganz wenig, das meiste habe ich gemacht. Und die Köder habe ich auch selbst gesammelt. Ich musste ein wenig hin und her probieren, was funktioniert. Maden oder Würmer, da gehen sie gern drauf. Die Fliegen wollen sie nicht so.«

Sophie sah Konrad erstaunt an. So viel hatte sie ihn schon lange nicht mehr reden hören. »Johann hat dir geholfen?«

»Ja, ich ... er war ja ... seit wir nach dem Mühlengeist gesucht haben, war ich öfter bei ihm in Michelbach. Hab da ein wenig ausgeholfen und sein Vater hat gesagt, wenn ich es mir anders überlege und nicht Müller werden will, könnte ich bei ihm als Knecht anfangen.«

»Das möchtest du doch nicht, oder?« Sophie zwang sich, aufs Wasser zu schauen. Sie hatte das Gefühl, dass der Junge freier sprechen konnte, wenn sie ihn nicht ansah.

Es dauerte etwas, ehe er antwortete. »Ich glaube, die Müllerei ist nichts für mich.«

Bei dem leisen Eingeständnis war ihr Blick zu ihm geschneilt. »Warum das denn?«

»Nun, ich ... also ...«, druckte er herum. Dann seufzte er. »Die vielen Zahnräder und Mechaniken ... Ihr wisst selbst, dass ich mir das nicht merken kann. Ich bemühe mich, wirklich! Aber ich verstehe einfach nicht, wie das alles funktioniert. Und wenn ich mir vorstelle, ich müsste das alles allein bedienen oder gar etwas reparieren!« Er schüttelte hilflos den Kopf.

»Das wird schon kommen mit der Zeit«, versuchte Sophie ihn zu ermutigen.

»Das hier ...« Er zeigte auf die Angel. »Das verstehe ich sofort. Der Johann hat es mir einmal erklärt und es ist drin in meinem Kopf. Aber die Mühle ...«

»Und du bist dir sicher, dass es nichts mit Dietrich zu tun hat?« Konrads eben noch so offener Blick verschleierte sich.

»Weil er dich angeschrien hat?«

Er schüttelte den Kopf. »Das ist es nicht. Es war schon so, bevor er gekommen ist.«

Sophie schwieg einen Moment. »Wir werden dich nicht zwingen, Müller zu werden, wenn du das nicht willst, Konrad«, sagte sie schließlich schweren Herzens. »Überleg es dir gut. Als Müller hast du bessere Chancen im Leben.«

»Nur, wenn ich ein guter Müller werde, wie Euer Vater. Ich denke, es ist besser, ich werde ein guter Knecht als ein schlechter Müller.« Er schielte Sophie schräg von der Seite an.

»Da hast du wohl recht«, gab sie zu. »Und Dietrich? Findest du nicht, dass er ein guter Müller ist?«

Konrad kniff die Lippen zusammen und bohrte seinen dicken Zeh in den weichen Boden des Flussufers. Nach einer Weile schüttelte er den Kopf.

»Warum denkst du das?« Sophie hatte große Mühe, ruhig zu bleiben. Ein Teil von ihr wollte ihn anfahren und zurechtweisen. Ihm vorwerfen, wie er es wagen konnte, ihren Mann zu beurteilen. Der andere Teil von ihr war ehrlicher und gestand sich ein, dass an Dietrich längst nicht alles eitel Sonnenschein war und der Junge gerade ein erstaunliches Maß an Weisheit an den Tag gelegt hatte.

»Er betrügt«, flüsterte er jetzt. Er sah sich schnell um, ob auch niemand sonst in der Nähe war. »Deswegen schickt er mich weg. Ich habe ihn beobachtet, wie er viel mehr Mahllohn abgemessen hat, als ihm zusteht. Manchmal hängt er auch einen zweiten Sack an den Kleiekotzer. Er hat gesagt, wenn ich es verrate, prügelt er mich windelweich.« Die letzten Worte waren über das Rauschen der Wied kaum zu verstehen.

Sophie wurde es plötzlich eiskalt und flau im Magen.

»In Michelbach wird schon viel geredet. Die Leute bedauern, dass es Henrich so schlecht geht und überlegen, ob sie woanders mahlen lassen können. Oder wann Dietrich nicht da ist und Ihr mahlt. Euch trauen sie.«

Dass Konrad die Wahrheit sagte, war Sophie vollkommen klar. Es erklärte die feindseligen Blicke nach der Kirche am Sonntag und die angespannte Stimmung, die in letzter Zeit unter den Gästen geherrscht hatte, wenn sie zur Mühle gekommen waren. Die Erleichterung auf den Gesichtern, wenn sie erklärt hatte, dass Dietrich unterwegs sei.

»Bitte, Ihr werdet ihm nicht sagen, dass ich es verraten habe?« Konrad sah sie flehend an.

»Auf gar keinen Fall«, erwiderte sie leise. »Fang uns noch ein paar Fische, ja? Ich muss erst einmal über alles nachdenken.« Sie stand auf. »Danke, dass du so ehrlich warst«, fügte sie hinzu und ging langsam zum Haus zurück.



Michelbacher Mühle, 31. August 1649

»Wo warst du?« Dietrichs ungeduldige Frage begrüßte Sophie, kaum dass sie um die Ecke der Scheune in den Hof kam.

»Ich ... habe nach Jockel gesehen. Und den Kühen. Alles in Ordnung.«

»Wann gibt es Essen? Ich habe Hunger.« Dietrich wischte sich den Schweiß von der Stirn. Sein Gesicht war grau vom Steinstaub, ebenso wie seine Arme und seine Kleidung.

»Ich sehe nach, ob Martha schon etwas vorbereitet hat.«

»Mach mir ein Bad. Wenn Gäste kommen, schick sie weg. Wir mahlen erst morgen wieder.«

»Du bist doch fertig mit dem Schärfen, da kann ich ...«

»Nein! Du machst mir ein Bad, hast du nicht gehört?«

Sophie senkte den Blick und schluckte augenblicklich alle Widerworte herunter, die ihr auf der Zunge lagen. »Ja, Dietrich.« Sie huschte schleunigst ins Haus. Martha hatte schon einiges an Gemüse für einen Eintopf bereitgelegt, war aber nicht in der Küche.

»Bring mir ein Bier!«, rief Dietrich von draußen.

Sophie legte das Messer weg, mit dem sie gerade hatte anfangen wollen, das Gemüse zu schneiden, und füllte einen Krug mit Bier, den sie ihrem Mann nach draußen brachte. Er hatte sich auf die Bank vor dem Haus gesetzt, die Beine ausgestreckt.

»Elende Plackerei. Wir sollten überlegen, ob wir einen Steinmetz zum Schärfen kommen lassen. Soll der sich das Kreuz brechen«, sagte Dietrich, während Sophie das Bier neben ihn auf die Bank stellte. Sie enthielt sich eines Kommentars. Er würde nur wieder wütend werden, wenn sie ihn auf die Kosten hinwies.

Wortlos kehrte sie ihm den Rücken und war froh, diesmal Martha in der Küche anzutreffen.

»Ach, wie gut, dass du da bist. Fang bitte schnell an zu kochen, Dietrich ist hungrig. Ich muss ihm ein Bad einlassen.«

Martha zog eine Augenbraue hoch.

»Warst du bei Vater?«

»Ja. Es geht ihm etwas besser. Er hat viel getrunken, das ist gut.«

»Wenigstens etwas«, murmelte Sophie und hängte den großen Kessel über das Feuer, um das Badewasser zu erhitzen. Dann machte sie sich ans Eimerschleppen.

Mittendrin bog Konrad um die Hausecke.

»Du kommst mir gerade recht«, sagte Sophie und drückte ihm sofort zwei Eimer in die Hand. »Hier, bring die in die Küche und schütte sie in den großen Kessel.«

»Aber ich wollte gerade neue Würmer suchen«, protestierte Konrad.

»Das kannst du gleich machen. Hilf mir erst.«

Zu zweit war die Arbeit deutlich schneller erledigt, was Sophie sehr erleichterte. So konnte sie Martha beim Kochen helfen. Als später Henrich nach unten kam, um sich zu Dietrich auf die Bank zu setzen, hob sich ihre Laune noch mehr. An das, was Konrad ihr offenbart hatte, dachte sie im Moment lieber nicht. Dafür brauchte sie Ruhe, denn es war ein ausgesprochen heikles Thema. Ihr Vater hatte viele Jahre hart gearbeitet, um das Stigma des betrügerischen Müllers loszuwerden und das Vertrauen der Dorfbewohner ringsum zu gewinnen. Ein Vertrauen, das sehr leicht zerstört werden konnte.

Sie wollte gerade anfangen, das warme Wasser nach oben zu tragen, als Konrad in der Küche auftauchte.

»Meine Angel ist weg!«, rief er mit einer Mischung aus Empörung und Verwirrung. »Ich habe sie unten am Ufer liegen lassen, als ich Würmer suchen gegangen bin, und jetzt ist sie verschwunden. Und der Eimer mit den Fischen ist auch weg.«

»Das kann doch nicht sein. Bist du sicher?«

Konrad sah sie nur an und Sophie räusperte sich etwas verlegen. »Natürlich bist du dir sicher. Dumme Frage. Haben die Männer jemanden gesehen?«

»Hab noch nicht gefragt.«

Sophie ging nach draußen. »War jemand hier? Oder habt ihr am Fluss jemanden gesehen? Konrad sagt, seine Angel ist verschwunden.«

»Verschwunden, was? Wahrscheinlich hat er sie im Wasser liegen lassen und sie wurde fortgeschwemmt.« Dietrich lachte. »Oder der Mühlengeist hat sie geklaut!«

»Dann muss er hungrig gewesen sein, denn den Eimer mit den Fischen hat er auch mitgenommen.«

Dietrich wurde schlagartig ernst. »Fische? Der Bengel hat tatsächlich was gefangen?« Er beugte sich vor, um Konrad anzusehen, der sich halb hinter Sophie versteckte.

»Ich hatte zwei Barben«, sagte der leise.

Dietrich lehnte sich zurück. »Na, geh mal suchen, wo die geblieben sind. Fisch zum Abendessen wäre mir recht.«

Konrad warf Sophie einen fragenden Blick zu und lief auf ihr Nicken hin wieder zur Wied.

»Das ist schon seltsam«, sagte sie, während sie ihm hinterher schaute.

»Ist mein Badewasser endlich so weit?«, fragte Dietrich.

»Es ist heiß, ja. Ich muss es bloß noch nach oben bringen.« Fast hätte sie ihn darauf hingewiesen, dass es schneller gehen würde, wenn er ihr half. Aber nur fast. Für so eine Bemerkung war seine Stimmung zu schlecht. Also machte sie auf dem Absatz kehrt und sorgte dafür, dass das Bad fertig wurde, was seine Laune hoffentlich bessern würde.



Konrad kam nicht rechtzeitig zum Essen zurück, also aßen sie ohne ihn. Als sie ihr Mahl beendet hatten, tauchten tatsächlich

noch späte Kunden bei der Mühle auf. Unsicher schaute Sophie zu Dietrich. Er hatte ausdrücklich gesagt, dass sie die Gäste auf morgen vertrösten sollte. Allerdings war er jetzt mit seinem Bad fertig.

»Was ist? Worauf wartest du? Sag ihnen, ich komme gleich.« Mit einer Handbewegung scheuchte er Sophie nach draußen.

Sie gab den Gästen Bescheid, bot ihnen Getränke an und beobachtete mit einem innerlichen Kopfschütteln, wie Dietrich ganz selbstverständlich hinausschlenderte. Sobald sie die Widdersteiner mit Bier versorgt hatte, gesellte sie sich zu ihrem Mann.

»Ist was?«, fragte er prompt, als er sie bemerkte.

»Es ist recht früh am Abend«, sagte Sophie. »Ich habe überlegt, ob ich Elßgen besuchen fahre. Ich habe sie so lange nicht gesehen.«

»Das geht nicht, ich brauche dich hier. Geh und unterhalte die Gäste.« Er richtete sich auf und sah sie abwartend an.

Sie wandte sich langsam ab und ging zu der Gruppe Widdersteiner zurück, wo sie sich so hinstellte, dass sie Dietrich aus dem Augenwinkel sehen konnte. Während sie mit den Bauern plauderte, zählte sie seine Bewegungen mit. Natürlich konnte sie nicht sagen, wie voll er den Messbecher machte, da er seine Hände geschickt mit dem Körper abschirmte. Doch allein schon diese Tatsache bestätigte ihren Verdacht. Die Widdersteiner waren arglos und machten von ihrem Recht, den Messvorgang zu beobachten, keinen Gebrauch. Ihre Aufmerksamkeit war ganz bei Henrich, der zwar nicht viel sagte, die Gesellschaft aber sehr zu genießen schien.

Sophies Gedanken kreisten und sie konnte sich nur schwer auf das Gespräch konzentrieren. Sie war enttäuscht, nicht zu Elßgen fahren zu können. Es hätte ihr sicher gutgetan, einfach mal wieder mit ihrer Freundin zu reden und zu lachen, allerdings hatten die Gäste Sitzfleisch und je länger sie blieben, desto geringer waren die Chancen, dass Sophie vielleicht noch fahren konnte. Dass Konrad nicht zurückkam, machte ihr auch immer mehr Sorgen.

Sie konnte bloß hoffen, dass er seine Angel gefunden hatte und die Abendstunde nutzte, um mehr Barben zu fangen.

Zusätzlich zerbrach sie sich den Kopf darüber, was sie wegen Dietrichs Betrugerei unternehmen sollte. Alle Gedankengänge mündeten in dem gleichen Ergebnis: Dietrich würde wütend werden und sie wollte nicht wissen, was dann geschah. Sie machte sich keinerlei Illusionen mehr über seine Gewaltbereitschaft. Der Krieg hatte seine Spuren hinterlassen und ihren Mann das Recht des Stärkeren gelehrt. Er war jedoch nicht völlig verdorben und empfand noch Zuneigung zu ihr, dessen war sie sich sicher. Sonst hätte er ihr Jockel und den Karren nicht zurückgeholt.

Ihr Vater riss sie aus ihren Gedanken, indem er an ihrem Ärmel zupfte. Erschrocken stellte sie fest, wie blass er war.

»Komm, Vater. Ich bringe dich zurück ins Haus.« Sie musste kräftig zupacken, um ihm auf die Füße zu helfen.

Es schien eine halbe Ewigkeit zu dauern, bis sie endlich die Haustür erreicht hatten. Heiser bat er sie, erst in der Küche eine Pause zu machen, ehe sie die Treppe in Angriff nahmen. Er hustete so lange, dass der Tee, den sie ihm aufgoss, schon durchgezogen war, bis seine Atmung sich endlich beruhigt hatte. Sie war heilfroh, als er in seinem Bett lag. Nicht auszudenken, wenn er auf der Treppe zusammengebrochen wäre.

Als sie nach unten kam, hatten sich die Widdersteiner endlich verabschiedet, doch jetzt war es definitiv zu spät, um noch zu einem Besuch aufzubrechen. Sophie schnappte sich Besen und Kehrschaufel und wollte um die Mahlwerke herum fegen. Überrascht stellte sie fest, dass Dietrich dort oben war. Er fuhr herum, als sie die Treppe heraufkam.

»Was willst du hier oben?«, fragte er barsch.

»Ich wollte sauber machen«, antwortete sie irritiert.

»Das kannst du morgen tun.« Sein Tonfall ließ keinen Zweifel daran, dass er sie nicht dort haben wollte.

Langsam ging Sophie die Treppe hinunter. Zwischen seinen Beinen hindurch glaubte sie, einen Sack gesehen zu haben. Einen

vollen Sack. Entweder wollte er etwas mahlen oder er hatte dort oben Getreide abgezweigt. Sie blieb im Tor der Mühle stehen und betrachtete die reglosen Zahnräder. Mit schwerem Herzen stellte sie den Besen weg und kehrte ins Haus zurück. Sie setzte sich in der Stube an den Tisch und strich mit einem Finger über den Blumenstrauß. Ein weißes Blütenblatt löste sich und fiel auf den Tisch.

Lieber Gott, bitte schenke mir Weisheit, wie ich mit der Situation umgehen soll, betete sie still.

Sie hatte das Gefühl, dass die Dinge gerade von allen Seiten auf sie einprasselten und sie gar nicht mehr wusste, wo ihr der Kopf stand. Ihr blieb keine Zeit, um ein wenig zur Ruhe zu kommen. Dietrich stand schon wieder in der Tür und lockte sie mit dem Finger. Wortlos folgte sie ihm.



»Ich werde heute nach Altenkirchen fahren. Ich habe etwas auszuliefern«, verkündete Dietrich am nächsten Morgen beim Frühstück.

»Etwas auszuliefern?«, fragte Sophie. Sie hatten schon lange keine Lieferungen mehr gemacht, was hauptsächlich am mangelnden Fuhrwerk gelegen hatte.

»Ja«, erwiderte Dietrich knapp und Sophie fragte nicht weiter. Ingeheim war sie froh, ein paar Stunden ohne ihn verbringen zu können, was er aber nicht merken sollte.

»Du kannst in der Zeit in der Mühle sauber machen. Es haben sich viele Spinnweben angesammelt.«

»Ja, Dietrich.« Wenn sie nicht gestern mit dem Besen aufgetaucht wäre, hätte er das vermutlich überhaupt nicht wahrgenommen. Doch auch das behielt sie lieber für sich. »Kannst du mir ein paar Dinge vom Markt mitbringen?«, fragte sie stattdessen.

»Dafür habe ich keine Zeit. Martha geht zum Markt.«

»Was, ich?« Die Magd fing an zu lachen. »Den weiten Weg ... Da falle ich ja tot um, ehe ich angekommen bin.«

»Schön wär's.« Dietrichs Augen wurden schmal. »Du kannst mit mir hinfahren. Vielleicht findest du ja jemanden, der dich mit zurücknimmt.«

»Wenn es dem Herrn beliebt«, sagte Martha mit übertriebener Unterwürfigkeit und legte Sophie schnell die Hand auf den Arm, um ihren Protest zu unterbinden.

»Darf ich auch mitfahren?«, fragte Konrad. Er war am Vortag erst nach Einbruch der Dunkelheit nach Hause gekommen.

»Du bist jung. Du kannst laufen. Außerdem bricht mir der mickrige Esel bei so vielen Leuten zusammen.«

Konrad verzog das Gesicht.

»Hast du deine Angel gefunden?«, fragte Sophie.

»Nein. Den Eimer auch nicht.«

»Der stand doch vor der Tür«, sagte Martha. Alle sahen sie verdutzt an. »Fünf fette Fische drin, ich habe sie schon ausgenommen. Die Katze hat sich sehr über die Innereien gefreut.«

»Ja, aber ...« Mehr fiel Konrad dazu nicht ein.

»Sie sind im Erdkeller, schön im frischen, kalten Wasser, dass sie sich gut bis zum Abendessen halten.«

Sophie schaute zu Konrad. »Wenn du sie nicht gefangen hast, wer denn dann?«

Der Junge konnte nur hilflos mit den Schultern zucken. Betretenes Schweigen kehrte ein. Selbst Dietrich schien die Angelegenheit nicht ganz geheuer zu sein.

Kräftiges Husten und ein Rumsen von oben ließ sie alle zusammenzucken. Sophie stand auf. »Ich sehe nach Vater«, sagte sie leise und eilte die Treppe hinauf.

Henrich saß auf der Bettkante und klopfte sich mit der flachen Hand gegen die Brust, während er hustete. Danach spuckte er in eine Schale, die Sophie extra für ihn bereitgestellt hatte. Dankbar nahm er den Tee entgegen, den sie ihm reichte.

»Es wird wieder besser«, krächzte er nach einigen Schlucken.

»Möchtest du aufstehen?«

»Später, ja. Lass mir den Brei da, ich esse ihn gleich.«

»Heute Abend gibt es Fisch.«

»Fisch?« Henrich horchte auf.

»Ja, jemand hat uns einen Eimer mit Fischen vor die Tür gestellt.«

»Was für ein großzügiges Geschenk. Da können wir Gott dankbar sein.«

Sophie sah ihn an und lächelte. »Da hast du recht.« Auf dem Weg nach unten fragte sie sich, warum sie es nicht auf die Art hatte sehen können. War es so abwegig, dass jemand ihnen etwas Gutes tun wollte?

Im Flur stand Martha und murmelte vor sich hin.

»Hat es noch nie gegeben so was«, war alles, was Sophie aufschnappen konnte.

»Vater sagt, wir sollten es als Geschenk annehmen. Vielleicht wollte uns jemand einfach eine Freude machen.«

»Wer sollte das wohl sein?«, fragte Martha skeptisch.

»Nun, Elßgen zum Beispiel. Die tut manchmal solche Dinge.«

»Nicht heimlich mitten in der Nacht.«

»Wer auch immer es war, ich bin froh, dass wir heute Abend diese Leckerbissen verspeisen können. Weißt du, was du einkaufen musst?«

»Natürlich, natürlich. Wünsch mir Glück, dass dein Mann mich nicht in der Furt vom Karren schubst und mich ersäuft.«

»Martha, ich bitte dich!«, rief Sophie entsetzt.

»Lass sie nur, Liebchen! Vielleicht hat sie noch mehr solch guter Ideen!«, hörte sie Dietrich von draußen, wo er bereits den Esel angespannt hatte.

»Da siehst du's.« Wirklich ernst schien Martha ihn jedoch nicht zu nehmen, denn sie setzte sich ohne Umschweife auf den Karren.

»Hast du Geld?«, fragte Sophie.

»Ich gebe ihr was«, sagte Dietrich. Er lud zwei Säcke auf den Karren und kam dann zu Sophie. »Sei schön brav, mein Frauchen«, sagte er, zog sie an sich und drückte ihr einen Kuss auf die Stirn. »Bis heute Abend.«

»Bis später«, antwortete sie und verschränkte die Arme. Sie sah dem Gespann lange nach, wie es den Mühlenweg entlangzockelte und unter den Bäumen verschwand. Er brauchte bis abends, um etwas auszuliefern? Sophie seufzte und setzte sich erst einmal auf die Bank vor dem Haus. Die Morgensonne schien ihr ins Gesicht und auf dem Dach der Mühle zankten sich zwei Elstern mit lautem Gekrächze. Nur ein paar Minuten der Ruhe gönnte sich Sophie, ehe sie aufstand und sich an die Arbeit machte. Den Schweinestall konnte Konrad am Nachmittag ausmisten. Jetzt wollte sie erst einmal die Mühle genauer in Augenschein nehmen.

Sie schaute in die Truhe mit dem Mahllohn und stellte fest, dass einer der Säcke, die Dietrich mitgenommen hatte, aus diesen Vorräten stammen musste. Woher hatte er den zweiten Sack? Sie stieg ins Obergeschoss und suchte dort alles ab, fand aber bloß verstreute Körner, Staub und jede Menge Spinnweben. Auch unten am Mehlkasten und Kleiekotzer war alles wie immer. Kein zusätzlicher Sack, keine versteckten Röhren, um Mehl abzuleiten. Einerseits war Sophie erleichtert, andererseits würde Dietrich wohl kaum so dumm sein, etwas Derartiges nicht zu verstecken.

Kurz zog sie in Erwägung, mit ihrem Vater darüber zu sprechen, entschied sich jedoch dagegen. Zum einen wollte er sich ausruhen, zum anderen hatte er genug mit sich selbst und seiner Krankheit zu tun. Sie wollte ihn nicht auch noch damit belasten. Also nahm sie den Besen zur Hand und begann zu fegen.

Die Arbeit hatte etwas Beruhigendes und half ihr, ihre Gedanken zu ordnen. Dass Konrad sich anderweitig orientieren könnte, war für sie erst einmal schwer zu fassen. Je länger sie darüber nachdachte, desto mehr sah sie jedoch ein, dass es für ihn vermutlich besser war. Hunderte Male hatte sie ihm die Funktionen der Mühle erklärt, ebenso wie ihr Vater, und nichts schien in seinem Kopf hängen geblieben zu sein. Immer noch scheute er sich, in die Nähe der Zahnräder zu gehen, wenn die Mühle lief, als hätte er Angst, er könnte von ihnen zermalmt werden. Sie musste sich auch eingestehen, dass sie schon oft gedacht hatte, ihr Leben

wäre ohne ihn deutlich einfacher. Dann musste sie ihn nicht ständig suchen oder hinter ihm her sein, weil er seine Aufgaben vernachlässigte. Eigentlich hatte er ihr mehr Arbeit gemacht, als er ihr abgenommen hatte. Und wenn Dietrich ihn nicht ausbilden wollte, hatte es sowieso keinen Sinn, dass er blieb.

Dietrich. Sophie versuchte, sich zu erinnern, ob er früher auch schon so fordernd und bestimmend gewesen war. Geschlagen hatte er sie nie, aber sie hatte ihn auch noch nie angeschrien. Sie hatte immer darauf gewartet, dass er ihr sagte, was zu tun war, ohne selbst nachzudenken. Sie war sogar froh gewesen, dass er viel klarer war in seinen Aussagen als ihr Vater, der ihr für ihre Begriffe viel zu oft freie Hand gelassen hatte. Jetzt erkannte sie, dass er das nicht aus Nachlässigkeit getan hatte, sondern aus Zutrauen. Nur sie selbst hatte sich die Dinge nicht zugetraut und war verstimmt und unsicher gewesen, wenn sie etwas hatte entscheiden müssen. Deswegen hatte sie Dietrich auch so vermisst. Sie hatte sich allein gelassen gefühlt, obwohl ihr Vater da war. Und dann? Dann hatte sie gelernt, war an den Aufgaben gewachsen. Hatte Selbstsicherheit gewonnen. Davon wusste Dietrich nichts und wollte auch nichts davon wissen. Er wollte bestimmen, so wie früher auch. Allerdings fiel es ihr ungleich schwerer, sich zu fügen. Vor allem, wenn sie sah, wie willkürlich er bestimmte. Das hatte sie früher nicht wahrgenommen.

Sophie nahm die Kehrschaufel und sammelte all die Dreckhäufchen ein, die sie zusammengefeht hatte. Sie schüttete sie den Hühnern hin, die darin sicher noch etwas Essbares finden würden. Danach machte sie sich an die zweite Etage.

Ungewöhnlich viele Getreidekörner lagen auf dem Boden, besonders an einer Stelle hinter den Trichtern, die man von der Treppe aus schlecht sehen konnte. Da hatte Dietrich gestern gestanden, als er sie nicht hatte fegen lassen. Es kam immer mal vor, dass man beim Einfüllen des Mahlguts ein paar Körner verschüttete, doch die landeten nicht dort hinten. Er musste hier Säcke umgefüllt haben. Sophie kniff die Lippen zusammen und

fegte weiter. Sollte sie ihn konfrontieren? Sie stockte mitten im Schwung und legte eine Hand an die Wange, auf die Dietrich sie geschlagen hatte. Nein. Das wagte sie nicht. Aber wenn jemand anderes ihn anklagte? Ende September würde das Schöffengericht in Michelbach tagen, und wenn es stimmte, was Konrad sagte, war es gut möglich, dass jemand beim Schultheißen einen Vorwurf gegen Dietrich vorbrachte. Was würde dann geschehen?

Ein merkwürdiges Jaulen ertönte plötzlich und Sophie ließ vor Schreck den Besen fallen. Sie bückte sich sofort und hob ihn wieder auf, nur um etwas in der Hand zu haben. Klopfende Geräusche waren jetzt vom Dachspitz zu hören sowie ein Rascheln. Was war das? Sophie brach der Schweiß aus. Sie war praktisch allein auf dem Hof. Selbst wenn ihr Vater sie schreien hörte, war es fraglich, ob er ihr zur Hilfe kommen konnte, so geschwächt, wie er war. Sie hielt still und lauschte. Über das Pochen ihres Herzens und das Gezeter der Elstern auf dem Dach konnte sie nichts weiter hören. Konnten die Biester sich nicht woanders zanken?

Ihr blieb keine Wahl, sie musste nachsehen. Den Besen voller Spinnweben hoch erhoben, stieg sie vorsichtig die Leiter hinauf, inständig hoffend, dass sich dort oben kein Landstreicher versteckte. Kaum war der Blick auf den Boden frei, sprang ihr etwas entgegen und gleich mit einem Fauchen wieder zurück. Sophie schrie auf und krallte sich an der obersten Sprosse der Leiter fest, um nicht zu fallen. Es war düster hier oben und sie konnte die Form nicht genau ausmachen. Bloß, dass es ein Tier war und kein Mensch, das war klar. Im nächsten Moment spazierte die Katze mit einem leisen Maunzen auf sie zu.

»Du!«, rief Sophie vorwurfsvoll und fing an zu lachen. Erleichterung durchströmte sie.

Das Kätzchen strich unter ihrer ausgestreckten Hand entlang und sprang auf einen hellen Fleck, den es mit den Pfoten packen zu wollen schien. Bei näherem Hinsehen erkannte Sophie, dass es ein Stück Papier war.

»Wo hast du das denn her?« Sie nahm es in die Hand, nur um

im nächsten Moment die Krallen der Katze auf ihrem Handrücken zu spüren. Schnell zuckte sie zurück und steckte das Papier in ihre Rocktasche. »Frecher Racker«, sagte sie und kletterte zurück nach unten.

Vom Hof her erklangen Stimmen. Hastig stellte Sophie den Besen weg und lief die Treppe hinunter.

»Frau Ölschläger! Das ist ja eine Überraschung«, begrüßte sie die Witwe, die in Begleitung einer zweiten Frau war, deren Name Sophie nicht einfiel. Die beiden hatten ein von zwei Ziegen gezogenes Wägelchen dabei.

»Einen guten Morgen wünsche ich, Frau Gilles«, sagte Frau Ölschläger und lächelte zaghaft.

»Darf ich Euch etwas anbieten?«, fragte Sophie aus Gewohnheit.

Frau Ölschläger lehnte dankend ab. »Ich wollte Euch um einen Tausch bitten«, sagte sie stattdessen.

»Einen Tausch?«

»Ja, Frau Gilles. Etwas Mehl gegen einen Käse. Ihr hattet mal gesagt, dass Ihr gern welchen hättet. Der hier ist schön reif.« Sie hob das Tuch an, mit dem der Wagen abgedeckt war. Darunter kam eine ganze Reihe kleiner Käselaibe zum Vorschein, die sehr verlockend dufteten.

»Oh, da nehme ich gern welche. Habt Ihr einen Sack oder Krug dabei für das Mehl?«

Frau Ölschlägers Gesicht hellte sich augenblicklich auf und sie reichte Sophie einen Beutel. Sophie nahm ihn mit in die Kammer und füllte ihn großzügig.

»Vielen Dank, Frau Gilles, das ist eine große Hilfe.«

»Nicht der Rede wert. Ich bekomme ja etwas Wunderbares dafür.« Sophie nahm den Käse entgegen und wünschte der Witwe gutes Gelingen.

Die beiden Frauen machten sich tuschelnd auf den Weg und Sophie hatte den Eindruck, dass der Besuch bei ihr eine Art Test gewesen war, denn die zweite Frau klopfte Frau Ölschläger auf die Schulter, als wollte sie sie loben. Schmunzelnd brachte Sophie

den Käse in den Erdkeller, kam aber nicht umhin, ein kleines Stück zum Probieren abzubrechen. Er schmeckte köstlich.

Als sie nach draußen kam, sah sie bereits den nächsten Kunden den Weg heraufmarschieren. Es war ein Michelbacher Bauer, der seinen Getreidesack auf dem Rücken trug. Bei Sophie angekommen, setzte er den Sack ab und richtete sich stöhnend auf.

»Der wurde mit jedem Schritt schwerer!«

»Setzt Euch erst mal und trinkt etwas«, lud Sophie ihn ein.

»Da sag ich nicht Nein«, erwiderte er und ließ sich mit einem Seufzen auf die Bank sinken.

Sophie brachte ihm etwas zu trinken und setzte die Mühle in Gang.

»Euer Mann ist wohl nicht da, was?«, fragte der Bauer, während Sophie das Getreide maß.

»Er ist nach Altenkirchen gefahren.«

»Und der Müller?«

»Liegt leider zu Bett. Es ist deutlich schlimmer geworden mit seinem Husten.«

»Das klingt nicht gut. Richtet ihm bitte meinen Gruß aus.«

Sophie lächelte ihn dankbar an und schulterte den Sack, um ihn zum Mahlen nach oben zu tragen.

»Ist das nicht zu schwer für Euch?«, fragte der Bauer.

»Nein, nein. Ich muss ja nur einmal die Treppe rauf, nicht den ganzen Weg von Michelbach hierher!«, rief sie lachend. Doch während sie zusah, wie das Getreide in den Trichter rieselte, dachte sie an die besorgten Worte ihres Vaters: *»Hoffentlich ist er nicht wieder über alle Berge. Was soll sonst aus dir werden, wenn ich nicht mehr bin?«*

»Ja, was soll aus mir werden?«, flüsterte sie betreten. Wenn ihr Vater starb und Dietrich für seine Betrügereien belangt wurde, mussten sie hohe Strafen zahlen und verloren vielleicht ihre Pacht. Und dann? Sie schüttelte den Sack aus und wäre beinahe über die Katze gefallen, die ihr um die Beine strich. »Hast du heute noch nicht genug Unfug angestellt?«, schimpfte Sophie und

scheuchte das Tier mit dem leeren Sack aus dem Weg. Wie ein geölter Blitz sauste es die Leiter nach oben in den Dachspitz.

»Bleib besser da oben!«, rief Sophie ihr hinterher.

Sie ging nach unten und unterhielt sich mit dem Bauern, bis alles gemahlen war. Sobald er gezahlt hatte und mit seinem Sack Mehl auf dem Rücken davonwanderte, kehrte Sophie zu ihrer Grundreinigung der Mühle zurück. Sie hörte mehrmals leise Geräusche von oben. Wenn sie nicht gewusst hätte, dass die Katze dort oben war, hätte sie sich gefürchtet. Selbst so hatte sie das Gefühl, beobachtet zu werden. Doch wann immer sie die Leiter hinaufschaute, sah sie entweder gar nichts oder das hellgraue Katzengesicht mit den grünen Augen. Sie war froh, als sie endlich fertig war.

Als Erstes sah sie nach ihrem Vater, der tief und fest schlief. Dann erlaubte sie sich den unerhörten Luxus einer weiteren Pause draußen auf der Bank. Dabei fiel ihr Blick auf den Kratzer auf ihrer Hand und sie erinnerte sich an das Stück Papier, das sie in die Tasche gesteckt hatte. Sie zog es heraus und betrachtete es näher. Es war zerknittert und hatte ein paar Löcher, wo die Krallen der Katze es durchbohrt hatten. Auf einer Seite war es beschrieben, anscheinend mit Kohle, denn die Schrift war leicht verwischt, aber noch leserlich.



Balken singen
Voller Leben
Mir ein sanftes Wiegenlied
Balken schwingen
Summen, beben
Müde schliesst das Augenlid.
Nebel warm
Umgarnet mich still
Süsslich duftend weicher Traum
Hebt mich fort in ihren Arm
Nirgends sonst ich ruhen will.

Sophie blinzelte ein paar Mal, während sie die Worte leise aussprach. Ein Gedicht? Sie ließ die Hand sinken und schaute versunken zur Mühle. Wie um alles in der Welt war dieser Zettel mit einem Gedicht in den Dachspitz geraten? Konnte die Katze es von irgendwoher dorthin geschleppt haben? Sophie las es erneut. Die Worte berührten sie auf eine ganz eigentümliche Weise. Sie hatte sofort den warmen Duft frisch gemahlener Getreides in der Nase, und auch wenn sie noch nie einen Balken hatte singen hören, verursachte das Bild eine Wohligkeit in ihr, die durchaus willkommen war. Und das romantische Ende ... Sie seufzte. Wer auch immer der Dichter war, für den Bruchteil einer Sekunde wünschte sie sich, er hätte sie gemeint. Im nächsten Moment fing sie an zu lachen.

Sie kannte wahrlich niemanden, der solch ein Gedicht verfassen konnte. Aus diesem kleinen Text sprach ein wunderbar einfühlsamer Geist.

Ihre Gedanken wurden vom Geräusch einer sich in flottem Tempo nahenden Kutsche unterbrochen. Sobald die Pferde unter den Bäumen in Sicht kamen, erkannte sie den Dormannschen Knecht auf dem Kutschbock. Sie sprang auf und schob den Zettel wieder in ihre Rocktasche. Ihre Hoffnung bestätigte sich: Elßgen saß im Wagen, neben ihr Martha und Herr Dormann.

»Wir haben hier eine besondere Lieferung für Euch, Frau Gilles«, rief Elßgen und winkte vergnügt.

Martha verzog keine Miene, sondern saß kerzengerade da, als wäre sie die Gräfin höchstpersönlich.

Die Kutsche hielt und Herr Dormann nickte Sophie freundlich zu.

»Herzlichen Dank, dass Ihr unsere Martha heimgebracht habt, Herr Dormann«, sagte Sophie und half der Magd vom Wagen.

»Keine Ursache.« Er tippte sich an den Hut. »Bleib nicht zu lange«, sagte er an Elßgen gewandt, die ihm zum Abschied einen Kuss auf die Wange drückte. Sie sprang vom Wagen und fiel Sophie um den Hals.

»Wir haben uns viel zu lange nicht gesehen!«, rief sie. »Als wir auf dem Heimweg an Martha vorbeigekommen sind, mussten wir sie natürlich mitnehmen und sie hat erzählt, dass dein Mann in der Stadt ist. Ich traue mich gar nicht mehr her, seit er mir auf dem Markt so unflätig daherkam, und Vater will auch nicht, dass ich dich besuche. Und du bist nicht zu mir gekommen! Wie geht es dir? Lässt er dich gar nicht weg?«

Während Elßgens Redeschwall waren die Frauen in die Küche gegangen und hatten angefangen, Marthas Einkäufe wegzuräumen. Sobald das erledigt war, verschwand die Magd ohne ein weiteres Wort.

Elßgen sah ihr hinterher. »Die Arme, sie saß mit dem schweren Korb am Wegesrand und war leichenblass. Was hast du dir bloß dabei gedacht, sie zum Markt zu schicken? Sie ist viel zu alt für eine solche Anstrengung.«

»Das war Dietrichs Idee«, warf Sophie ein, da Elßgen lange genug Luft holte.

Die junge Frau verzog das Gesicht und wanderte in die Stube. »Was für ein hübscher Strauß!«, bemerkte sie und kam in die Küche zurück. »Hast du den gepflückt?«

»Nein, ich ...« Sophie stockte.

»So langsam verzeihe ich dir, dass du die Kanne als Vase benutzt. Wollen wir uns raussetzen? Ich würde gern den Weg im Auge behalten. Vater möchte nicht, dass ich hierbleibe, wenn Gäste zur Mühle kommen.«

»Du meine Güte, Elßgen, du redest ja ohne Punkt und Komma!«, rügte Sophie.

Elßgen wurde rot. »Ich habe dich vermisst«, schmolte sie und lachte dann. »Du hast mir noch keine einzige Frage beantwortet.«

»Wie denn, wenn ich nicht zu Wort komme?«

Kichernd setzten sich die beiden Freundinnen auf die Bank vor dem Haus.

»Nun sag schon, wie geht es dir?«

»Gut.«

»Wirklich? Mir scheint, dein Mann stellt alles auf den Kopf. Außerdem habe ich gehört, dass es deinem Vater schlecht gehen soll.«

»Ja, das stimmt. Er liegt viel und hustet andauernd. Ich bin schon immer froh, wenn er schläft.«

»Denkst du, er wird wieder gesund?«, fragte Elßgen. Ihr Ton war schlagartig ernst geworden.

Sophie sah sie traurig an und schüttelte kurz den Kopf.

Elßgen nahm ihre Hand. »Da kann es dir nicht gut gehen«, sagte sie leise.

»Mach dir um mich mal keine Sorgen, ich komme schon zu recht. Es lässt sich ja doch nicht ändern. Vater ist nicht mehr der Jüngste und der Katarrh plagt ihn schon lange.«

»Hat Dietrich sich sehr verändert?« Elßgen sah Sophie nicht an.

In der Frage schwang etwas mit, das Sophie eine Gelegenheit bot, ihr Herz auszuschütten, wenn sie das wollte. Wollte sie das? Elßgen war noch so jung und zudem unverheiratet. Sophie brachte es nicht über sich, sich ihr anzuvertrauen. »Nicht so sehr«, antwortete sie daher ausweichend.

»Aber er behandelt dich gut, oder?« Jetzt sah Elßgen sie an, der Blick gleichzeitig hoffnungsvoll und bang.

Scham überrollte Sophie. Sie konnte ihrer Freundin nicht gestehen, welche Gedanken sie umtrieben. Dass sie ihren Mann verdächtige zu betrügen. Dass er trank und im Suff ihre Habe verspielte. Dass er sie geschlagen hatte. Sie schämte sich abgrundtief für sein Verhalten. Hinzu kam die Drohung von Elßgens Vater. Nein, sie konnte Elßgen unmöglich die Wahrheit sagen.

»Er ist eigentlich so wie früher«, sagte sie und rang sich ein Lächeln ab. Das konnte alles und nichts heißen. Um das Thema zu wechseln, zog sie den Zettel aus der Rocktasche, den sie in der Mühle gefunden hatte. »Sieh mal, hier. Mit dem Fetzen hat die Katze gespielt. Keine Ahnung, wo sie das herhat.«

Elßgen las das Gedicht und legte verträumt die Hand aufs

Herz. »Ist das schön!«, seufzte sie und riss im nächsten Moment die Augen auf. »Hast du einen heimlichen Verehrer?«

»So ein Unsinn!«, wehrte Sophie ab, spürte jedoch, wie ihre Wangen heiß wurden.

»Und der Blumenstrauß? Du hast gesagt, du hast ihn nicht gepflückt. Wo kommt der her?«

»Ich habe ihn gefunden. Er lag neben dem Wehr.«

»Und das hier? Wo war das?« Elßgen wedelte mit dem Papier vor Sophies Nase herum.

»Oben in der Mühle. Ich habe ja schon gesagt, die Katze hat es angeschleppt.« Sophie nahm Elßgen das Gedicht ab und steckte es zurück in die Tasche.

»Eine Katze schreibt keine Gedichte, Sophie. Und Blumen pflückt die erst recht nicht. Oh, ob das von Johann ist? Er wirkt so traurig, seit dein Mann wieder da ist. Ich glaube, er hat schrecklichen Liebeskummer.«

»Johann und Gedichte schreiben? Ich weiß nicht ... Etwas zu schnitzen wie den Kleiekotzer, das ist sein Ding. Aber dichten ...« Sophie schüttelte den Kopf.

»Johann hat dir einen Kleiekotzer geschnitzt?«

»Ja, hast du den noch nicht gesehen? Er sieht aus wie der alte Hauprich. Komm, ich zeig ihn dir.« Sophie stand auf und zog Elßgen hinter sich her in die Mühle.

Etwas ängstlich drückte sich die junge Frau an den großen Zahnrädern und Mühlsteinen vorbei, doch als ihr Blick auf die Holzfratze fiel, fing sie schallend an zu lachen.

Sophie stimmte mit ein, bis ihr die Tränen über die Wangen liefen. Es war herrlich und befreiend, einfach aus tiefster Seele zu lachen. Das hatte ihr gefehlt.

Immer noch glucksend gingen sie nach draußen.

»Oh nein, da kommt jemand. Wie schade«, sagte Elßgen. »Wir reden ein anderes Mal weiter, ja?« Sie drückte Sophie an sich.

»Das machen wir. Und dann erzählst du mir, was es Neues von Matthias gibt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er deinem

Charme widersteht.« Vergnügt beobachtete Sophie, wie Elßgen die Röte in die Wangen stieg.

»Besuch mich bald«, erwiderte sie, winkte einmal und lief den Fußweg hinauf in Richtung Widderstein.

Michelbacher Mühle, 1. September 1649

Sophie hatte gut zu tun, denn es kamen einige Gäste zur Mühle, die dann warten mussten, bis sie an der Reihe waren. Irgendwann tauchte Henrich auf und setzte sich dazu und auch Martha erschien aus ihrer Hütte und half bei der Bewirtung. Als Konrad aus der Schule heimkam, trug Sophie ihm die Versorgung der Tiere auf. Als die letzten Gäste gegangen waren, war Dietrich noch immer nicht zurück. Sophie sprach es nicht aus, aber sie machte sich große Sorgen, dass er wieder betrunken und ohne Jockel und den Karren zurückkommen würde. Sie half ihrem Vater in die Küche, wo sie gemeinsam den Fisch aßen, den Martha mit frischen Kräutern zubereitet hatte. Er schmeckte vorzüglich.

Nach dem Essen räumte Sophie den Tisch ab und holte den Steinkrug vom Regal, in dem sie ihr Geld aufbewahrten. Irritiert stellte sie ihn ab und nahm den Holzdeckel herunter.

»Was ist?«, fragte Henrich, der ihr Zögern bemerkt hatte.

»Er ist zu leicht«, sagte Sophie und drehte den Krug um. Eine Handvoll Münzen klimperte auf die Tischplatte, etwa so viel, wie sie an Einnahmen aus ihrer Rocktasche zog.

»Wo ist das ganze Geld hin?« Ihr Vater sah sie fordernd an.

»Woher soll ich das wissen?«, erwiderte sie gereizt. »Als ich das letzte Mal hier dran war, war er voll!« Sie schluckte. Ihr Blick wanderte zur Tür, doch ihre Gedanken sprangen viel weiter. »Dietrich«, flüsterte sie. Fassungslos sank sie auf einen Stuhl.

»Der hatte ordentlich Geld in seinem Säckel. Er hat mir was davon gegeben fürs Einkaufen. Hab mich schon gefragt, wo er das herhat«, sagte Martha mit ebenfalls gedämpfter Stimme.

Konrad schwieg.

Bedrückt blickten sie einander an. In diesem Krug hatten sie das Geld für die Pacht angespart, die der Rentmeister gegen Ende des Monats einfordern würde. Niemand wusste, dass in diesem Gefäß das Geld lagerte, denn es stand in einer Reihe mit ähnlichen Krügen, in denen Mehl, Linsen und andere Vorräte aufbewahrt wurden. Niemand außer den Bewohnern der Mühle.

Von draußen ertönte der Schrei eines Esels und gleich darauf flog die Küchentür auf und Dietrich kam hereinstolziert. Sein Gruß blieb ihm im Hals stecken, als er die Münzen und den leeren Krug auf dem Tisch bemerkte und die feindseligen Blicke auf sich gerichtet sah. Henrich stemmte sich auf die Füße und machte einen Schritt auf Dietrich zu. »Wo ist mein Geld?«, fragte er drohend.

Dietrich verschränkte die Arme und setzte eine hochmütige Miene auf. »Das kriegst du schon wieder, keine Sorge. Ich musste etwas investieren. Das wird sich mit Sicherheit lohnen.«

Diese Aussage beruhigte Henrich nicht im Geringsten. »Wenn der Rentmeister zum Michaelistag hier aufkreuzt und ich meine Pacht nicht bezahlen kann, weil du alles versoffen und verspielt hast, dann hast auch du keine Bleibe mehr! Du bist nicht mehr im Krieg, wo du mit deinem Sold machen kannst, was du willst. Du hast eine Frau zu versorgen und, so Gott will, auch irgendwann Kinder zu ernähren.«

Dietrichs Augen blitzten wütend auf. »Ich habe nichts versoffen oder verspielt. Ich sagte doch, ich habe das Geld investiert.«

Henrich machte noch einen Schritt auf Dietrich zu und tippte ihm mit dem Finger gegen die Brust. »Du hast kein Recht dazu, dich an meinem hart erarbeiteten Geld zu bedienen!«

Sophie hielt sich den Mund zu. Sie sah den Ärger in Dietrichs ganzer Haltung brodeln und fürchtete seinen Ausbruch. Marthas Hände krallten sich in das Tuch um ihre Schultern und Konrad kauerte sich hinter dem Tisch zusammen, als wollte er sich in Luft auflösen.

Dietrich beugte sich leicht vor, bis seine Nase beinahe die von Henrich berührte. »Ich bin genauso Pächter dieser Mühle wie du, alter Mann. Wir sind eine Familie.«

»Das war dir vor vier Jahren völlig egal«, knurrte Henrich.

Es klopfte. Das gespannte Schweigen währte einen Moment länger, dann drehte Dietrich sich um und öffnete die Haustür. Durch die offene Küchentür sahen sie den Pfarrer mit fragendem Blick hereinschauen.

»Ich wünsche einen guten Abend«, grüßte er Dietrich.

»Kommt herein, Pfarrer Altgelt«, rief Henrich und setzte sich an den Küchentisch.

Sophie atmete auf. Einen besseren Zeitpunkt hätte der Pfarrer wirklich nicht wählen können für seinen Besuch. Dietrich ließ ihn eintreten und schloss die Tür hinter ihm.

»Geh und versorg den Esel, Junge«, sagte er zu Konrad und nahm sich den Teller, den Sophie für ihn zurückgestellt hatte. Er setzte sich damit in die Stube, ließ aber die Tür offen und beobachtete genau, was in der Küche vor sich ging. Konrad schlüpfte wortlos nach draußen.

»Komme ich ungelegen?«, fragte Pfarrer Altgelt, der die Anspannung der Anwesenden zu bemerken schien.

»Nein«, sagte Sophie leise und füllte einen Becher mit Bier, den sie ihm hinstellte.

»Herzlichen Dank, Frau Gilles. Ich hörte, es gehe Euch nicht gut, Herr Neuhoff.« Er stockte. Sein Blick blieb an den Münzen auf dem Tisch hängen. Sophie fegte sie hastig mit der Hand zusammen und steckte sie in die Tasche, ehe sie den Krug zurück ins Regal stellte.

»Der Katarrh macht mir zu schaffen«, sagte Henrich heiser. Er war blass. Sophie vermutete, dass die Konfrontation mit Dietrich ihn zu sehr angestrengt hatte und er sich besser hinlegen sollte.

»Darf ich ein Gebet für Euch sprechen?«, fragte der Pfarrer und Henrich nickte.

Sie falteten alle die Hände und schlossen die Augen, sogar

Martha. Nur Dietrich aß ungeniert weiter. Sophie hörte es an dem Schmatzen, wenn er sich eine Gräte aus dem Mund zog. Trotzdem empfand sie das Gebet als wohltuend. Es war sicher kein Zufall, dass der Pfarrer in genau diesem Moment an die Tür geklopft hatte. Mit Gottes Hilfe würden sie auch diese Situation durchstehen. Wenn die Kriegsjahre sie irgendetwas gelehrt hatten, dann war es das.

Pfarrer Altgelt blieb nicht lange. Er bot seine Hilfe an, Henrich in sein Zimmer zu begleiten, was dieser tatsächlich annahm. Sophie, die den beiden folgte, war darüber sehr froh, denn ihr Vater wankte bedenklich auf der Treppe. Ob sie ihn allein hätte halten können, war fraglich. Kaum hatte er sich aufs Bett gesetzt, ging der Husten los. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich beruhigte und Henrich sich erschöpft hinlegte.

Überrascht stellte Sophie fest, dass Pfarrer Altgelt im Flur auf sie gewartet hatte. Sie begleitete ihn nach draußen zu seinem Pferd, das er an der dafür vorgesehenen Stange angebunden hatte.

»Ihr werdet doch nach mir schicken, wenn es schlimmer wird, nicht wahr?«, fragte er behutsam.

Sophie nickte. Sie konnte in seinen Augen sehen, dass auch er keine Hoffnung hatte, dass ihr Vater wieder gesund werden würde.

»Ist sonst alles in Ordnung?«

»Ja, vielen Dank für Euren Besuch. Er hat sehr gutgetan«, antwortete Sophie nach einer kurzen Pause. Ihre Stimme klang gepresst, denn Scham schnürte ihr die Kehle zu.

»Nur nicht den Mut sinken lassen«, sagte der Pfarrer mit einem Lächeln. »Leben und Tod gehören nun einmal zusammen. Vielleicht segnet Gott Euch ja mit neuem Leben, jetzt, wo Euer Mann wieder bei Euch ist. Möge der Herr Euch Trost und Kraft schenken.« Er band sein Pferd los und saß auf. »Lasst es mich wissen, wenn ich Euch irgendwie helfen kann.«

Sophie hob die Hand zum Gruß und ging zur Weide hinunter, wo Konrad Jockel bürstete. Das Eselchen schien die Behandlung sehr zu genießen. Sophie kraulte ihm den Hals.

»Kann ich irgendetwas tun, Frau Sophie?«, fragte Konrad.

»Bete für uns, Konrad. Bete für uns.« Sie wandte sich ab und machte sich auf den Weg zurück zum Haus. Am Tor drehte sie sich noch einmal um. »Und bau dir eine neue Angel. Der Fisch war wirklich gut.«



Die nächsten Tage waren schwer auszuhalten. Henrich und Dietrich schwiegen sich an und die bedrückende Stimmung lastete schwer auf Sophie. Zusätzlich machte ihr zu schaffen, dass Dietrich alle Mühlengeschäfte an sich riss und nicht duldete, dass sie beim Abmessen oder Mahlen die Mühle betrat. Sein Umgang mit ihr wurde insgesamt rauer. Wo er zuvor um ihr Verständnis geworben hatte, gab er inzwischen bloß noch Anweisungen, die sie zu befolgen hatte. Sie fühlte sich nicht mehr wie seine Frau, sondern wie eine Magd. Eine Magd, die jedem Befehl gehorchen und ihm nachts das Bett wärmen musste.

Mit jedem misstrauischen Blick eines Mühlengastes wurde ihr das Herz schwerer und ihre Angst größer, dass jemand Dietrich des Betrugs bezichtigen würde. Und sie wartete vergeblich darauf, dass er das Geld für die Pacht zurückbrachte. Sie hatte es nicht gewagt zu fragen, was das für eine Investition war, für die er das Geld genommen hatte. Ähnlich wie ihr Vater vermutete sie Spielschulden, denn er ging oft abends nach Altenkirchen und kehrte erst mitten in der Nacht zurück. Er erzählte nie, was er dort tat, und Sophie erfuhr es auch nicht von anderer Seite.

Es war etwa eine Woche später, als Dietrich eines Abends vergleichsweise früh von einem der Besuche in Altenkirchen zurückkehrte und mit lässiger Geste einen Beutel voll Münzen auf den Stubentisch warf. Henrich war noch auf. Er hatte einen erstaunlich guten Tag gehabt und trank eine Tasse Tee, während Sophie ihm aus der Bibel vorlas. Jetzt griff er den Beutel und schüttete die Münzen in seine Hand.

»Es ist alles da, was ich mir geliehen hatte«, behauptete Dietrich großspurig.

»Und was ist mit dem Gewinn, den deine Investition abgeworfen hat?«, fragte Henrich skeptisch.

»Habe ich neu investiert.« Damit schien das Thema für ihn erledigt zu sein. »Komm Sophie. Schlafenszeit.«

Sophie zuckte zusammen. »Ich muss Vater helfen«, erwiderte sie leise, ohne ihren Mann anzusehen.

Er schnaubte unwirsch. »Dann beeil dich.«

Sie hörte seine schweren Schritte auf der Treppe, klappte die Bibel zu und legte sie weg. Henrich wich ihrem Blick aus, als sie ihm auf die Füße half. So dankbar sie ihm war, dass er Dietrich in der Frage des Geldes die Stirn geboten hatte, so enttäuscht war sie, dass er die Art, wie ihr Mann sie behandelte, kommentarlos hinnahm. Sie wurde das Gefühl einfach nicht los, dass Henrich sie innerlich tadelte; sie wusste nur nicht, wofür.

Als sie später neben ihrem schnarchenden Mann lag, war an Schlaf nicht zu denken. Dietrich zuckte und warf sich herum, sodass sie mehr als einmal von seinem Arm oder Bein getroffen wurde. Manchmal stöhnte oder schrie er im Traum auf und sie fragte sich, was er gerade durchlebte. Oft genug klang er eher verängstigt als wütend.

Sie stand auf und tastete sich durch das dunkle Haus nach unten, wo sie eine Kerze anzündete und sich in die Stube setzte. Sie nahm den Geldbeutel und machte sich ans Zählen. Dietrich ging sicher nicht davon aus, dass Sophie genau wusste, wie viel Geld in dem Krug gewesen war. Sie führte sogar genau Buch über ihre Einnahmen und Ausgaben. Zumindest hatte sie das getan, bevor Dietrich wieder aufgetaucht war. Jetzt konnte sie nicht mehr sagen, wie viel Geld in seiner Tasche verschwand, bevor sie es überhaupt zu Gesicht bekam. Sie konnte nur noch verzeichnen, was sie selbst von den Gästen kassiert hatte.

Seufzend legte sie das Geld in den Krug. Es fehlten einige Gulden, aber für die Pacht reichte es so gerade, wenn sie wie geplant

die Schweine verkauften. Sie nahm sich vor, ihren Vater zu bitten, dass er Dietrich von dem Geld erzählte, dass sie Herrn Dormann schuldeten. Sie selbst traute sich nicht, das Thema anzuschneiden. Eigentlich traute sie sich überhaupt nicht mehr, irgendein Thema anzuschneiden. Ständig lebte sie in Furcht, Dietrich könnte aus der Haut fahren und ihr etwas antun. Sie nahm die Bibel vom Fensterbrett und setzte sich an den Tisch, um das Kapitel zu Ende zu lesen, bei dem ihr Mann sie zuvor unterbrochen hatte. Ihre Gedanken schweiften jedoch ständig ab. Sie konnte sich selbst nicht erklären, warum ihre Angst so groß war. Er hatte sie bloß das eine Mal geschlagen, nachdem sie ihn angeschrien hatte. Und das würde sie nicht noch einmal tun, also brauchte sie sich gar nicht zu fürchten.

Ein Schauer lief ihr über den Rücken und sie zog das Tuch, das sie sich umgelegt hatte, enger um die Schultern. Es nützte nichts, die unterschwellige Beklemmung blieb. Auf einer Ebene, die sie mit dem Verstand nicht erfassen konnte, wusste sie, dass ihr Mann gefährlich war. Wer würde sie beschützen, wenn er trotz aller Vorsicht wieder zuschlug? Ihr Vater sicher nicht.

Ihre Finger strichen über die Kanne, die inzwischen ohne Blumen den Tisch schmückte. Der geheimnisvolle Strauß war lange verwelkt und sie hatte keinen neuen bekommen oder pflücken können. Ein Sehnen erfasste sie plötzlich. Würde ihr Mann ihr wenigstens ab und zu Blumen schenken für ihre Vase! Oder sie mit zärtlichen Worten umgarnen wie der Schreiber des Gedichts? Was mochte das für ein Mensch sein, der solche Gedanken nicht nur hatte, sondern zu Papier bringen konnte?

»Solche Menschen gibt es nicht wirklich«, murmelte sie vor sich hin, seufzte jedoch gleich darauf mit einem wehmütigen Lächeln. Vielleicht war das der Mühlenggeist, der im Tod erkannte, was er im Leben versäumt hatte, und sie jetzt beschenkte. Sie hob den Blick zum Fenster, in dem sie den Schein der Kerze gespiegelt sah. Die Welt dahinter lag dunkel und still. Ob er da draußen war und sie beobachtete? Beinahe hätte sie die Hand zum Gruß

gehoben, allerdings schaltete ihr Verstand sich ein und rügte sie scharf.

»Geh ins Bett, du dummes Huhn. Du bist so übermüdet, dass du schon fantasierst.« Entschieden stand sie auf, legte die Bibel weg, nahm die Kerze und stieg die Treppe hinauf. Dietrich lag mit ausgebreiteten Armen und Beinen quer im Bett, sodass für sie kein Platz mehr blieb. Sie hätte ihn wecken können. Stattdessen holte sie eine weitere Decke aus der Truhe und legte sich auf den Boden. Es war immer noch besser, als ständig wachgestoßen zu werden.



Sophie erwachte früh am nächsten Morgen. Ihr Rücken schmerzte nach der Nacht auf dem ungewohnt harten Untergrund, doch sobald sie eine Weile auf war, gab sich das. Der Tag war kühl und regnerisch und sie beeilte sich mit den Aufgaben, die sie draußen zu erledigen hatte, um zurück in die warme Küche zu kommen. Sie bereitete das Frühstück vor und fühlte sich seltsam zögerlich, den Rest des Hauses zu wecken. Die friedliche Stille war wohltuend. Erst als der Tee für ihren Vater durchgezogen war, raffte sie sich auf und ging nach oben. Sie weckte Dietrich und Konrad und brachte dann das Frühstück in Henrichs Kammer. Wie jedes Mal horchte sie erst auf seine Atmung, bevor sie ihn ansprach. Rasselnd und quälend langsam sog er die Luft in seine Lungen, um sie pfeifend wieder auszustoßen. Es klang furchtbar, viel schlimmer als an den Tagen zuvor.

»Vater?« Sie stellte das Frühstück ab, setzte sich auf die Bettkante und legte ihm eine Hand auf die Stirn. Klamm und kalt fühlte sie sich an. »Vater, wach auf«, sagte sie leise und rüttelte ihn sacht an der Schulter.

Er stöhnte und röchelte etwas, schlug die Augen aber nicht auf. Sein Gesicht wirkte grau und leblos, die Wangen tief eingefallen.

Sophie ließ ihn lieber schlafen.

Unten am Küchentisch saßen Konrad und Martha.

»Lebt er noch?«, fragte Martha, als Sophie hereinkam, die bei der direkten Frage erschrocken zusammenfuhr.

»Ja«, sagte sie und brachte keinen weiteren Ton heraus.

»Nicht mehr lange«, stellte die Magd fest. »Ich habe in der Nacht die Eule rufen hören. Wir sollten Margret Bescheid geben.«

Sophie brauchte einen Moment, um sich zu sammeln. »Ja, wir sollten Margret holen, aber nicht, weil die Eule gerufen hat. Vater ist nicht aufgewacht, als ich ins Zimmer kam, und seine Atmung ist schlimmer als in den letzten Tagen. Dabei ging es ihm gestern so gut.« Sie seufzte. »Konrad, du gehst heute nicht zur Schule, sondern läufst rüber nach Mammelzen und holst meine Schwester her. Und bitte beeil dich und trödel nicht unterwegs.« Die nächsten Worte blieben ihr im Hals stecken. Nicht auszudenken, wenn ihr Vater stürbe, bevor Margret sich von ihm verabschieden konnte.

»Keine Sorge, Frau Sophie, ich verstehe schon«, sagte Konrad. »Ihr könnt Euch auf mich verlassen.«

Sophie nickte. Während der Junge hastig sein Frühstück löffelte, überlegte sie, was alles zu tun war. Sie musste Dietrich bitten, den Pfarrer zu verständigen. Dann brauchten sie ein ordentliches Brett, um ihren Vater aufzubahren. Die Stube musste freigeräumt werden für die Totenwache. Sie musste Essen vorbereiten und nachsehen, ob sie genug Bier vorrätig hatten. Und Vaters Obstler. Vorgestern hatte er noch davon gesprochen, dass er neuen machen wollte, weil die Birnen jetzt reif wurden. Das würde wohl nichts mehr werden.

Ausgerechnet dieser Gedanke trieb ihr plötzlich die Tränen in die Augen. Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch und vergrub ihr Gesicht in den Händen. Wie von weit her hörte sie, dass Konrad den Raum verließ und Martha weiter aß. Irgendwann spürte sie die Hand der alten Magd auf der Schulter und hob den Kopf. Kurz darauf trat Dietrich ein.

»Ist was passiert?«, fragte er und setzte sich an den Tisch. »Ihr guckt so betrübt.«

»Es steht schlimm um Vater«, sagte Sophie leise. »Würdest du heute in die Stadt fahren und den Pfarrer rufen? Bitte.« Sie hasste es, wie flehend sie klang. Es war völlig normal, dass er sich darum kümmerte. Glaubte sie wirklich, er würde sich weigern?

»So schlimm?« Dietrich hielt kurz inne und sah Martha an, die kaum merklich nickte.

»Ich hab Konrad schon zu meiner Schwester geschickt«, fügte Sophie hinzu.

»Hm. Wir brauchen einen Sarg.« Nachdenklich schaute er in die Breischüssel und aß weiter. »Natürlich kümmere ich mich darum, Liebchen«, sagte er mit vollem Mund.

Sophie atmete erleichtert auf. An den Sarg hatte sie noch gar nicht gedacht. »Ich schaue noch mal nach ihm«, flüsterte sie und ging nach oben.

Henrich lag genauso da, wie sie ihn zurückgelassen hatte. Sein Atem ging rasselnd, aber sie hatte den Eindruck, dass er flacher geworden war und sich stärker verlangsamt hatte. Wie konnte das nur so schnell gehen? Gestern hatte sie noch gedacht, er wäre auf dem Wege der Besserung und würde bald wieder arbeiten können. Sie nahm seine Hand, die kalt und reglos in ihrer lag. Leer fühlte sie sich. Da waren keine Gedanken mehr, kein Planen, keine Empfindungen, alles harrte einzig auf den nächsten Atemzug, der seinen Brustkorb hob. Wie aus einer anderen Welt schienen die Geräusche von draußen zu kommen, während sie hier saß, einsam und gefangen in einer langsamen Abfolge von Keuchen und Pfeifen, bis sie selbst nach Luft rang.

Die Erde stand still, bis die Tür aufging und Margret sie aus ihrer Gefangenschaft befreite. Stumm nahmen die Schwestern sich in den Arm und erst jetzt bemerkte Sophie, dass ihre Wangen nass waren vor Tränen.

»Ich bin so schnell gekommen, wie ich konnte«, sagte Margret leise, drückte Sophie kurz an sich und wandte sich ihrem Vater zu. »Lass mich einen Moment mit ihm allein, ja?«

Sophie nickte und verließ den Raum. Ohne sich zu erinnern,

wie sie die Treppe hinuntergegangen war, fand sie sich in der Küche wieder, wo Martha ihr eine Schüssel mit Hirsebrei vorsetzte.

»Iss, Kind. Du bist ganz blass«, sagte sie und gab Sophie den Löffel in die Hand. Mechanisch schob sich Sophie einen Bissen Brei nach dem anderen in den Mund, kaute, schluckte. Sie schmeckte nichts und tat es bloß, weil Martha es ihr gesagt hatte.

Dann war Pfarrer Altgelt plötzlich da. Sophie hörte Martha »Es geht zu Ende« murmeln und den Pfarrer die Treppe hinaufgehen. Sie folgte ihm und sah zu, wie Margret ihm Platz machte und er sich zu ihrem Vater auf die Bettkante setzte. Mit leisen Worten sprach er seine Gebete und den Segen, während Margret Sophies Hand fest umklammert hielt. Nach dem Amen herrschte Stille im Raum.



In den nächsten Tagen fühlte Sophie sich wie eine Zuschauerin ihres eigenen Lebens. Menschen kamen und bekundeten ihr Beileid, halfen, wo Not am Mann war, regelten alles, was zu regeln war, bis die Beerdigung und der Leichenschmaus stattfanden. Margret, die sich mit ihren Kindern vorübergehend bei Sophie einquartiert hatte, war ihr ein enormer Trost, obwohl sie selbst trauerte. Die Schwestern fanden sich im Laufe des Tages oft zusammen, stützten sich gegenseitig, vergossen Tränen und erzählten sich Geschichten aus der Vergangenheit. Sie waren sich einig: Ihr Vater war ein guter Mann gewesen.

Dietrich zeigte sich in dieser Zeit von seiner besten Seite. Sobald Fremde anwesend waren, spielte er den treusorgenden Ehemann, der sich um seine trauernde Frau kümmerte, während er gleichzeitig betonte, wie gut er sich schon wieder auf der Mühle eingelebt habe und dass er bestens in der Lage sei, sie allein zu bewirtschaften. Wenn Sophie mitbekam, was für Reden er schwang, drehte sich ihr der Magen um und sie setzte eine steinerne Miene auf, damit niemand ihre Sorgen bemerkte. Doch meistens ging

das Gerede an ihr vorbei und sie war nur froh, in ihrer Trauer nicht auch noch in Furcht leben zu müssen. So merkte Margret nichts von den Ängsten, mit denen ihre Schwester normalerweise lebte.

In den Tagen vor der Beerdigung war Herr Dormann überraschend häufig anwesend, was Sophie zusätzlichen Trost spendete, denn er brachte jedes Mal Elßgen mit. Ähnlich wie die Anwesenheit von Margrets Kindern verhinderte auch Elßgens Gegenwart, dass Sophie sich in ihrer Trauer verlor wie Frau Ölschläger damals. Keinesfalls wollte sie, dass man von ihr sagte, sie würde heulen wie ein wildes Tier, auch wenn ihr manches Mal danach zumute war. Nach der Beerdigung wurde das besser, da sie sich nicht mehr ständig mit dem Anblick ihres toten Vaters konfrontiert sah, dessen sterbliche Hülle so anders wirkte, als er im Leben gewesen war.

Während der Beerdigung war Sophie einigermaßen gefasst, glücklicherweise, da Margret am Grab die Fassung verlor und sich auf sie stützen musste, während der Pfarrer die Gebete sprach. Die Bewirtung der Trauergäste gab ihr Halt und sie konnte sich ein wenig darüber freuen, wie viele Menschen ihrem Vater die letzte Ehre erwiesen.



Am Tag danach kam Elßgen mit ihrem Vater, um Sophie beim Einräumen der Stube zu helfen. Margret hatte mit den Kindern zu tun, die ihren Aufenthalt bei der Tante zunehmend als spannendes Abenteuer betrachteten und immer mehr Unfug anstellten.

Als Tische und Stühle wieder an ihrem Platz standen, bat Herr Dormann Dietrich zu einem Gespräch in die Mühle, was Sophie beunruhigte. So war sie nur mit halber Aufmerksamkeit bei der Sache und Elßgen musste mehr als einmal ihre Fragen wiederholen, um eine Antwort zu bekommen.

»Ach, Sophie, wo bist du bloß mit deinen Gedanken?«, fragte sie seufzend, nachdem sie die Stühle an den Tisch gerückt hatte.

»Hm?« Sophie zog den Tisch ein kleines Stück vom Fenster weg, damit er genau am richtigen Fleck stand. Es irritierte sie, wenn der Abstand anders war als zuvor. Dann legte sie ein gehäkeltes Deckchen genau auf die Mitte seiner Platte und strich es glatt.

»Du hörst mir gar nicht richtig zu.« Elßgen verschränkte die Arme.

Auf der Suche nach der Kanne, die immer auf dem Deckchen stand, fiel Sophies Blick auf Elßgen und sie hielt inne. Beschämt schlug sie die Augen nieder. »Du hast ja recht. Weißt du, was dein Vater mit Dietrich bereden will?«

»Nein, das hat er mir nicht gesagt. Ich habe mich schon gewundert, dass er in letzter Zeit so oft herkommen wollte, aber darüber beschwere ich mich nicht. So kann ich wenigstens für dich da sein.« Sie ging an Sophie vorbei und nahm die Kanne vom Schrank. »Ringelblumen? Findest du das nicht etwas unpassend für ein Trauerhaus?«

Sophie stutzte. Tatsächlich, in der Vase steckte ein leuchtender Strauß aus gelben und orangefarbenen Ringelblumen. Die fröhliche Pracht zauberte ihr das erste Lächeln seit Tagen auf die Lippen. Sie nahm die Kanne, stellte sie auf den Tisch und strich mit den Fingern über die Blüten. »Wo die wohl herkommen?«, fragte sie kopfschüttelnd.

»Soll das heißen, du hast sie nicht gepflückt?« Elßgen starrte Sophie entgeistert an.

»Nein, habe ich nicht. Das muss jemand anders gewesen sein.«

»Dein heimlicher Gedichteschreiber vielleicht?«, flüsterte Elßgen, nachdem sie sich versichert hatte, dass auch niemand in der Nähe war.

Sophie zuckte mit den Schultern. Sie wusste es nicht. Es war auch egal, die bunten Blumen ließen ihr Herz ein wenig leichter werden. Überhaupt hatte sie den Eindruck, dass sie allmählich

aus ihrem seltsam entrückten Zustand ins normale Leben zurückkehrte. Im Moment war es noch prall gefüllt mit Margret und ihren Kindern. Die Lücke, die ihr Vater hinterlassen hatte, würde erst richtig deutlich werden, wenn ihre Schwester nach Mammelzen zurückkehrte. Sie hatte beim Frühstück schon angedeutet, dass das bald sein würde. Sophie konnte nur hoffen, dass viele Gäste zum Mahlen kamen. Je beschäftigter sie war, desto besser.

Geschrei und Poltern kündigten an, dass die Kinder in die Küche kamen.

»Elßgen? Dein Vater möchte fahren!«, rief Margret über den Lärm hinweg.

Elßgen umarmte Sophie zum Abschied und eilte nach draußen. Sophie folgte ihr. Sie wollte ihr einen Gruß zurufen, doch der blieb ihr im Hals stecken, sobald sie die finsternen Gesichter der beiden Männer sah. Dietrich stand breitbeinig und mit verschränkten Armen im Tor der Mühle und schaute ebenso grimmig wie Herr Dormann auf dem Kutschbock. Der nickte Sophie lediglich kurz zu und fuhr los, kaum dass Elßgen saß.

Sophie seufzte tief. Was war denn nun schon wieder? Hatte Herr Dormann Dietrich auf die Schulden angesprochen? Sie rang mit sich, entschied sich aber, das Gespräch mit ihm zu suchen und ging auf ihn zu. »Was wollte er?«, fragte sie und blieb in einigem Abstand stehen.

»Das geht dich gar nichts an!«, fuhr Dietrich sie an und warf das Mühlentor zu. Er stapfte so dicht an ihr vorbei, dass sie beiseitretreten musste, um nicht angerempelt zu werden, verschwand kurz im Haus und kam mit Mantel und Hut wieder heraus.

»Wo willst du hin?«, rief Sophie, bekam jedoch keine Antwort.

Mit langen Schritten marschierte er den Weg nach Michelbach hinunter, ohne sich noch einmal umzudrehen.

»Da hat ihm wohl nicht geschmeckt, was der Dormann ihm serviert hat«, bemerkte Martha, die vom Hühnerstall her in den Hof kam.

»Weißt du, worum es ging?«, fragte Sophie.

»Nein. Verstanden habe ich nichts. Aber laut ging's her zwischen den beiden.« Martha reichte ihr einen Korb mit Eiern. »Die sollten wir kochen und einlegen. Die Hühner legen nicht mehr so gut. Wird Zeit, dass wir Vorräte schaffen.«

Sophie nickte gedankenverloren. Es schien, als braute sich das nächste Unwetter in ihrem Leben zusammen.



Michelbacher Mühle, 21. September 1649

Dietrich kehrte erst spät am Abend zurück und gab wie immer keine Erklärung dazu ab, wo er gewesen war. Er war allerdings überraschend gut gelaunt, was Sophie stutzig machte. Auch am nächsten Morgen war er regelrecht fröhlich und scherzte beim Frühstück mit den Kindern. Wie die Tage zuvor kamen keine Mühlengäste, aber am späten Vormittag rollte die Kutsche von Margrets Mann in den Hof. Er wurde mit überschwänglicher Freude von seiner Familie begrüßt, als hätten sie ihn wochenlang nicht gesehen und nicht nur die paar Tage seit der Beerdigung.

Es dauerte bis zum Nachmittag, bis sie alles eingepackt und in der Kutsche verstaut hatten. Sophie wünschte sich, die Zeit anhalten zu können. Zu gern hätte sie ihre Schwester mit ihrer wuseligen Kinderschar noch länger um sich gehabt.

»Wir sehen uns am Sonntag in der Kirche«, tröstete Margret sie und drückte sie fest.

Sobald sie eingestiegen war, legte Dietrich den Arm um Sophie. Auch Martha stand dabei und winkte, bis die Kutsche unter den Bäumen verschwunden war. Die Stille, die sich mit einem Mal über die Mühle legte, war beinahe unheimlich, bis Dietrich sich räusperte.

»So, Liebchen, dann wollen wir mal sehen, ob wir nicht auch endlich mal ein hübsches Kindchen hinbekommen.« Er nahm ihre Hand und zog sie Richtung Haustür.

»Was, jetzt?«, fragte Sophie erschrocken.

Er sah sie mit einem Funkeln in den Augen an. »Ja, jetzt. Nacht

für Nacht pflüge ich den Acker und nichts wächst. Da muss ich es wohl mal am Tag versuchen. Oder gibst dir etwa die alte Krähe was, um zu verhindern, dass du schwanger wirst?« Sein misstrauischer Blick sprang zu Martha, die die Arme verschränkte und wütend zurückstarrte.

»Ich glaube eher, dass du deine Munition im Krieg verschossen hast!«, konterte sie.

Sophie wurde leichenblass, doch Dietrich schnaubte bloß und wedelte mit der freien Hand, als wäre Martha nichts weiter als eine lästige Fliege. Unbeirrt setzte er seinen Weg ins Schlafzimmer fort. Sophie hatte keine andere Wahl, als ihm zu folgen, auch wenn ihr überhaupt nicht danach zumute war.



Leider kamen auch in den folgenden Tagen keine Gäste zur Mühle. Sophie vermisste ihre Schwester, was aber eigentlich nur eine Ausrede dafür war, dass sie ihren Vater vermisste. Margret und die Kinder hatten für Ablenkung gesorgt, sodass sie die Leere, die Henrichs Tod hinterließ, nicht so stark gespürt hatte. Arbeit gab es genug, denn sie mussten ernten und einkochen, schlachten und pökeln und, wie Martha gesagt hatte, Vorräte für den nahenden Winter anlegen. Die Arbeit beschäftigte lediglich Sophies Hände und ihre Gedanken konnten frei umherschweifen und sich um alle erdenklichen Sorgen drehen. Warum kam keiner zum Mahlen? Eine so lange Pause hatte Sophie noch nie erlebt und sie fürchtete, dass mehr dahintersteckte. Einmal wagte sie es zaghaft, Dietrich darauf anzusprechen, doch er wiegelte sofort ab und wollte nicht mehr darüber reden.

Am Michaelistag erschien der Rentmeister gegen Mittag, um die Pacht einzutreiben. Konrad hatte morgens schon das Mülenschwein in einen kleinen Pferch gesperrt, den er gebaut hatte. Dietrich war bereits früh aufgebrochen; wohin, wusste Sophie nicht. Sie hatte als Erstes nachgesehen, ob sich das Geld für die

Pacht im Krug befand, und war unglaublich erleichtert gewesen, es darin zu finden.

Sie begrüßte Herrn Brinck freundlich und bot ihm etwas zu trinken an.

»Vielen Dank, Frau Gilles, heute nicht. Ich habe viel zu tun«, lehnte er überraschend kühl ab. Er zählte den Pachtbetrag sorgfältig nach, trug die Summe in ein Buch ein und war im nächsten Moment schon wieder draußen.

Zwei schwerbewaffnete Wachen begleiteten den großen Wagen, auf den schon eine Reihe von Hühnern, Schweinen und Säcken geladen war. Zwei weitere Helfer wuchteten Sophies Schwein hinauf, nachdem Herr Brinck es begutachtet hatte. Es hatte ordentlich Speck angesetzt und er zeigte sich zufrieden.

»Guten Tag, Frau Gilles«, verabschiedete sich der Rentmeister mit einem Nicken. »Je nachdem, wie es heute ausgeht, werden wir uns wohl bald wiedersehen.«

Sophie schaute ihm verwirrt hinterher. »Was hat er denn damit gemeint?« Sie warf Martha einen bangen Blick zu, die lediglich mit den Schultern zuckte.

»Was auch immer es ist, ich wette, dein Mann steckt dahinter«, erwiderte sie finster.

Mit einem flauen Gefühl im Magen machte Sophie sich an die Arbeit. Die Erleichterung über die gezahlte Pacht war verflogen und ihre Gedanken tanzten wie ein Mückenschwarm in der Abendsonne. Erst als Konrad atemlos auf den Hof gerannt kam, fiel es ihr ein: Michaelistag war nicht nur der Tag, an dem sie die Pacht bezahlen mussten. Es war auch der Tag, an dem das Schöffengericht in Michelbach tagte.

»Sie haben den Herrn Gilles beschuldigt, sich beim Mahlen bereichert zu haben«, bestätigte Konrad ihre schlimmsten Befürchtungen. »Drei Bauern fordern Schadensersatz und der Dormann macht sich dafür stark, dass ihm die Lizenz entzogen wird. Das wollen die Schöffen aber nicht, wegen Euch, Frau Sophie.«

Sophie hatte das Gefühl, als würde ihr alles Blut in die Füße sacken. Ihr wurde schwarz vor Augen und sie musste sich setzen.

»Wusstet Ihr denn gar nichts davon?« Konrad sah sie mit großen Augen an.

»Von der Anklage?« Sophie schüttelte den Kopf. »Er hat mir nichts gesagt.« Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

»Er wird fuchsteufelwild sein, wenn er nach Hause kommt.« Martha sah sie eindringlich an. »Falls er nach Hause kommt.«

Die Frage war bald beantwortet. Stimmengewirr und das Geräusch vieler Füße kündigten eine ganze Horde von Besuchern an. In vorderster Reihe liefen der Schultheiß von Michelbach, Rentmeister Brinck und Dietrich, dessen Gesicht seltsam ausdruckslos war. Dahinter folgte halb Michelbach, so wie es aussah.

Sophie blickte der Schar mit bebenden Beinen entgegen, flankiert von Martha und Konrad. Sie suchte den Blickkontakt zu ihrem Mann, der allerdings stur geradeaus starrte, die Kiefer aufeinandergepresst. Der Schultheiß und zwei weitere Männer begleiteten ihn in die Mühle, während Herr Brinck auf Sophie zukam. Die anderen Dörfler versammelten sich im Hof und reckten neugierig die Hälse.

»Frau Gilles, leider muss ich Euch einige Fragen stellen. Wollen wir hineingehen?« Er bedeutete ihr mit der Hand voranzugehen.

Sophies Mund war staubtrocken. Würde man sie ebenfalls anklagen? Was sollte sie tun? Sie führte Herrn Brinck in die Stube und sank auf einen Stuhl.

Er setzte sich ihr gegenüber und sah sie mitleidig an. »Es ist mir wirklich unangenehm, Frau Gilles, das dürft Ihr mir glauben. Ich kenne Euch als ehrliche, absolut vertrauenswürdige Person. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, dass Ihr in Betrügereien verwickelt sein könntet. Doch die Rechtslage verlangt, dass ich Euch befrage. Habt Ihr jemals von Euren Gästen mehr Mahllohn genommen, als Euch zustand?«

»Nein«, sagte Sophie tonlos.

»Wart Ihr dabei, wenn Euer Mann den Mahllohn abgemessen hat?«

»Nein.«

»Wo wart Ihr?«

Sophie blinzelte, denn Tränen stiegen ihr in die Augen. »Ich habe die Gäste bewirtet. Mein Mann wollte es so.«

»Ihr wart also nicht in der Mühle, wenn er gemahlen hat?«

»Nein.«

»Und Euer Knecht?«

»Konrad? Der auch nicht. Er sagte mir, dass mein Mann ihn immer fortschicke und er die Müllerei so gar nicht lernen könne.«

»Habt Ihr Euren Mann gefragt, warum er das tat?«

»Nein.«

»Hattet Ihr den Verdacht, dass Euer Mann betrügt?«

Sophie stockte. »Ich weiß nicht«, flüsterte sie.

»Ihr wisst es nicht?« Herr Brinck runzelte die Stirn.

»Ich habe nie gesehen, dass er etwas Derartiges getan hat«, sagte Sophie mit etwas festerer Stimme. Das war die Wahrheit. Sie konnte unmöglich ihren eigenen Mann anschwärzen, doch lügen konnte sie auch nicht.

Der Ausdruck des Rentmeisters wurde weicher. »Mir genügt das, Frau Gilles. Ich will Euer Leid nicht noch größer machen, wo Ihr gerade erst Euren Vater verloren habt.« Er erhob sich. »Keine Sorge, Euch will niemand anklagen. Euer Mann wird allerdings um eine Strafzahlung nicht herumkommen. Einen Teil hat er sofort gezahlt, aber es fehlen zwanzig Gulden. Wenn Ihr die nicht aufbringen könnt, wird er inhaftiert, bis das Geld gezahlt ist.«

»So viel?«, fragte Sophie tonlos.

»Das Siebenfache dessen, was er unrechtmäßig genommen hat.«

Sophie stand auf und holte den Krug vom Küchenregal. »Fünf Gulden kann ich Euch geben. Und ein Kalb oder ein weiteres Schwein.«

»Ein Kalb von diesem Jahr? Das wäre akzeptabel.« Der Rentmeister nahm das Geld an sich und ging Sophie voraus nach draußen, wo die Männer gerade aus der Mühle kamen.

»Wir haben keine versteckte Schütte oder doppelte Kammern gefunden«, berichtete der Schultheiß. »Was er genommen hat, muss er beim Abmessen genommen haben.«

Herr Schneider warf Sophie einen fragenden Blick zu, den der Rentmeister beantwortete: »Frau Gilles hatte nichts damit zu tun«, sagte er bestimmt. »Sie hat auch nichts gesehen. Sie war mit der Bewirtung der Gäste beschäftigt.«

Zu Sophies großer Erleichterung kam zustimmendes Gemurmel und Nicken von den versammelten Michelbachern.

»Sie hat noch fünf Gulden gezahlt. Wir werden außerdem ein Kalb mitnehmen, womit die Strafe abgegolten ist.« Herr Brinck sah Dietrich fest in die Augen und hob drohend den Zeigefinger. »Keine weiteren Unregelmäßigkeiten, Herr Gilles. Für dieses Mal seid Ihr glimpflich davongekommen. Gibt es weitere Beschwerden, werden die Konsequenzen deutlich härter ausfallen.«

Dietrich erwiderte nichts. Er stand da wie eine Statue, die Arme verschränkt, die Augenbrauen zusammengezogen.

Reue sieht anders aus, schoss es Sophie durch den Kopf. Sie setzte sich neben Martha auf die Bank vor dem Haus und beobachtete stumm, wie mit Konrads Hilfe das Kalb eingefangen und mit einem Strick um den Hals weggeführt wurde.

Die Michelbacher mitsamt dem Schultheißen und Herrn Brinck verließen den Hof, doch Dietrich bewegte sich noch immer nicht. Stille senkte sich auf die Mühle, die nur vom Rufen der Mutterkuh unterbrochen wurde.

Lange, nachdem der letzte Michelbacher unter den Bäumen verschwunden war, wandte Dietrich sich seiner Frau zu. »An wen hast du mich verraten?«, fragte er in leise drohendem Ton.

Sophie sah ihn erschrocken an. »Das habe ich nicht!«, rief sie ängstlich.

»Lüg mich nicht an!«, brüllte er und holte zum Schlag aus. Sein Handrücken traf Sophies Wange.

»Ich habe nichts gesagt, ich schwöre es! Ich wusste von nichts!«, jammerte Sophie.

»Das kannst du dem dämlichen Rentmeister weismachen, aber mir nicht! So dumm bist du nicht! Ich habe gemerkt, wie du mich beobachtet hast!«

Eine zweite Ohrfeige ließ Sophies Kopf herumschnellen. Sie kauerte sich weinend zusammen.

»Scher dich zum Teufel, du elender Betrüger!«, keifte Martha und legte schützend ihren Arm um Sophie. »Gift und Galle, ich wünschte, der Wilde Mann würde dich holen, feiger Hund, der du bist! Eine wehrlose Frau missbrauchen, das kannst du, aber für ehrliche Arbeit taugst du nichts! Pfui Schande!« Sie spuckte ihm vor die Füße.

»Halt den Schnabel, alte Krähe, oder ich breche dir deinen dürren Hals!«, schrie Dietrich und hob erneut die Hand, beließ es jedoch bei der Drohung. Stattdessen wandte er sich ab und eilte davon.

»Wovon willst du dich denn besaufen, he?«, rief Martha ihm hinterher. »Hast du etwa Geld im Hintern stecken, damit deine Schuldiger es nicht finden?«

»Martha, bitte«, wimmerte Sophie.

»Ach, den sehen wir nie wieder. Der traut sich nicht mehr her nach alledem. Komm, Kind. Auf den Schreck gönnen wir uns erst einmal ein Bier.«



Sophie saß zitternd in der Küche und presste den kühlen Krug gegen ihre schmerzende Wange. Tränen liefen ungehindert über ihr Gesicht und tropften vom Kinn auf die Tischplatte. Sie wischte sie nicht weg. Ihr dröhnte der Kopf, während die vertraute, verzweifelte Kinderstimme in ihren Gedanken ständig

die gleichen Sätze jammerte: *Ich habe nichts getan. Ich habe das nicht verdient!*

Martha versuchte, mit Sophie zu reden, sie abzulenken, doch es nützte nichts. Sie konnte nicht antworten. Zu schockiert war sie von den Ereignissen, die sie gerade überrollt hatten. Sie fühlte sich so hilflos und ausgeliefert wie ein Blatt auf dem Wasser der Wied, das von der Strömung fortgerissen und herumgewirbelt wurde. Ihr Vater war ein ehrlicher Müller gewesen, die Menschen hatten ihm vertraut. Nun war er tot und Dietrichs Betrug goss Öl auf die Flammen der Vorurteile, die in der Bevölkerung gegen Müller allgemein vorherrschten. Kein Wunder, dass niemand mehr zum Mahlen gekommen war. Konnte der Mühlenbann sie retten oder würden sie ihre Kundschaft verlieren?

Es klopfte. Sophie rührte sich nicht, aber Martha ging und öffnete. Nach einem gemurmelten Gruß begleitete die Magd den Gast herein.

»Frau Gilles, es tut mir unendlich leid, dass es so gekommen ist.«

Sophie hob langsam den Kopf und blinzelte den Tränenschleier weg, hinter dem Herr Dormann zum Vorschein kam. Mit einer Geste lud sie ihn ein, sich zu setzen. Er nahm den Hut ab und ließ sich mit einem leichten Stöhnen auf dem Stuhl nieder. Er war älter, als ihr Vater gewesen war. Warum lebte er noch, rüstig und gesund, während ihr Vater in der dunklen Erde lag?

»Ich möchte, dass Ihr wisst, dass ich Euch sehr schätze, auch wenn es vielleicht nicht danach aussieht. Ich habe diese Anklage mit vorangetrieben, um Euch zu schützen.«

Sophie fand endlich ihre Stimme wieder. Sie klang bitter. »Mich zu schützen?«

»Euer Mann ist kein Ehrenmann. Der Krieg hat ihn verdorben und ich will nicht, dass sein schlechtes Betragen Eurem guten Ruf schadet. Je eher diese Sache auf den Tisch kam, desto größer die Chance, dass die Leute Euch nicht mit ihm in einen Topf werfen. Euer Vater war anständig und ehrlich. Entweder Euer Mann tut

es ihm gleich oder ich werde ihm das Leben zur Hölle machen. Wir haben genug unter den Kriegsschmarotzern gelitten.«

Sophie senkte den Blick. »Damit macht Ihr auch mir das Leben zur Hölle.« Sie hob den Rand ihrer Schürze an und wischte sich das Gesicht trocken.

»Ich habe die Hoffnung, dass er zur Vernunft kommt, wenn er merkt, dass seine Betrügereien keinen Erfolg haben.«

»Tä!«, machte Martha. »Dem ist die Vernunft im Kanonen-
donner verraucht.«

»Martha, bitte«, seufzte Sophie.

»Ist doch wahr«, knurrte die Magd eigensinnig, schwieg dann aber.

»Ihr könnt jederzeit nach Widderstein kommen, solltet Ihr Hilfe benötigen, Frau Gilles. Das meine ich ernst.« Herr Dormann stand auf und deutete eine Verbeugung an. »Ihr seid eine kluge Frau; Ihr werdet die Situation schon meistern.« Damit verabschiedete er sich.

Sophie schaute ihm mit gemischten Gefühlen nach. Einerseits tat es gut zu wissen, dass dieser einflussreiche Mann ihr wohlgesonnen war. Andererseits wusste sie, wie gnadenlos er mit Leuten umging, die seinen Maßstäben nicht genügten. Bisher hatte sie den sprichwörtlichen Dormannschen Zorn immer gutgeheißen, denn er trug viel zum ordentlichen Miteinander in Michelbach und Widderstein bei. Bisher hatte sie ihn allerdings auch nie am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Sie konnte nur hoffen, dass Dormann recht hatte und der Druck, dem Dietrich sich nun gegenüber sah, eine Veränderung zum Guten bewirkte. Nach dem, was vorhin geschehen war, schien das allerdings eher unwahrscheinlich.

»Ich brauche etwas Zeit für mich«, sagte Sophie zu Martha. Sie trank den Krug leer, stand auf und nahm sich die Bibel vom Küchenregal, die den Weg noch nicht zu ihrem angestammten Platz auf der Fensterbank in der Stube zurückgefunden hatte. Mit dem Buch im Arm stieg Sophie die Treppe hinauf und ging in

die Schlafkammer ihres Vaters. Das Bett hatte sie neu bezogen, nachdem sie alles gewaschen und den Bettsack neu gefüllt hatte. Warum, wusste sie selbst nicht. Vielleicht, um selbst hier zu schlafen, falls Dietrich wieder einmal wild träumte und sie nicht zur Ruhe kam. Jetzt nahm sie den Schemel, der in der Ecke stand, stellte ihn unter das Fenster und setzte sich darauf. Sie schlug die Bibel auf und ließ die Seiten durch ihre Finger gleiten, bis sie sich von allein an einer Stelle öffneten, an der ein Stück Papier steckte.

Sophie lehnte sich an die Wand und starrte auf die Seite. Es war der einhunderteinundzwanzigste Psalm.

Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, woher kommt mir Hilfe?

Ihr Lieblingspsalm.

Sie ließ ihren Blick nach draußen schweifen, wo sich graue Wolken über dem Rücken des Pfahlbergs auftürmten. Dann nahm sie den Zettel zur Hand.

Wenn Nacht für Nacht mich Dunkelheit umhüllt,
Schwer drückt auf meines Herzens Hoffnungsschimmer,
Fällt sehrend Blick in schwach erhelltes Zimmer,
So weit entfernt wie Traumlandes Gefühl.

Entrückt sind mir der Frühlingslieder Klang,
Weiß schweigend nimmt mich Winterkälte ein.
Die Einsamkeit, sie schmeckt wie bitterer Wein,
Verwirkt mein Sinn auf tränennasser Wang.

Ward ich nicht längst in dunkle Gruft gebettet,
Das Tau entzwei, das mich daraus errettet,
Ergeben meinem Schicksal voll und ganz?

Doch zuckt mein müdes Herz mit wildem Schlagen,
Will plötzlich frei sein von den alten Plagen
Und wärmen sich in Deiner Augen Glanz.



Während sie ungläubig auf das Gedicht starrte, begann ein neuer Strom von Tränen zu fließen. Die poetischen Worte drangen tief in ihr Herz, schienen ihre ganze ausweglose Situation zu ergreifen und ihr behutsam einen noch fernen Trost zu versprechen. Wirklich nicht mehr als einen Hoffnungsschimmer, doch er war da und wärmte Sophie in ihrer Trauer und Verzweiflung.

Sie fragte sich nicht, woher das Gedicht kam oder wer es ihr in die Bibel gelegt hatte. So viele Menschen waren hier während der Beerdigung ein und aus gegangen. Es genügte ihr, dass es jemanden gab, dem sie wichtig genug war, ihr diese kleine Aufmerksamkeit zu hinterlassen. Der sich um sie sorgte. Der sie verstand. Und vielleicht war es sogar ein Zeichen, dass Gott sie nicht vergessen hatte.

Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen und der dich behütet, schläft nicht.

Sie lächelte, schwach, aber sie lächelte. Die Tränen verebhten. Nein, Gott schlief nicht.



Michelbacher Mühle, 30. September 1649

Ihre nackten Füße streiften durch das feuchte Gras und hießen jeden einzelnen kühlen Tropfen willkommen. Sie brannte. Ihr ganzer Körper brannte vor Scham und Schmerz. Jeder Atemzug in ihren Lungen brannte von der Not zu ersticken. Ihre Kehle brannte, wo seine kräftigen Hände ihr die Luft abgedrückt hatten. Ihr Kopf brannte dort, wo er an ihren Haaren gerissen hatte. Ihre Rippen brannten von seinen Schlägen und ihre Schenkel von seiner rücksichtslosen Gier. Sie fühlte sich beschmutzt und ausgelaugt.

Betrunken war er in der Nacht zurückgekehrt, betrunken und wütend. Hatte seine Wut an ihr ausgelassen, bis sie dachte, sie würde sterben. Doch sie war nicht gestorben. Er hatte sich ausgetobt und war eingeschlafen, bevor sie gestorben war. Auf allen vieren war sie aus dem Zimmer gekrochen, verstört und verängstigt.

Jetzt lief sie über die Wiese, die silbern im Mondschein lag. Die Wolken hatten sich verzogen, wie seine Wut sich verzogen hatte. Voll und strahlend stand der Mond am Himmel und leuchtete ihr den Weg hinunter zum Fluss, zum Wasser. Kühles, fließendes Wasser, das das Brennen in ihrem Körper löschen, die Schmach seiner unreinen Pranken von ihr abwaschen würde.

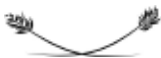
Tiefe Schatten lagen unter den Bäumen, durch die das Mondlicht nur vereinzelt dringen konnte. Wie zwei Augäpfel lagen die weißen Steine da, als würden ihre toten Kinder sie mit leerem Blick betrachten, während sie auf das Wasser starrte. Die durchbrechenden Strahlen des Mondes ließen ihr Licht wie blinkende Diamanten auf den dunklen Wellen tanzen.

Sophie setzte einen Fuß in den Fluss. Eisige Kälte erfasste ihn, willkommene Kälte, die den Schmerz betäubte. Mit einem Schluchzen ließ sie sich ins Wasser gleiten, ohne Halt, ohne Furcht. Sie sank in das kalte Nass, das ihren Körper wie eine feste Hand umschloss und das Brennen löschte. Endlich hörte es auf. Endlich ließ der Schmerz nach und mit ihm die Erniedrigung, die Todesangst, der Ekel.

Sie glitt unter Wasser und sah zu, wie die Luft in wirbelnden silbernen Blasen aus ihren Lungen strömte. Durch eine Lücke im Laubdach sah der Mond auf sie herab, leuchtend und verschwommen.

Gott schlief nicht. *Der Herr behüte dich vor allem Übel, er behüte deine Seele.* Sie streckte ihm die Hände entgegen. *Mein Gott, nimm meine Seele.*

Ihre Hände wurden umfasst und sie fühlte sich emporgetragen. Dann wurde ihr schwarz vor Augen.



Sophie erwachte in einem Bett aus würzig duftendem Heu. Erstaunt blinzelte sie, konnte aber nur ein Auge öffnen. Sie wollte nach dem anderen tasten, bereute es jedoch sofort: Ein stechender Schmerz raste durch ihre Rippen und sie schnappte nach Luft. Für eine Weile lag sie still da, lauschte auf ihr pochendes Herz und wartete darauf, dass der Schmerz nachließ. Als das der Fall war, hob sie vorsichtig den Kopf. Im schwachen Licht der Dämmerung erkannte sie, dass sie im Stall lag. Wie war sie hierhergekommen?

Langsam und vorsichtig setzte sie sich auf. Diesmal war sie auf die Schmerzen gefasst und konnte sie aushalten. Sie lag nicht bloß auf einem Haufen Heu, sondern war regelrecht darin begraben, eingehüllt in eine alte, löchrige Decke. Schwerfällig befreite sie sich aus ihrem Kokon, wobei allmählich ihre Erinnerung zurückkehrte. Dietrich. Sein Wutausbruch. Seine Schläge. Ihre Flucht zur Wied.

Sie war ins Wasser gestiegen, daran erinnerte sie sich. Ihr Nachthemd war klamm. Doch danach? Sie stütze sich an der Trennwand zum Schweinestall ab und wurde von einem fragenden Grunzen begrüßt. Die Schweine schienen über ihre Anwesenheit im Stall zu dieser frühen Stunde ebenso verwirrt wie sie.

Leicht gekrümmt schleppte Sophie sich zu Marthas Hütte. Es war undenkbar, ins Haus zu gehen und möglicherweise ihrem Peiniger zu begegnen. Zum Glück hatte Martha ihre Tür nicht verschlossen. In der Hütte war es angenehm warm. Die Magd lag im Bett und war offensichtlich wach, denn sobald Sophie eintrat, setzte sie sich auf.

»Was ist denn jetzt?«, fragte sie und rappelte sich auf die Füße. Sie hatte nur zwei Schritte auf Sophie zugemacht, da schlug sie die Hand vor den Mund. »Um Gottes Willen, Kind, was hat er mit dir gemacht?«

Sophie konnte nicht antworten. Durch das eine geöffnete Auge sah sie Martha hilflos an. Die Magd legte überraschend behutsam ihre Arme um Sophie und führte sie zu einem Stuhl, der neben dem Feuer stand. Sie musste schon einmal aufgestanden sein, um es anzufachen.

So sehr Sophie in der Nacht die Kälte des Flusses willkommen geheißen hatte, so froh war sie nun über die Wärme. Sie fing an, unkontrollierbar zu zittern. Martha bemerkte es und legte ihr eine Decke um, ehe sie ein weiteres Holzscheit ins Feuer legte. Danach setzte sie einen Kessel mit Wasser auf und warf eine ganze Reihe von Kräutern hinein.

Bis das Wasser warm war, hatte das Zittern nachgelassen. Sophie fühlte sich furchtbar schläfrig. Sie versuchte, sich möglichst nicht zu bewegen, denn jede Bewegung verursachte neue Schmerzen. So war es ihr gar nicht recht, dass Martha die Tür verriegelte und sie aufforderte, das feuchte Nachthemd auszuziehen.

Die Magd strich ihr liebevoll über den Arm. »Ich weiß, Kind, ich weiß. Aber es muss sein. Ich muss dich untersuchen. Sehen, was er für Schaden angerichtet hat. Du armes Kind.«

War das eine Träne in Marthas Augen? So viel Mitgefühl war Sophie von der Alten nicht gewohnt. Es musste wirklich schlimm um sie stehen. Gehorsam stand sie auf. Die Decke fiel unbeachtet zu Boden. Martha half Sophie, das Nachthemd abzustreifen, und sog heftig die Luft ein.

Sophie schielte nach unten und erkannte eine Vielzahl dunkler Flecken auf ihrer Haut, bevor ihr schwindelig wurde und sie nach der Stuhllehne griff. Sie schloss das Auge und hielt sich fest, während Martha sie sanft abtastete und begann, sie mit dem warmen Kräutersud zu waschen. Obwohl es schmerzte, genoss Sophie die Behandlung. Die Kräuter rochen angenehm und sie hatte das Gefühl, dass Martha ihren Körper mit dem weichen Lappen von Dietrichs Spuren reinigte, gründlicher, als das eisige Bad in der Wied es je hätte tun können.

Sobald die Prozedur beendet war, zog die Magd Sophie ein sauberes Unterkleid an und geleitete sie zum Bett. »Leg dich hin, Kind, und schlaf. Ich sehe nach den Tieren. Für den Moment sind wir sicher; ich glaube nicht, dass der werthe Herr Gilles seinen stinkenden Kadaver vor Mittag aus dem Bett wälzen wird. Was auch immer dann geschieht, du bleibst hier und trittst ihm nicht unter die Augen, verstanden?«

Sophie nickte schwach. Kurz darauf war sie eingeschlafen.



Sie wurde von Stimmen geweckt, die von draußen hereindrangten. Im ersten Moment wusste sie nicht, wo sie war, dann erkannte sie Marthas Hütte aus der ungewohnten Perspektive vom Bett her. Sie setzte sich langsam auf. Der Schlaf hatte ihr gutgetan und die Schmerzen etwas gelindert. Vielleicht lag es auch an den Kräutern, jedenfalls konnte Sophie sich wieder etwas freier bewegen. Nur ihr Brustkorb schmerzte bei jedem Atemzug. Ob eine Rippe gebrochen war?

Die Tür ging auf und Martha kam herein, um die Tür sofort

hinter sich zu verriegeln. Sie stellte einen Korb auf den Tisch und trat zu Sophie.

»Dir geht es besser«, stellte Martha fest und betrachtete sie eingehend mit kritischem Blick. »Aber das Auge wirst du heute nicht mehr aufbekommen. Morgen vielleicht. Wenn ich doch bloß Blutegel hätte. Die würden Wunder wirken bei der Schwellung.« Sie zuckte mit den Schultern. »Kann man nichts machen.« Sie wandte sich dem Korb zu und begann, die Zutaten für einen Eintopf herauszulegen. »Johann war gerade hier.«

»Johann?«, krächzte Sophie.

Martha brachte ihr einen Becher mit Tee. »Hier, trink das. Das wird die Schmerzen etwas lindern.«

»Was ist das?«

»Weidenrinde mit ordentlich Honig. Johann wollte Bescheid geben, dass Konrad in der Frühe bei ihm aufgekreuzt ist. Der muss heute Nacht das kalte Grausen gekriegt haben und ist auf und davon. Er hat wohl nur erzählt, der Gilles hätte getobt, aber Johann ist ja auch nicht dumm. Er wollte dich sehen. Hab ihm gesagt, das geht nicht und er soll lieber verschwinden. Himmel, nicht auszudenken, wenn dein Mann ihn zwischen die Finger kriegt.«

»Du hast ihm nichts gesagt, oder?« Sophie wollte auf keinen Fall, dass jeder in den Dörfern ringsum wusste, was mit ihr passiert war. Die Leute würden gaffen kommen wie damals, als sie die Leiche gefunden hatten.

»Nein.«

Erleichtert seufzte Sophie auf, zuckte jedoch sofort zusammen. »Ich glaube, eine Rippe ist gebrochen«, sagte sie leise. Nachdem sie etwas getrunken hatte, klang ihre Stimme beinahe normal und der schale Geschmack, der ihr die Zunge an den Gaumen geklebt hatte, war auch verschwunden.

»Das denke ich nicht. Dann hättest du dich nicht allein aufgesetzt. Sind alle Zähne fest?«, fragte Martha.

Sophie tastete mit der Zunge die Zahnreihen ab. Auf der rech-

ten Seite war es unangenehm, denn da war alles geschwollen. »Ich glaube schon«, sagte sie schließlich.

»Glück im Unglück. Hätte noch gefehlt, dass er dir einen Zahn ausschlägt.«

Sophie spürte, wie sie innerlich vor dem Gedanken an Dietrich zurückschreckte. Trotzdem zwang sie sich zu fragen: »Ist er schon auf?«

»Ich habe ihn noch nicht gesehen.«

»Wenn Konrad nicht hier ist, wer mistet die Ställe aus?«

Martha legte die Rüben beiseite, die sie gerade hatte schaben wollen, stemmte die Fäuste in die Seiten und sah Sophie eindringlich an. »Die Schweine kommen mit ihrem Dreck schon zurecht, da musst du dir wirklich keine Sorgen drum machen. Viel wichtiger ist die Frage, was wir mit dem Wilden da drüben machen.« Sie zeigte in Richtung Haus.

Sophie schwieg. Wie sollte sie ihm jemals wieder unter die Augen treten, geschweige denn mit ihm leben und ein Bett teilen? Wenn sie nur daran dachte, fing sie so sehr an zu zittern, dass sie ihren Becher abstellen musste.

»Wir könnten ihn vergiften«, schlug Martha vor.

»Was?«

»Dann sind wir ihn los. Eine Hilfe ist der sowieso nicht. Macht bloß Ärger. Da sind wir allein besser dran.«

Sophie machte den Mund auf, aber kein Ton kam heraus. Sie hatte sofort protestieren wollen, musste allerdings zu ihrer Schande gestehen, dass es ihr nicht gelang. Sie rang mit sich, während Martha ungerührt weiter Gemüse schnitt. »Eine solche Schuld können wir nicht auf uns laden«, flüsterte sie schließlich.

Martha hielt kurz inne. »Hab mir schon gedacht, dass du das sagst.« Sie zwinkerte Sophie verschmitzt zu. »Hast länger drüber nachgedacht, als ich vermutet hätte.«

Beschämt senkte Sophie den Kopf. »Darf ich hierbleiben? Ich möchte nicht ins Haus zurückgehen.«

»Natürlich, Kind. Ich würde nicht im Traum daran denken,

dich diesem Irren auszuliefern. Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, um ihn von dir fernzuhalten.«

Die Worte trieben Sophie Tränen in die Augen. Ihr war vollkommen klar, dass Martha kaum etwas gegen Dietrich ausrichten konnte. Sie wunderte sich sowieso darüber, was er sich alles von der alten Magd gefallen ließ. Und dennoch rührte es sie, dass Martha bereit war, sie zu beschützen. Das hatte sie nicht erwartet.

»Leg dich hin und ruh dich aus. Es dauert etwas, bis das Essen fertig ist.«

Sophie wischte sich das Gesicht ab und legte sich vorsichtig wieder hin. Sie war erschöpft, allerdings nicht mehr so müde, dass sie einschlief. Während sie auf die leisen Geräusche von Marthas Handgriffen lauschte, wanderten ihre Gedanken zurück zu ihrem seltsamen Erlebnis am Fluss. Inzwischen fragte sie sich, ob sie das alles bloß geträumt hatte und gar nicht an der Wied gewesen war, sondern sich, verwirrt wie sie war, direkt im Stall verkrochen hatte. Aber warum war ihr Nachthemd dann feucht gewesen? Und sie war sicher nicht in ihrem schmerzgepeinigten Zustand auf den Heuboden geklettert, um Material für ein Bett herunterzuwerfen.

Sie zuckte zusammen und setzte sich wieder auf. »Die Decke«, sagte sie.

Martha sah sie irritiert an. »Welche Decke?«

»Das war die alte Decke, die wir so verzweifelt gesucht haben!«

»Wovon redest du, Kind?«

Sophie rückte zur Bettkante. »Weißt du nicht mehr, als Konrad das Schweinchen einfangen sollte? Da war die Decke verschwunden, die immer im Stall gelegen hatte. Und heute Morgen, als ich dort aufgewacht bin, da lag ich unter dieser Decke. Hast du sie nicht gefunden, als du die Schweine gefüttert hast?«

»Da war keine Decke.« Martha legte den Kopf schräg. »Wieso warst du im Stall?«

»Ich ...« Plötzlich wusste Sophie gar nicht mehr, was Wirklichkeit und was Traum war. Die ganze Nacht verschwamm in ihrer

Erinnerung zu einer zusammenhanglosen Abfolge von Bildern, die keinerlei Sinn ergaben. Sie fasste sich in die Haare und tastete an ihrem Zopf entlang, bis sie einen Heuhalm gefunden hatte. Nachdenklich betrachtete sie ihn. Dieser Teil der Erinnerung war keine Einbildung. Sie hatte definitiv im Heu gelegen.

Jemand hämmerte gegen die Tür. »He, alte Krähe!«, rief Dietrich von draußen. »Hast du meine Frau gesehen?«

»Verschwinde!«, antwortete Martha und machte keinerlei Anstalten zu öffnen.

Dietrich rüttelte an der Klinke und schlug erneut mit der Faust gegen die Tür. »Mach gefälligst auf! Versteckt sie sich etwa da drin? Will sich wohl vor der Arbeit drücken, was?«

»Sie kann nicht arbeiten.«

Sophie kauerte sich auf der Bettkante zusammen. Am liebsten hätte sie sich unter der Decke verkrochen, doch sie machte sich keine Illusionen, dass das auch nur das Geringste nützen würde. »Mach lieber auf, bevor er die Tür einschlägt.«

Kaum hatte sie das gesagt, ließ ein kräftiger Tritt die Tür erbeben.

»Ist ja schon gut, hör auf, du Grobian!«, rief Martha und zog den Riegel zurück.

Dietrich hatte schon drei Schritte in den Raum gemacht, ehe sein Blick Sophie erfasste. »Wie siehst du denn aus?«, fragte er.

»So, wie du sie zugerichtet hast!«, schimpfte Martha.

Sophie wollte ihren Mann nicht ansehen, aber ihn nicht anzusehen, war unmöglich. Sie fühlte sich wie das sprichwörtliche Kaninchen vor der Schlange. Kalter Schweiß brach ihr aus und sie fing wieder an zu zittern. *Gütiger Gott, erbarme dich, bitte, Herr, erbarme dich ...*

»Das war ich nicht«, sagte Dietrich ungläubig und machte einen Schritt rückwärts.

»Wer soll es denn sonst gewesen sein?« Martha funkelte ihn wütend an.

»Was weiß ich, wo sie sich rumgetrieben hat!«, brüllte er plötz-

lich los, was Sophie so zusammenfahren ließ, dass ihr die Luft wegblieb von dem stechenden Schmerz in ihren Rippen.

»Wenn sich hier einer rumtreibt, dann ja wohl du! Sturzbesoffen nach Hause kommen, die Frau verprügeln und sich am nächsten Tag an nichts erinnern! Das sind mir die Richtigen!«

»Schweig!« Dietrich versetzte Martha einen Stoß, der sie gegen die offene Tür stolpern ließ.

Martha schwieg jedoch nicht. »Die nützt dir heute gar nichts und vermutlich den Rest der Woche nicht!«, stellte sie fest und zeigte mit ausgestrecktem Arm auf Sophie. »Du hast sie grün und blau geschlagen und gucken kann sie auch nicht. Also scher dich zum Teufel und lass sie in Frieden!«

Das Wunder, an das Sophie nicht geglaubt hatte, geschah. Dietrich drehte sich auf dem Absatz um und verließ die Hütte. Die Erleichterung raubte ihr jegliche Kraft und sie sank auf das Bett, rollte sich zusammen und schluchzte. Sie hörte, wie Martha die Tür schloss und den Riegel vorschob. Einige Zeit später entfernten sich Schritte draußen auf dem Hof.

»Er geht«, sagte Martha. Sie klang äußerst zufrieden. »Gott sei's gedankt, er geht. Hoffentlich kommt er nicht zurück.«

Sophie beruhigte sich nach einer Weile und dämmerte doch noch einmal weg, bis Martha sie zum Essen weckte. Die beiden Frauen aßen schweigend, jede in ihre eigenen Gedanken vertieft.

Sophie musste sehr vorsichtig kauen, um sich nicht innen auf die geschwollene Wange zu beißen. Trotzdem war ihr Herz voller Dankbarkeit. Dietrich hatte beinahe erschrocken gewirkt, als er sie gesehen hatte. Und auch wenn er danach herumgebrüllt hatte, so war es doch ganz anders gewesen als in der Nacht. Ob er ein schlechtes Gewissen hatte und deswegen weggegangen war?

»Hoffentlich besäuft er sich nicht wieder«, sagte Martha in diesem Moment. »Ich frag mich, wo er das Geld dafür hernimmt. Der Rentmeister wird ihm wohl kaum etwas gelassen haben.«

Ernüchtert sah Sophie sie an. »Nur das nicht«, flüsterte sie.

»Möchtest du dich anziehen? Soll ich dir Sachen von drüben holen?«

Sophie nickte, froh, dass Martha es anbot. Sie fühlte sich nicht imstande, das Schlafzimmer zu betreten.

Die Magd blieb länger weg, als sie erwartet hatte, also versuchte Sophie, den Abwasch zu machen, musste aber schon bald aufgeben. Zusätzlich zu ihren schmerzenden Rippen dröhnte jetzt auch ihr Kopf, als beherbergte er einen ganzen Hornissenschwarm. Sobald sie sich nach vorn beugte, wurde ihr schwindelig und sie musste sich setzen. Ratlos starrte sie aus dem kleinen Fenster der Hütte, bis Martha endlich zurückkam. Sie hatte nicht nur Sophies Kleider über dem Arm, sondern auch die Bibel mitgebracht.

»Konrad ist zurück. Er packt seine Sachen.« Martha presste einen Moment die Lippen aufeinander und fuhr dann fort: »Er hat gesagt, ihr hättet schon darüber gesprochen. Er geht als Knecht zu Johanns Vater. Will keine Nacht länger hierbleiben, hat er gesagt. Ich kann's ihm nicht verübeln.«

Sophie spürte schon wieder Tränen gegen ihre Lider drücken. »Der arme Junge. Es muss ihn an den Tod seiner Mutter erinnert haben.«

»Er hat als Erstes gefragt, ob du noch lebst. Sonst wollte er nicht davon reden. Nur eins hat er gesagt.«

»Was denn?«

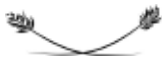
»Er hätte den Mühlengeist gesehen. Oben am Wehr hätte er gestanden und zum Haus hochgeschaut.«

Sophie gab keine Antwort. *Vielleicht hat er mich ja gerettet*, dachte sie und strich mit den Fingern über den Einband der Bibel, in der die beiden Gedichte verborgen waren. »Würdest du mir meine Kanne mit den Blumen holen?«, fragte sie leise.

Martha schmunzelte. »Aber natürlich.«

Als sie wenig später zurückkehrte, schlüpfte das Kätzchen mit in die Hütte. Es strich Sophie um die Beine, sprang auf ihren Schoß und rollte sich dort zusammen, als wollte es sie mit seinem

Schnurren trösten. Sophie saß still da und schaute die Blumen und die Kanne an, während ihre Hand auf dem weichen Fell der Katze ruhte.



Es blieb still in der Mühle für den Rest des Tages. Dietrich kam nicht zurück und Sophie war Martha unendlich dankbar, dass sie bei ihr in der Hütte übernachten durfte. In ihrem eigenen Zimmer hätte sie kein Auge zugetan. Das leise Schnarchen der alten Frau neben ihr hatte etwas durch und durch Beruhigendes und Sophie schlief, so gut es unter den gegebenen Umständen möglich war. Der Weidenrindentee schien gut zu wirken und am nächsten Morgen fühlte sie sich erstaunlich ausgeruht. Wenn sie sich vorsichtig bewegte, konnte sie sich allein anziehen und hatte nicht mehr so schlimme Kopfschmerzen. Auch der Schwindel war deutlich besser und das rechte Auge ließ sich endlich einen Schlitz weit öffnen.

Die beiden Frauen gingen ihren Arbeiten die meiste Zeit über schweigend nach. Sophie schaffte nicht viel, doch das Wenige, was sie bewältigte, erfüllte sie mit Zufriedenheit. Immer, wenn sie langsam über den Hof ging und den Weg entlangblickte, wunderte sie sich über den tiefen Frieden, den sie empfand. Sie konnte ihn sich nicht erklären. Eigentlich hätte sie voller Angst sein müssen, dass Dietrich wieder auftauchte und noch mehr Schlimmes geschah, aber dem war nicht so. Als würde Gott seine Hand behutsam schützend um sie legen, konnte sie sich erholen. Sie machte sogar einen Mittagsschlaf, ohne dabei ein schlechtes Gewissen zu verspüren, was sonst undenkbar gewesen wäre. Eine ordentliche Hausfrau schlief am Tage nicht.

Am Nachmittag hielt sie es nicht länger aus. Sie musste zum Fluss hinuntergehen und nachsehen, ob sie dort irgendwelche Hinweise auf ihre Erlebnisse in der schrecklichen Nacht fand. Leise sagte sie Martha, wohin sie ging, und machte sich trotz des

einsetzenden Nieselregens auf den Weg. Auf der Wiese waren keine Spuren zu sehen, lediglich direkt am Ufer der Wied war das Gras plattgetreten. Sophie konnte keine direkten Fußstapfen erkennen. Es schnürte ihr die Kehle zu, als sie daran dachte, wie sie bei Nacht in das eiskalte Wasser des Flusses gestiegen war. Sie musste völlig von Sinnen gewesen sein. Unwillkürlich wich sie zurück, als könnte die Strömung nach ihr greifen und sie mitreißen.

Hatte sie sich umbringen wollen? Sie konnte sich nicht daran erinnern, dass das der treibende Gedanke gewesen war. Eigentlich hatte sie sich bloß Linderung für ihre Schmerzen erhofft und Reinigung von dem Gefühl des Beschmutztseins, aber dann war die Sehnsucht nach Gott plötzlich übermächtig groß geworden und sie hätte ihr Leben aufgegeben, wenn ...

Sophie sah sich um. Wenn sie nicht jemand aus dem Wasser gezogen hätte. Sie konnte sich genau daran erinnern, wie sie emporgehoben worden war. Das Gefühl hatte sie mit unbeschreiblicher Freude erfüllt. Danach war alles schwarz, eine Lücke in ihrer Erinnerung. Ihr suchender Blick fiel auf die beiden Steine. Zwischen ihnen lag ein Kranz. Nur teilweise verwundert bückte Sophie sich und hob ihn auf. Er war aus Salbei und Rosmarinzweigen gebunden und mit einem Band befestigt, das sie als eins ihrer Haarbänder erkannte. Hatte sie das getragen in jener Nacht? Sie konnte sich nicht erinnern, sog jedoch dankbar den würzigen Duft der Kräuter ein. Ihr Retter musste diesen Kranz hier für sie hinterlassen haben, wer auch immer er war. Sie setzte sich den Kranz auf den Kopf und ging so zügig wie möglich zum Haus zurück. Der Regen war stärker geworden und unangenehm kalt. Den ganzen Tag schon hatte sie ein lästiges Kitzeln in der Nase gespürt und fürchtete, sich bei ihrem nächtlichen Bad erkältet zu haben. Was es mit ihren geprellten Rippen anstellen würde, wenn sie niesen oder husten musste, wollte sie lieber gar nicht wissen.

Martha betrachtete den Kranz mit Wohlwollen, als Sophie zu-

rück in die Hütte kam. »Das war eine gute Idee. Die Kräuter werden dir Schutz geben.«

»Meinst du?« Sophie glaubte nicht daran, kannte die Magd allerdings gut genug, um ihre Behauptung nicht infrage zu stellen.

»Ganz bestimmt. Ich hätte dir schon längst einen machen sollen, aber es war so viel zu tun.«

»Jetzt habe ich ja einen«, sagte Sophie und lächelte still in sich hinein. Sollte Martha ruhig glauben, dass sie sich diesen Kranz selbst gebunden hatte. Sie widersprach nicht, als die Magd ihn an der Tür aufhängte.

Auch an diesem Abend kehrte Dietrich nicht zurück und Sophie verbrachte eine weitere Nacht bei der alten Frau. Martha hatte sie reichlich mit Tee versorgt, doch die befürchtete Erkältung brach trotzdem aus. Zum Glück lief Sophie nur die Nase und sie musste ab und zu niesen, wobei sie sich jedes Mal den Brustkorb hielt, als könnten ihre Rippen auseinanderfliegen. Egal, was sie tat, alles ging viel langsamer als sonst. Normalerweise hätte sie sich darüber geärgert, wäre ihr nicht deutlich bewusst gewesen, dass sie Glück im Unglück gehabt hatte. Einen Schutzengel, der das Schlimmste verhindert hatte.

Sophie ging in den Stall, nahm sich Mistgabel und Schubkarre, um den Schweinemist wenigstens notdürftig zu beseitigen, und hielt dann inne. Der Stall war gar nicht so dreckig, wie sie befürchtet hatte. Sie öffnete die Tür, ging hinein und stocherte mit der Forke ein wenig im Stroh herum. Nein, es war wirklich erstaunlich sauber. Als hätte jemand erst kürzlich ausgemistet. Sie kratzte sich am Kopf, zuckte mit den Schultern und stöhnte vor Schmerz auf. Sie fügte in Gedanken Schulterzucken der Liste der Bewegungen hinzu, die sie besser nicht machen sollte. Vorsichtig räumte sie Forke und Karre weg und sah sich um. Alles schien wie immer. Die Decke war nirgends zu sehen, aber sonst war alles an seinem Platz, wie es sich gehörte.

Sie lauschte eine ganze Weile auf Geräusche, bis sie von draußen das Rumpeln eines Wagens wahrnahm. Erstaunt ging sie in

den Hof. Kamen etwa Gäste zum Mahlen? Seit Michaelis war niemand mehr hier gewesen. Sie erstarrte, sobald sie den einen der beiden Männer auf dem Kutschbock erkannte: Es war Dietrich. Den anderen Mann, der die Leinen hielt, kannte sie nicht. Er warf ihr einen neugierigen Blick zu, vermutlich wegen ihrer immer noch verfärbten Wange, und nickte zum Gruß.

Dietrich sprang vom Wagen. »Hallo Liebchen, ich habe ein Schwein verkauft«, rief er ihr zu und klaubte einen großen Sack und mehrere Seile von der Ladefläche des Wagens, bevor er seinem Begleiter zuwinkte. »Kommt hier entlang. Ihr werdet nicht enttäuscht sein von dem Prachtburschen.«

Der Fremde folgte ihm in den Stall.

Sophie blieb, wo sie war, obwohl es wieder zu regnen anfang. Erst als Martha den Arm um sie legte und sie zurück in die Hütte führte, konnte sie ihre Beine bewegen. Hinter ihnen waren aufgeregtes Quieken und deftige Flüche zu hören. Der Prachtbursche war offensichtlich nicht überzeugt vom Vorhaben der beiden Männer. Dementsprechend dauerte es eine Zeit, bis der Wagen vom Hof rollte und Dietrich an die Tür der Hütte klopfte.

Martha öffnete ihm, ließ ihn jedoch nicht eintreten.

»Nun geh schon beiseite, ich habe keine Lust, im Regen zu stehen«, brummte Dietrich unwirsch.

Die Magd warf Sophie einen fragenden Blick zu und machte erst Platz, als diese kaum merklich nickte. Sie saß nahe beim Feuer, denn ihr war urplötzlich unglaublich kalt.

Dietrich kam langsam in den Raum und legte eine Reihe von Münzen auf den Tisch. »Hier, Liebchen, das ist für dich. Ich wollte ja nicht, dass dir was Schlimmes passiert. Es soll mir niemand nachsagen, ich würde nicht für meine Frau sorgen.«

Sophie schniefte leise, erwiderte aber nichts. War das seine Entschuldigung für das, was er ihr angetan hatte?

Martha schien Ähnliches zu denken, denn sie verschränkte die Arme und stierte Dietrich so giftig an, dass Sophie dachte, sie

würde ihm mit den Augen Löcher in den Kopf bohren. Dietrich beachtete sie nicht. »Sag doch was«, forderte er.

»Wenigstens können wir etwas zu essen kaufen. Für eine Weile«, sagte Sophie schließlich und zog die Nase hoch. Jetzt am warmen Feuer fing sie erst richtig an zu laufen. »Wenn allerdings keiner mehr zum Mahlen kommt ...« Sie beendete den Satz nicht.

»Die werden schon kommen. Wir sind immer noch Bannmühle und sie dürfen nirgends sonst mahlen lassen.«

»Wirst du dann wieder betrügen?«, fragte Martha, die nicht mehr an sich halten konnte.

»Wohl kaum«, knurrte Dietrich und wandte sich ab. In der Tür blieb er stehen und sah Sophie an. »Ich nehme nicht an, dass du überkommst und mir etwas zu essen machst?«

»Sie ist krank«, sagte Martha und schlug ihm die Tür vor der Nase zu. »Der wird schon nicht verhungern«, setzte sie hinzu. Sie musste Sophie angesehen haben, dass sie beinahe aufgestanden wäre.



Michelbacher Mühle, 3. Oktober 1649

Sophie fühlte sich am nächsten Morgen, als würde eine tonnen-schwere Last auf ihren Schultern liegen. Sie schleppte sich mühsam nach draußen, um die Tiere zu füttern. Dass Dietrich schon auf den Beinen war und ihr die Arbeit abgenommen hatte, erleichterte sie kein bisschen. Furchtsam blickte sie ihn an, als er aus dem Schweinestall auf sie zukam.

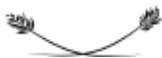
»Nun schau nicht so«, sagte er. Er blieb dicht vor ihr stehen und streckte die Hand nach ihr aus. Sophie zuckte zurück. Unbeirrt griff er nach ihrem Arm und zog sie an sich, sanft, aber bestimmt. Dann drückte er ihr einen Kuss auf die linke Wange. »Das war keine böse Absicht, Liebchen. Der Schultheiß ist schuld mit seinen streitsüchtigen Michelbachern. Hätten die mich nicht so wütend gemacht, wäre das alles nicht passiert.«

Sophie schloss die Augen und wünschte sich meilenweit weg, während sie reglos in seinen Armen verharrte. Ihr fielen eine Menge Erwiderungen ein, die sie allesamt herunterschluckte. Hätte er nicht betrogen, wäre er nicht bestraft worden. Hätte er nicht getrunken, wäre ihm nicht derart die Kontrolle über sich selbst entglitten. Hätte er sich beherrscht, anstatt seiner Wut ihren Lauf zu lassen ... In ihren Ohren dröhnte sein betrunkenes Lachen, während er ihr jetzt so zärtlich den Rücken streichelte, als könnte er keiner Fliege etwas zuleide tun. Doch das stimmte nicht. Sie wusste, dass es nicht stimmte. Der Zorn konnte jederzeit wieder aus ihm herausbrechen und es gab nichts, gar nichts, was sie dagegen tun konnte.

»Heute Nacht schläfst du bei mir, hörst du? Ich will nicht, dass

die alte Krähe dir ihre zänkischen Flausen in den Kopf setzt. Dir geht es schon besser, das sehe ich.« Er ließ sie los und legte einen Finger unter ihr Kinn, damit sie ihn ansah.

Sie spürte, wie die Tränen aufstiegen und Angst ihr die Kehle zuschnürte. Trotzdem nickte sie, denn hinter dem gutmütigen Lächeln auf seinem Gesicht konnte sie die Härte in seinen Augen erkennen, die keinen Widerspruch duldete.



Dietrich bestand nicht darauf, dass Sophie ihn zur Kirche begleitete, worüber sie sehr froh war. Ihre Wange war noch immer geschwollen und verfärbt und die Leute hätten sich das Maul zerissen. Lieber blieb sie daheim und schonte sich einen weiteren Tag. Der Tratsch würde auch so schon genug hochkochen, wenn Dietrichs Betrug die Runde machte. Was hatte er sich nur dabei gedacht? Vielleicht hätte sie ihn doch zur Rede stellen sollen.

Der Schauer, der ihr bei dem Gedanken über den Rücken lief, beantwortete ihre eigene Frage.

Sie setzte sich in der Stube an den Tisch und schlug die Bibel auf. Die beiden Gedichte holte sie bewusst nicht hervor. Sie wollte sich nicht mit Träumereien über romantische Seelen ablenken, das half ihr nicht weiter. Stattdessen musste sie einen Weg finden, ihre Angst in den Griff zu bekommen, denn eins war klar: Wenn sie ihren Mann nicht vergiften wollte, wie von Martha vorge schlagen, musste sie mit ihm leben. Sie hatte keine andere Wahl.

Eine Stunde später schlug sie müde die Bibel zu und erhob sich. Sie schickte ein Stoßgebet in den Himmel und stieg die Treppe hinauf. Vor der Schlafzimmertür versagten ihr beinahe die Beine und sie musste sich an der Klinke festhalten, ehe sie die Kraft aufbrachte, die Tür aufzustoßen und einzutreten. Ein unangenehmer Geruch schlug ihr entgegen. Hatte Dietrich etwa den Nachttopf nicht ausgeleert? Sie öffnete erst das Fenster und sah dann nach. Nein, hatte er nicht. Sie balancierte den Topf voller Exkremente

zum Fenster und goss ihn mit angehaltenem Atem aus. In der Waschschüssel war kein Wasser mehr, mit dem sie hätte nachspülen können, also stellte sie den Nachttopf mit Deckel in den Flur und Wasserschüssel und Kanne daneben.

Als Nächstes schlug sie die Bettdecke zurück. Sie biss die Zähne zusammen, zog mit einem unterdrückten Schluchzen das Laken vom Bett und knüllte es zusammen, damit sie die Blutflecken darauf nicht mehr sah. Das frische Laken aufzuziehen und glattzustreichen, gab ihr das Gefühl, etwas mehr Kontrolle über die ganze Situation zu haben. Am liebsten hätte sie gleich angefangen, das alte Laken zu waschen, doch daran war nicht zu denken. Zum einen war es viel zu regnerisch, zum anderen konnte sie die schwere Arbeit im Moment einfach nicht verrichten. Das würden ihre Rippen nicht mitmachen.

Sophie ließ das Fenster zum Lüften offen und nahm Nachttopf, Waschschüssel und Kanne mit nach unten, um sie gründlich zu reinigen. Im gleichen Zuge räumte sie in der Küche auf, denn auch hier hatte Dietrich alles stehen und liegen gelassen, so wie er es benutzt hatte. Sie hätte sich darüber ärgern können, empfand es aber in diesem Moment als angenehm, die vertrauten Handgriffe zu tun und die ihr so wichtige Ordnung wiederherzustellen. Es gab ihr Halt.

Sie hatte gerade den sauberen Nachttopf nach oben gebracht, als es an der Tür klopfte. Sophie öffnete zunächst bloß einen Spalt, um zu sehen, wer es war.

»Einen gesegneten Sonntag wünsche ich, Frau Gilles«, sagte Pfarrer Altgelt mit einer höflichen Verbeugung.

Sophie seufzte leise und zog die Tür weiter auf. »Herr Pfarrer, was verschafft mir die Ehre?«, fragte sie und bat ihn herein. Ihm auf dem Fuße folgte Martha, die einen Kohlkopf im Arm hielt und offensichtlich anfangen wollte zu kochen.

»Nun«, erwiderte der Pfarrer und nickte Martha kurz zu, während er Sophie in die Stube folgte. »Eure Schwester war äußerst besorgt, weil Ihr nicht in der Kirche wart. Sie sagte, so kurz nach

dem Tod Eures Vaters sei das sehr ungewöhnlich, und bat mich innigst darum, nach Euch zu sehen. Geht es Euch gut?»

Das Licht im Haus war bestenfalls schummrig, sodass Sophie nicht sicher war, ob der Pfarrer die blauen Flecken in ihrem Gesicht bemerkt hatte.

»Ich habe mich erkältet«, sagte Sophie ausweichend. Sie bedauerte es fast ein wenig, dass Marthas Tee so gute Wirkung zeigte, denn so arg erkältet klang sie schon gar nicht mehr. Vorsichtshalber zog sie kräftig die Nase hoch.

»Ja, das sagte Euer Mann auch. Wenn ich mich recht erinnere, hat Euch das in der Vergangenheit noch nie davon abgehalten, zum Gottesdienst zu kommen.« Pfarrer Altgelt sah sie prüfend an. »Ist sonst alles in Ordnung? Ihr wirkt sehr bedrückt.«

Sophie antwortete nicht. Während sie einerseits dem Pfarrer nur zu gern ihr Leid geklagt hätte, verschlossen ihr andererseits Scham und Angst vor dem Gerede der Leute den Mund.

»Frau Gilles?«

»Ich vermisse meinen Vater sehr«, flüsterte Sophie und verhinderte nicht, dass eine Träne über ihre Wange rollte. Es war nicht gelogen, auch wenn die Trauer angesichts der jüngeren Ereignisse in den Hintergrund getreten war.

»Natürlich tut Ihr das. Ich bin mir sicher, Euer Mann ist Euch ein starker Trost in dieser schweren Zeit.«

»Wenn er sie nicht gerade halb totschrägt«, drang Marthas raue Stimme aus der Küche.

»Was?« Der Pfarrer fuhr herum.

»Martha!«, rief Sophie entsetzt. Konnte diese Frau denn nicht einmal ihren Mund halten?

»Ist das wahr, Frau Gilles? Euer Mann hat Euch geschlagen?« Pfarrer Altgelt wandte sich ihr wieder zu.

Sophie konnte lediglich stumm nicken. Weitere Tränen bahnten sich den Weg über ihr Gesicht, auf dem die Schamesröte brannte wie Feuer. Sie wagte es nicht, den Pfarrer anzusehen, spürte aber, wie er seine Hand über ihre legte.

»Das tut mir sehr leid. Es ist für Euch alle eine schwierige Situation. Euer Mann hat unaussprechliche Dinge mit ansehen müssen, so etwas geht nicht spurlos an einem vorüber. Viele Männer haben es nach dem Krieg schwer, sich wieder in das häusliche Leben einzufinden.« Er machte eine Pause. Da Sophie nichts erwiderte, fuhr er fort: »Auch Ihr habt Euch verändert. Euer Vater hat Euch viele Freiheiten gelassen, da ist es nur natürlich, dass es zwischen Euch und Eurem Mann zu Reibungen kommt, bis Ihr wieder zu einem guten Miteinander gefunden habt. Betet für Euren Mann, Frau Gilles. Betet für ihn und bittet den Herrn um Weisheit, wie Ihr mit ihm umgehen könnt, damit Ihr ihn nicht zum Zorn reizt. Bedenkt, dass eine gute Ehefrau ihrem Mann immer Liebes und kein Leid antut und stets fleißig ist und ihn umsorgt, dass er gestärkt seine Arbeit verrichten kann. So steht es im Buch der Sprüche. Ich weiß, Ihr seid eine fleißige und gottesfürchtige Frau. Der Herr wird Euch beschützen.«

Sophie nahm die Worte dankbar auf. Vielleicht war ihr in diesem Moment der Bibelvers *»Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen«* näher, doch das Ergebnis war das gleiche. Warum war sie nicht darauf gekommen, für ihren Mann zu beten?

»Vielen Dank, Herr Pfarrer, Ihr habt mir sehr geholfen«, sagte sie leise.

Aus der Küche kam ein Geräusch, das sehr unwirsch klang.

Herr Altgelt stand auf. »Wenn ich sonst etwas für Euch tun kann, gebt Bescheid.«

»Oh, da fällt mir was ein!«, rief Martha und trat mit verschränkten Armen in den Durchgang zur Stube. »Erklärt dem Gilles mal die Tugenden der Enthaltbarkeit, damit er sich im Vollrausch nicht wieder vergisst! Und was Gott für Lügner und Betrüger übrig hat, solltet Ihr ihm vielleicht auch einmal durchbuchstabieren.« Sie funkelte den Pfarrer angriffslustig an.

»Falls es Euch beruhigt, ich weiß sehr wohl von den Betrugsvorwürfen und habe bereits mit Herrn Gilles darüber gespro-

chen. Er gelobt Besserung.« Damit schien die Angelegenheit für ihn erledigt zu sein und er verabschiedete sich.

»Scheinheiliger Pfaffe. Dir eine Moralpredigt halten, als wärest du an allem schuld. Ich weiß schon, warum ich mit den Kirchenmännern nichts zu schaffen haben will.« Martha hackte mit solcher Wut auf den Kohlkopf ein, dass Sophie vorsichtshalber ein paar Schritte Abstand hielt.

»Es stimmt doch, dass ...«

»Du sollst ihm kein Leid zufügen? Er kann dich halb totschiessen, aber du sollst ihm kein Leid zufügen? Pah.«

»Er meinte nur ...«

»Es ist mir egal, was er meinte.« Mit hastigen Bewegungen warf Martha die Kohlstreifen in den Topf. »Ich brauche eine Zwiebel«, fügte sie hinzu und lief nach draußen.

Sophie sah ihr hinterher. Noch immer konnte sie sich nicht daran gewöhnen, dass Martha sie so sehr in Schutz nahm. In diesem Fall fand sie es jedoch nicht angebracht.

Sie kehrte in die Stube zurück und setzte den Rat des Pfarrers in die Tat um. Sie spürte, dass es gar nicht so leicht war, *für* ihren Mann zu beten und nicht gegen ihn. Ständig verfiel sie in Flehen, dass ihr nichts geschehen möge, anstatt zuversichtlich zu bitten, dass Gott Dietrichs Herz veränderte und ihn zu einem liebevollen, ehrlichen Menschen machte. Glaubte sie überhaupt, dass das möglich war?

»Wenn ihr Glauben hättet so groß wie ein Senfkorn, könntet ihr Berge versetzen«, flüsterte Sophie und seufzte.



Dietrich war zum Abendessen zurück. Er wirkte zufrieden, als er sich in der Küche umsah. Sein Lächeln ließ Sophie hoffen, dass die Wogen sich dauerhaft geglättet hatten.

Tatsächlich nahm ihr Mann ihr in den nächsten Tagen viele der schwereren Arbeiten ab, um die er sich sonst nie gekümmert

hatte, wie zum Beispiel das Wasserholen. Auch wurde er nicht laut, aber Sophie hatte ständig das Gefühl, dass er sie beinahe lauernd beobachtete. Es war schwer zu ertragen und sie konnte einfach nicht verhindern, dass sie jedes Mal zusammenzuckte, wenn er die Hand hob. Sie war vollkommen auf ihn konzentriert und versuchte, jede kleinste Regung zu deuten, um ihm ja keinen Grund zu geben, aus der Haut zu fahren. Schlafen konnte sie kaum. Die halbe Nacht quälte sie sich mit der Frage, ob sie es wagen konnte, aufzustehen und sich in das Bett ihres Vaters zu legen, oder ob Dietrich das wütend machen würde. Er hatte deutlich klargemacht, dass er sie nachts bei sich haben wollte.

So verharrte sie in dauernder Furcht und entspannte sich bloß, wenn ihr Mann den Hof verließ. Auf Marthas Anraten hin legte sie sich dann schlafen. Der Magd gefiel die Situation gar nicht, dass merkte Sophie an ihrem verdrossenen Gemurmel, doch sie konnte genauso wenig etwas daran ändern wie Sophie selbst.

Nach ein paar Tagen tauchten unerwartet wieder Mühlengäste auf. Es war eine Gruppe von zwei Männern und zwei Frauen aus Widderstein. Sie waren sehr zurückhaltend, wollten nicht bewirtet werden und beobachteten mit Argusaugen, wie Dietrich den Mahllohn abmaß.

Sophie konnte ihm an der Nasenspitze ansehen, dass es ihm überhaupt nicht in den Kram passte, wie dicht sie alle mit verschränkten Armen um ihn herumstanden und ihn keine Sekunde aus den Augen ließen. Die Männer folgten ihm sogar in die Mühle, was sonst nie ein Kunde getan hatte, obwohl sie das Recht dazu hatten. Mitleid verspürte Sophie keins. Dietrich war selbst schuld, dass man ihm mit solchem Misstrauen begegnete. Sie war auch nicht traurig, dass sie sich im Hintergrund halten konnte, denn es zeigten sich noch immer leichte Schatten in ihrem Gesicht von den Schlägen. Die Schmerzen in den Rippen waren so weit abgeklungen, dass sie sie nicht mehr bei jedem Atemzug spürte. Trotzdem musste sie aufpassen, wie sie sich bewegte.

Die Gäste hatten entweder nichts bemerkt, weil Sophie ihnen

nur von Weitem zugewunken hatte, oder sie hatten aus Taktgefühl geschwiegen. Zumindest von den Frauen hätte Sophie erwartet, dass sie zu ihr kamen, um sich etwas zu unterhalten. Die ganze Situation fühlte sich falsch an und sie war froh, als die Mühle schwieg und die Gäste weg waren.

Dietrich schien es ähnlich zu gehen, auch wenn er versuchte, die gedrückte Stimmung aufzulockern. »Siehst du, Liebchen, ich habe doch gesagt, dass wieder Gäste kommen. Die Leute müssen mahlen lassen, sonst haben sie kein Brot. So ist es eben.«

»Ja, so ist es«, antwortete Sophie und unterdrückte ein Seufzen. Sie wünschte sich die unbeschwerte Stimmung unter den Gästen zurück, das Lachen und den Austausch von Neuigkeiten. Sie fühlte sich von der Welt abgeschnitten, zumal Martha sich immer mehr in ihrer Hütte einigelte. Sie wollte möglichst wenig mit Dietrich zu tun haben.

So einsam hatte sich Sophie nicht einmal gefühlt, nachdem ihr Mann damals in den Krieg gezogen war. Da hatte sie Vater gehabt und Elßgen und all die lieben Menschen, die jetzt die Mühle mieden, wenn sie nichts zu mahlen hatten.

Elßgen. Die hatte sie ewig nicht gesehen. »Ich würde Elßgen gern besuchen.« Die Worte waren aus ihrem Mund, bevor sie darüber nachdenken konnte, wie Dietrich wohl darauf reagieren würde. Sie hielt die Luft an.

Ihr Mann legte den Kopf leicht schräg und betrachtete sie durch halb geschlossene Lider. »Was willst du denn bei der?«, fragte er.

»Nichts ... nichts Besonderes«, stotterte Sophie. »Nur wissen, wie es ihr geht.«

»Hm.« Eine Weile sagte er nichts. »Du weißt schon, dass ihr Vater hinter der ganzen Sache steckte, oder? Der alte Dormann hat was gegen mich. Das gefällt mir nicht.«

Sophie schluckte und fasste ihren ganzen Mut zusammen. »Aber das hat nichts mit mir und Elßgen zu tun. Sie ist meine Freundin und ich vermisse sie.«

Erneut fiel sein prüfender Blick auf sie. Er hatte die Stirn gerunzelt, sodass seine Augenbrauen sich beinahe berührten. »Wenn es unbedingt sein muss, kannst du morgen mal für eine Stunde hinfahren«, knurrte er widerwillig.

Sophie atmete langsam aus. »Ist gut«, flüsterte sie.



Sophie glaubte erst, dass er sie wirklich fahren ließ, als sie auf dem Karren saß und Jockels lange Ohren vor sich wackeln sah. Das Eselchen legte sich fleißig in die Riemen, als wäre es ebenso froh über den Ausflug wie Sophie. Mehrmals blickte sie über die Schulter zurück zur Mühle und war jedes Mal erleichtert, dass sie niemanden sah. Das Gefühl war erschreckend vertraut. So hatte es sich immer angefühlt, wenn sie sich im Wald oder auf der Weide jenseits der Wied vor den Soldaten versteckt hatte. Mit dem Unterschied, dass sie jetzt aus Erfahrung wusste, was ihr zustoßen konnte. Damals war es bloß ein namenloser Schrecken gewesen.

Sobald die Mühle außer Sichtweite war, ließ Sophie Jockel etwas langsamer laufen, um die Fahrt zu genießen. Der Tag war kühl, der Himmel bedeckt und ein frischer Wind wehte, doch Sophie empfand das als belebend. Sie atmete so tief ein und aus, wie ihr Brustkorb es zuließ. Nie hätte sie gedacht, dass sie die Verletzung so lange spüren würde, hatte sich aber inzwischen daran gewöhnt.

Als die ersten Häuser von Widderstein hinter der Wegbiegung auftauchten, sah Sophie eine Frau ihr entgegenkommen, die ihr bekannt vorkam. Kurz darauf erkannte sie ihre Schwester.

»Margret!«, rief sie aufgeregt und winkte, was Jockel zum Anlass nahm, wieder schneller zu werden. Neben Margret hielt Sophie ihn an und kletterte vom Wagen.

»Sophie! Wo willst du denn hin? Etwas zu mir?«, lachte Margret und drückte Sophie so fest, dass diese vor Schmerz aufstöhnte.

Erschrocken ließ Margret sie los.

»Schon gut«, keuchte Sophie und wischte sich über die Augen.
»Das konntest du nicht wissen.«

»Was ist denn passiert?«, fragte Margret besorgt und sah ihre Schwester eindringlich an.

»Nichts, gar nichts, ich habe mich nur gestoßen und du hast genau auf die Stelle gedrückt.« Die Lüge kam ihr so leicht über die Lippen, dass sie selbst erschrak. Warum sagte sie Margret nicht die Wahrheit? Wenn es eine Person auf der Welt gab, der sie bedingungslos vertraute, dann war es ihre Schwester! »Ich war eigentlich auf dem Weg zu Elßgen. Wenn ich gewusst hätte, dass du kommst ...«

»Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht, weil du Sonntag nicht in der Kirche warst. War Pfarrer Altgelt bei dir?«

»Ja, war er und er hat mir deine Grüße ausgerichtet. Das war sehr lieb von dir.«

»Dietrich hat behauptet, du wärst erkältet.«

Sophie konnte am Gesichtsausdruck ihrer Schwester deutlich erkennen, dass sie das keine Sekunde glaubte. »Stimmt. Wollen wir Elßgen zusammen besuchen? Das wird bestimmt lustig. Ich könnte etwas Abwechslung gut brauchen.«

Margret zögerte einen Moment, ehe sie einwilligte.

Die Schwestern stiegen auf den Karren.

»Wie geht es dir denn? Hast du dich gut wieder zu Hause eingelebt?«, fragte Sophie, während sie den Esel antrieb.

»Ach, eigentlich geht es mir gut. In dem ganzen Trubel mit den Kindern habe ich kaum Zeit, um Vater zu trauern. Manchmal beneide ich dich um die Ruhe auf der Mühle und dann bin ich wieder froh über die Ablenkung. Insofern kann ich gut verstehen, dass du mal etwas anderes sehen willst als das einsame Wiedtal.«

»Oh ja. Aber wie kommt es, dass du zu Hause wegkannst?«

Margret seufzte. »Wie gesagt, ich habe mir schreckliche Sorgen um dich gemacht. Mein Mann hat schließlich gesagt, ich solle nachsehen, sonst bekäme ich ja keine Ruhe. Vor allem nach den

Gerüchten, die ich gehört habe. Stimmt es? Hat Dietrich wirklich betrogen?»

Sophie tat so, als müsste sie mit den Leinen hantieren, obwohl Jockel schon von allein den richtigen Weg zum Hof der Dormanns eingeschlagen hatte.

»Oh, Sophie, ich bitte dich! Mir kannst du es doch sagen.« Margret legte ihr eine Hand auf den Arm.

»Ja, es stimmt.« Sophie sah kurz zu ihrer Schwester hinüber. »Er musste eine Strafe zahlen.«

»Wie hoch? Hattet ihr denn genug Geld? Die Pacht war doch auch fällig!« Entsetzt schlug Margret die Hand vor den Mund.

»Es hat gerade so gereicht, dank der Tiere.«

»Das ist schrecklich. Wie konnte er bloß! Vater hat so hart für seinen Ruf gearbeitet und er macht alles zunichte!«

Margret klang ehrlich verletzt, was Sophie zusetzte. Dieser Punkt nagte auch an ihr. Nicht nur, dass Dietrich eine Straftat begangen hatte; er hatte zusätzlich das Andenken ihres Vaters beschmutzt und das so kurz nach seinem Tod. Sie schluckte mehrmals, um nicht in Tränen auszubrechen. »Er hat versprochen, es nicht mehr zu tun, auch dem Pfarrer gegenüber«, sagte sie schließlich.

Zum Glück kamen sie nun am Haus der Dormanns an und Sophie fragte eine Magd, ob Elßgen zu sprechen sei. Sie hatte ihre Frage kaum beendet, da flog schon die Tür auf.

»Was für eine schöne Überraschung!«, rief Elßgen und winkte die Schwestern herein.

»Sehr lange können wir nicht bleiben«, erklärte Sophie gleich.

»Dann kommt schnell herein und setzt euch, denn es gibt frisch gebackenen Kuchen.« Elßgen strahlte sie abwechselnd an, während sie den Tisch für sie deckte.

Für einen Moment vergaß Sophie alle ihre Sorgen und genoss die Gesellschaft aus tiefster Seele. Sie plauderte, machte Scherze und lachte, wie sie es nur mit Elßgen konnte, bis der Kuchen gegessen war. Von einem Moment auf den anderen schlug die Stimmung um.

»Wie ist es denn jetzt auf der Mühle«, fragte Elßgen leise.
»Kommt noch jemand zum Mahlen?«

Sophie schluckte. »Schon, aber es ist nicht mehr das Gleiche. Die Leute sind misstrauisch.« Mehr brachte sie nicht heraus.

»Du bist bestimmt sehr einsam, wo Konrad ebenfalls weg ist.«

»Konrad ist weg?« Margret wandte sich überrascht ihrer Schwester zu. »Davon hast du ja gar nichts erzählt!«

»Er ist kurz nach Vaters Tod weggegangen. Er hatte vorher schon gesagt, dass die Müllerei nichts für ihn sei und er lieber Knecht werden wolle. Und als das dann mit dem Betrug war ...« Sophie beendete den Satz nicht. Bangend wartete sie auf Elßgens nächste Frage. Was hatte der Junge erzählt? Welche Gerüchte grassierten?

»Hat Dietrich ihn verprügelt? Er sah nicht so aus, hat bloß erzählt, Dietrich hätte getobt vor Wut über das Schöffengericht.«

Sophie hielt den Blick gesenkt. »Nein, hat er nicht. Aber Dietrich war wirklich sehr wütend.« Sie spürte, wie prüfend die beiden anderen sie ansahen, daher zwang sie ein Lächeln auf ihre Lippen und schaute hoch. »Zum Glück sieht er ein, dass es falsch war.«

Elßgen atmete einmal tief durch. »Das ist wirklich alles zu dumm. Ich wollte dich fragen, ob wir bei dir im November die erste Spinnstube abhalten können. Es wäre perfekt gewesen! Da hätten alle aus Michelbach *und* Wiggerstein kommen können. Aber so ...« Sie schüttelte betreten den Kopf.

»Elßgen, du weißt ganz genau, dass ich mich mit den Spinnstuben nie anfreunden konnte«, sagte Sophie streng. Solange nur die jungen Frauen gemeinsam spannen, andere Handarbeiten machten und sich den neuesten Tratsch erzählten, war es ja nicht so schlimm. Wenn dann allerdings gegen neun Uhr die jungen Burschen kamen, wurde es meist recht wild mit Tanz und Gesang und das lehnte Sophie ab, obwohl sie Dietrich bei einer solchen Gelegenheit kennengelernt hatte.

Elßgen kicherte. »Ja, ich weiß, ich wollte dich bloß ein bisschen

necken. Hast du eigentlich schon gehört, dass es bald eine Hochzeit gibt?«

Sophie riss die Augen auf. »Nein! Wer? Du?!«

Auch Margret lehnte sich gespannt vor.

»Nein, ich nicht. Johann heiratet ein Mädchen aus Gieleroth.«

»Johann?« Beinahe hätte Sophie *mein Johann?* gesagt.

»Ja, der Johann. Nachdem dein Mann zurückgekommen ist, hat er es aufgeben müssen, dich zu erobern. Ich denke, er wird mit seiner Braut glücklich werden. Ich habe sie bisher erst einmal getroffen. Sie schien sehr nett zu sein.«

Sophie nickte. »Das ... das ist schön für ihn. Er tat mir ja immer ein bisschen leid, weil ...« Weil sie seine Gefühle nicht erwidert hatte. Weil er ihr zu jung gewesen war. Weil sie immer auf die Rückkehr ihres Mannes gehofft hatte.

»Ja, ich weiß, mir tat er auch leid, so offensichtlich unglücklich verliebt.«

»Kinder, die Zeit vergeht viel zu schnell«, sagte Margret. »Ich muss los, sonst komme ich nicht vor der Dunkelheit nach Hause.«

Sophie erhob sich mit ihr. »Jetzt erfahre ich wieder nicht, was mit dir und Matthias ist!«, beschwerte sie sich bei Elßgen.

»Nun, zumindest weißt du, dass ich noch nicht heirate«, erwiderte Elßgen mit einem Augenzwinkern, das Sophie zum Lachen brachte.

»Aha! *Noch* nicht!«, rief sie und umarmte ihre Freundin.

Elßgen legte einen Finger auf die Lippen und sagte Margret auf Wiedersehen.

Sophie brachte ihre Schwester bis zum Ortsausgang von Widerstein, um ihr den Weg etwas zu verkürzen. Als sie sich von ihr verabschiedete, wurde sie so plötzlich von einer solchen Welle der Sehnsucht überrollt, dass sie ihre Tränen nicht mehr zurückhalten konnte.

Margret hielt sie im Arm, vorsichtig diesmal. »Es wird alles gut«, flüsterte sie und strich Sophie über den Rücken. »Und wenn nicht, kommst du zu mir.«

Sophie sah ihr eine Weile nach, ehe sie Jockel Richtung Mühle lenkte. Sie wurde das Gefühl nicht los, dass ihre Schwester viel mehr von der Wahrheit ahnte, als Sophie preisgegeben hatte.



Michelbacher Mühle, 7. Oktober 1649

Das Licht der Kerze tanzte flackernd in einem kräftigen Luftzug, der die Scheiben des Fensters leise klirren ließ. Ein Balken ächzte in der Decke und aus dem Schornstein klang das unheimliche Pfeifen, das Sophie schon als Kind Angst gemacht hatte.

»Es ist bloß der Wind«, sagte sie sich, doch in ihren Ohren klang es wie die Stimme ihrer Mutter. Traurig blickte Sophie auf die Scherben, die auf dem Tisch lagen. Hellgraue Scherben mit blauem Muster. Sie hatte sie vom Boden aufgelesen, nachdem Dietrich voller Wut ihre Kanne nach ihr geworfen hatte. Gerade noch rechtzeitig hatte sie sich geduckt, sodass die Kanne an der Wand zerschellt war. Man sah den Fleck noch, den das Wasser hinterlassen hatte. Die Blumen hatte Sophie nach draußen gebracht, später, als Dietrich schon weggefahren war.

»Eine Stunde!«, hatte er sie angebrüllt, kaum dass sie mit dem Karren auf den Hof gerollt war. Hatte sie ins Haus gezerrt und Martha die Tür vor der Nase zugeschlagen, so wie sie es sonst immer mit ihm tat in ihrer Hütte. Dann hatte er Sophie mit Vorwürfen bombardiert und schließlich mit der Kanne. Wutentbrannt hatte er sich auf den Karren gesetzt und den armen Jockel vom Hof geprügelt.

Jetzt saß Sophie hier und weinte um das unschuldige Eselchen, das sich gerade auf sein Abendessen gefreut hatte, nachdem es brav seinen Dienst verrichtet hatte. Weinte um Johann, der ihr wohl keine Gedichte geschrieben hatte. In diesem Moment erst wurde ihr bewusst, wie sehr sie insgeheim daran geglaubt hatte,

die kleinen Liebesbeweise kämen von ihm, obwohl sie immer das Gegenteil behauptet hatte.

Sie weinte um Margret und Elßgen, deren Vertrautheit ihr in unerreichbare Ferne gerückt zu sein schien, trotz des Treffens erst vor wenigen Stunden. Warum nur hatte sie sich ihnen nicht anvertraut? Ein neuer Strom Tränen floss aus Sophies Augen, unaufhaltsam wie der Wind über den Höhen des Westerwaldes. Sie nahm eine der Scherben und drehte sie in der Hand, nahm eine zweite und versuchte, sie zusammenzusetzen. Es war aussichtslos. Alles war aussichtslos. Selbst wenn sie sofort loslaufen würde, in die kalte Nacht hinaus, würde sie es bis Mammelzen schaffen? Sie traute sich nicht zu, den Weg im Dunkeln zu finden. Was, wenn sie sich verlor? Wenn ihr Wölfe begegneten? Oder der Wilde Mann?

Ein irres Lachen schlüpfte aus Sophies Mund. Der Wilde Mann hatte keinen Kopf, der würde sie wenigstens nicht anschreien. Sie ließ die Scherben zurück auf den Haufen fallen. *Woher kommt mir Hilfe?*

Da hatten sie den Krieg endlich überstanden, hatten all die Angriffe überlebt, hatten neue Hoffnung geschöpft auf bessere Zeiten, und nun war es schlimmer als zuvor, denn der Feind hauste in ihren eigenen vier Wänden. Selbst wenn sie sich zu Margret flüchtete, würde Dietrich sie nicht am nächsten Tag zurückholen? Er war nicht dumm. Er wusste, dass sie dort Zuflucht suchen würde. Sophie glaubte keinen Moment, dass Margrets Mann sich ihm in den Weg stellen würde, um seine Schwägerin zu beschützen. Nicht, wenn er so tobte. Nicht, wenn er bewaffnet war.

Ein Schauer lief über Sophies Rücken bei dem Gedanken an das Gewehr. In letzter Zeit hatte Dietrich es nicht mehr so oft vom Haken genommen und gereinigt wie zu Anfang. Ob er es vergessen hatte? Nein, sicher nicht. Die Sorgfalt und das liebevolle Lächeln, mit dem er die Waffe gepflegt hatte, jagten ihr im Nachhinein noch Gänsehaut über die Arme. Mehr als einmal

hatte er das Gewehr bei sich gehabt, wenn er in die Stadt gefahren war. Ob er es auch diesmal mitgenommen hatte?

Sophie stand auf, nahm die Kerze und ging in den Flur. Ja, er hatte es dabei. Der Platz an der Garderobe war leer. Erschöpft stieg sie die Treppe nach oben und lauschte dabei auf jedes Knarzen der Stufen. Auf dem Treppenabsatz hielt sie inne und rang mit sich. Sollte sie im Zimmer ihres Vaters schlafen? So verlockend der Gedanke ihr erschien, sie wagte es nicht. Ihr hallte noch in den Ohren, dass der Pfarrer zu ihr gesagt hatte, sie solle ihren Mann nicht zum Zorn reizen.

Ich habe nur eine Freundin besucht!, schrie sie innerlich, als würde sie mit dem Geistlichen diskutieren. Sie stellte sich vor, wie sie ihn an den Schultern fasste und schüttelte, um ihm begreiflich zu machen, dass hier ein Unrecht geschah. Dass sie Hilfe brauchte. Dass jemand sie vor ihrem gewalttätigen Mann beschützen musste.

Im Hof hörte sie einen Esel schreien. In Windeseile rannte sie ins Schlafzimmer, blies die Kerze aus und legte sich ins Bett. Sie betete inständig, dass Dietrich nicht getrunken hatte.



Am Frühstückstisch herrschte Schweigen. Sophie wusste beim besten Willen nicht, was sie zu ihrem Mann hätte sagen sollen, und mit Martha sprach sie sich lieber ab, wenn sie unter sich waren. Sie blinzelte die Magd lediglich an, um ihr zu verstehen zu geben, dass es ihr gut ging. Dietrich hatte zwar getrunken, aber nichts weiter gewollt als die Befriedigung seiner Bedürfnisse. Danach war er wie fast immer direkt eingeschlafen.

Sophie fragte sich schon seit einiger Zeit, warum sie eigentlich nicht schwanger wurde. Ihre Blutungen kehrten mit stoischer Regelmäßigkeit Monat für Monat zurück und mit jedem Mal wurde Dietrich grimmiger. Es bereitete ihr Sorge. Mehr als einmal hatte er ihr vorgeworfen, etwas zu tun, um eine Schwangerschaft zu

verhindern. Vielleicht wurde seine Stimmung besser, wenn sie ihm endlich ein Kind schenken konnte. Ein lebendes Kind. Unbewusst wanderte ihre Hand zu ihrem Bauch und sie schüttelte leicht den Kopf. So groß ihr Kinderwunsch früher gewesen war, so sehr fürchtete sie inzwischen eine Schwangerschaft und eine mögliche weitere Fehlgeburt. Sie wollte sich gar nicht ausmalen, was dann geschah.

Ein Ruf riss sie aus ihren Gedanken.

»He da, Müller!«

Dietrich legte den Löffel weg und stand auf. Wortlos ging er nach draußen. Kurze Zeit später hörte Sophie, wie die Mühle anlief.

»Geht es dir gut?«, fragte Martha. »Hat er dich wieder geschlagen?«

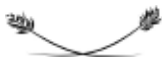
»Nein.« Sophie legte ebenfalls den Löffel beiseite. Sie hatte keinen Appetit.

»Dafür ging es ganz schön laut her gestern Abend.«

»Er hat bloß gebrüllt und die Kanne zerschlagen.« Sophie seufzte. »Meine schöne Kanne.«

»Na, wenn das deine größte Sorge ist ...«, erwiderte Martha und zog eine Augenbraue hoch.

Ein schwaches Lächeln erschien auf Sophies Lippen. »Lass uns anfangen. Die Arbeit erledigt sich nicht von allein.«



Sophie ging Dietrich so gut wie möglich aus dem Weg. Der stetige Strom von Mühlengästen half ihr dabei. Jetzt machte sich deutlich bemerkbar, dass die Leute die Mühle eine ganze Weile gemieden hatten. Ihre Mehlvorräte waren offensichtlich aufgebraucht und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu kommen und mahlen zu lassen.

Dietrich bemühte sich darum, mit Scherzen die Stimmung aufzulockern, erntete aber nichts als finstere Blicke. Nach wie vor

wurde er genau bei der Arbeit beobachtet und keiner wollte bewirtet werden. Er hätte genauso gut versuchen können, mit dem Basalt zu scherzen, der überall in der Gegend aus dem Boden ragte.

Nur zwei Frauen nahmen sich die Zeit, ein paar Worte mit Sophie zu wechseln, bevor sie den Heimweg antraten. Viel mehr als eine Begrüßung wurde es allerdings nicht, denn sobald Dietrich Sophie mit den beiden zusammenstehen sah, rief er ihr zu, sie solle das Wehr schließen. Die mitleidigen Blicke der Frauen, als sie sich abwandten, trafen Sophie mitten ins Herz. Sie sah darin die gleiche Hilflosigkeit gespiegelt, die sie selbst empfand. Die Ablehnung, die ihren Mann traf, fiel unweigerlich auch auf sie zurück, obwohl die Leute gar nichts gegen sie persönlich hatten.

Kein Blumen- oder Kräuterstrauß lag auf dem Wehr. »Ist ja auch besser, wo jetzt meine schöne Kanne kaputt ist«, murmelte Sophie voller Bedauern. Während das Mühlrad langsamer wurde, suchte sie das Tal mit den Augen ab, ohne zu wissen, wonach sie eigentlich suchte.

»Gibt es ein Problem?«, rief Dietrich vom Hof her.

Sophie zuckte zusammen. »Nein, nein, alles in Ordnung«, antwortete sie und beeilte sich zurückzukommen.

»Ist das Essen fertig?«

»Ich denke schon.«

»Und was gibt es? Schon wieder Gemüseintopf? Wie jeden Tag?«

Dietrichs gereizter Tonfall führte dazu, dass Sophie unwillkürlich den Kopf einzog. Sie wagte es kaum, Ja zu sagen. Immerhin war sie froh, dass sie eine so gute Gemüseernte gehabt hatten und ihr Speiseplan eigentlich recht abwechslungsreich war. In den Vorjahren hatte es kaum etwas anderes gegeben als Kohl.

»Ich brauche Fleisch zwischen den Zähnen«, sagte Dietrich und ließ sich am Küchentisch nieder, wo Martha das Essen schon

bereitgestellt hatte. Die Frauen saßen noch nicht, da fing er schon an zu löffeln. »Ich werde nachher jagen gehen. Vielleicht erwische ich ja einen Hasen oder Fasan. Das wäre mal was Feines.«

Sophie wies ihn nicht darauf hin, dass das verboten war. Ebenso wenig hielt sie ihm vor, dass er sich beinahe täglich an den Würsten und dem Schinken bediente, sodass die Vorräte schon deutlich geschrumpft waren und sicher nicht über den Winter reichen würden. Auch Martha sagte nichts. Sophie konnte ihr jedoch deutlich ansehen, was sie dachte: *Hoffentlich wird er erwischt und eingesperrt*. Sie schaute schnell weg. Solche Gedanken wollte sie nicht zulassen.

»Gibt es Neuigkeiten aus Michelbach?«, fragte sie, um das eisige Schweigen am Tisch zu brechen.

»Nein«, sagte Dietrich mit vollem Mund. Er sah Sophie vorwurfsvoll an, als ob sie etwas dafür könnte, dass die Mühlengäste nicht mit ihm reden wollten.

Sie war froh, als das Essen vorbei war und Dietrich aufstand. Im Flur nahm er Jacke und Hut vom Kleiderhaken, während Sophie anfing, die Küche aufzuräumen.

»Wo ist mein Gewehr?«, hörte sie seine Stimme durch die offene Tür.

»Du hattest es doch gestern bei dir«, erwiderte sie.

Er gab der Tür einen Stoß, sodass sie gegen die Wand knallte. »Nein, hatte ich nicht. Wo ist mein Gewehr?«, rief er und baute sich drohend vor Sophie auf.

»Ich weiß es nicht«, stammelte sie ängstlich und sah zu Martha hinüber, die nur mit den Schultern zuckte.

»Du hast es versteckt!«

»Nein, das habe ich nicht! Ich habe es nicht angerührt!« Panik jagte Sophies Puls in die Höhe.

»Und warum ist es dann weg?«, brüllte er und packte ihren Arm. Er zerrte sie in den Flur und zeigte auf den leeren Haken, an dem das Gewehr immer gehangen hatte.

»Ich weiß es nicht«, jammerte Sophie und versuchte, sich aus

seinem Griff zu befreien. Überraschenderweise gelang es ihr und sie rannte hinaus in den Hof. Weit kam sie nicht, ehe sie ein harter Stoß zwischen die Schulterblätter traf und sie zu Boden schickte. Blitzschnell drehte sie sich um und sah gerade noch, wie ein Stock auf sie herniedersauste. Scharfer Schmerz fuhr durch ihre Schulter.

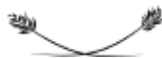
»Du Lügnerin!« Dietrich stand über ihr, den Besen in der Hand, mit dem sie später den Flur hatte fegen wollen. Wie einen Knüppel hielt er ihn mit dem Stiel nach unten. »Ich habe dich gewarnt, das Gewehr nicht anzufassen!«

Sophie schrie aus Leibeskräften und versuchte, irgendwie von ihm wegzukommen. Ihr Rock behinderte sie. Sie kam nicht wieder auf die Füße.

Dietrich holte zu einem weiteren Schlag aus. Sophie hob abwehrend die Hände, doch bevor der Besenstiel sie erneut treffen konnte, dröhnte ein Knall durch das Tal. Dietrich flog der Hut vom Kopf. Mit einem Aufschrei warf er sich zu Boden und kauerte dort einen Moment lang. Er war keinen Meter von Sophie entfernt und sie konnte sehen, dass er leichenblass geworden war und sich erschrocken umschaute. Dann sprang er auf und rannte wie von Sinnen davon. Unter den Bäumen wurde er langsamer, blieb stehen und drehte sich um.

Sophie konnte sich nicht bewegen. Sie war wie gelähmt und schaffte es nicht, ihre Augen von ihrem Mann abzuwenden. Alles erschien ihr wie ein böser Traum. Es knallte erneut. Vor Dietrichs Füßen spritzte Dreck in die Höhe. Schüsse. Das waren Schüsse, die da gefallen waren.

Dietrich nahm die Beine in die Hand und war kurz darauf nicht mehr zu sehen.



Die Stille war unheimlich. Als Sophie es endlich schaffte, ihren Blick vom Weg loszureißen, auf dem ihr Mann verschwunden

war, bemerkte sie, dass Martha in der Haustür stand, das große Fleischmesser wie ein Schwert in der Hand.

»Wo?«, kreischte sie. »Wo sind die Schüsse hergekommen?«

Sophie versuchte aufzustehen. Ihr Arm gab nach, als sie sich darauf stützen wollte. Dietrichs Schlag hatte ihre Schulter komplett betäubt. Martha kam zu ihr und reichte ihr eine Hand, während sie mit der anderen weiterhin den Messergriff umfasst hielt. Mit ihrer Hilfe schaffte Sophie es, auf die Füße zu kommen. Der Schreck saß tief und erst jetzt bemerkte sie, dass ihr Gesicht tränennass war. Sie wusste noch immer nicht so recht, was eigentlich passiert war. Es war alles so schnell gegangen.

Martha bückte sich und hob Dietrichs Hut auf. Sie steckte die Hand in die Krone und bohrte den Zeigefinger durch das Loch, das darin prangte. »Jemand hat ihm den Hut vom Kopf geschossen«, sagte sie bewundernd. Wieder schaute sie sich um.

Sophie folgte ihrem Blick. Es war nichts zu sehen. Kein heldenhafter Retter kam aus dem Gebüsch gesprungen, um sich für seine Tat feiern zu lassen.

»Vielleicht in der Mühle?«, sagte Sophie heiser.

Die beiden Frauen näherten sich vorsichtig dem offenen Mühlentor und spähten hinein. Auch dort rührte sich nichts. Sophie wollte sich gerade abwenden, als sie meinte, ein Rascheln zu hören. Sie nahm Martha das Messer ab und stieg die Treppe hinauf ins obere Stockwerk. Nichts. Ihr Blick fiel auf die Leiter zum Dachspitz. Wie oft hatte sie dort oben schon jemanden vermutet? Nachgesehen und nichts gefunden, außer der Katze?

»Ist da was?«, rief Martha von unten.

»Moment«, antwortete Sophie, fasste sich ein Herz und kletterte mit zittrigen Knien die Leiter hinauf. Weil die eine Hand nach wie vor taub war, musste sie das Messer wegstecken. Doch der Dachspitz war leer, wie jedes Mal. Nicht einmal die Katze sprang ihr diesmal entgegen.

»Hier ist nichts!«, rief sie zu Martha hinunter, verharrte aber

auf der Leiter und starrte nach oben in die Dunkelheit. Ein feiner Lichtstreif fiel durch eine Lücke im strohgedeckten Dach auf einen Balken und machte es dadurch noch schwieriger, im Gebälk irgendetwas zu erkennen. Wenn nur ihr Herz nicht so laut schlagen würde, könnte sie vielleicht etwas hören. *Balken schwingen, summen, beben*, schoss es ihr plötzlich durch den Kopf. Wenn die Mühle lief, bebten die Balken. Alles in der Mühle vibrierte, manchmal so sehr, dass ihr die Füße kribbelten, nachdem sie das Getreide in die Trichter gefüllt hatte. Konnte es sein, dass sich jemand dort oben versteckte, nicht auf dem Dachspitz, sondern im Gebälk darüber?

Anders als bisher war der Gedanke nicht beängstigend, denn wenn dort oben jemand war, hatte er ihr vermutlich gerade das Leben gerettet. Vielleicht nicht zum ersten Mal.

»Frau Sophie!« Von weit entfernt hörte sie den Ruf hallen.
»Frau Sophie!«

»Konrad?«, fragte sie und kletterte die Leiter hinunter. Als sie aus der Mühle trat, kam der Junge atemlos den Fußweg von Widerstein heruntergerannt.

»Frau Sophie!« Er warf sich ihr ungebremst in die Arme und klammerte sich an ihr fest.

»Konrad!«

Er hätte sie fast umgeworfen.

»Ich habe Schüsse gehört und ich weiß doch, dass der Gilles das Gewehr hat, und ich dachte, er tut Euch was an, und wenn er Euch was antut, wie in der Nacht, Frau Sophie, das ertrage ich nicht, wie bei Mutter, sie kamen und haben geschossen und dann haben sie ihr was angetan und sie getötet und der Gilles ist genauso einer, genauso ein Soldat, ein Mörder ...« Der Redeschwall ging in hemmungsloses Schluchzen über.

Betroffen legte Sophie die Arme um den Jungen und hielt ihn fest. In ihren eigenen Augen standen auch schon wieder Tränen.
»Es ist alles in Ordnung, Konrad, hab keine Angst. Mir geht es gut«, sagte sie leise und fragte sich, ob das gelogen war. Sie hat-

te noch immer das Gefühl, dass ihre Beine jeden Moment ihren Dienst versagen konnten.

Als würde ihm plötzlich bewusst werden, was er da tat, ließ er sie los und sprang zurück, wobei er sich heftig über die Augen wischte. »Tschuldigung«, murmelte er verlegen und sah zu Boden.

»Wo kommst du denn her, Junge?«, wollte Martha wissen.

Er schniefte. »Ich war gerade auf dem Weg nach Michelbach von Widderstein, hatte einen Botengang zu machen, da habe ich jemanden schießen hören. Es kam ganz klar von hier.«

Das Trommeln von Hufen ließ alle drei herumfahren. Ein Reiter kam im gestreckten Galopp den Weg herauf. Es war Herr Schneider, der Schultheiß von Michelbach. Er musste dem Pferd kräftig in die Zügel greifen, um es zum Stehen zu bringen.

»Was ist passiert?«, rief er, während er mit dem Tier kämpfte.

Konrad kam ihm zur Hilfe und er konnte absteigen. »Ich habe die Schüsse gehört und kurz darauf kam Euer Mann mir entgegengerannt, als wäre der Leibhaftige hinter ihm her.« Er sah Sophie fragend an.

»Jemand hat ihm sein Gewehr geklaut und ihm den Hut vom Kopf geschossen«, sagte Martha mit einem breiten Grinsen im Gesicht.

»Sein ... was? Wer? Und wo ist der hin?«

»Weg!«, rief Martha fröhlich und wedelte mit den Händen in der Luft, als wäre der mysteriöse Schütze weggeflogen. Dann fing sie gackernd an zu lachen. Sie lachte und lachte, bis sie sich den Bauch halten musste, zur Bank vor dem Haus taumelte und sich darauf fallen ließ.

»Jetzt ist sie übergeschnappt«, stellte Konrad trocken fest.

»Frau Gilles?« Herr Schneider schien Marthas Erklärung wenig Glauben zu schenken.

»Es stimmt. Er hatte sein Gewehr immer im Flur am Kleiderhaken hängen, nicht wahr, Konrad? Gestern Abend war es weg. Ich dachte, er hätte es mitgenommen. Und heute wollte er es

nehmen und es war nicht da.« Sie stockte und blickte zu Boden. Sie nahm all ihren Mut zusammen und sprach weiter. »Er wurde wütend und hat mich beschuldigt, es versteckt zu haben. Das habe ich aber nicht.« Sie hob den Kopf und sah dem Schultheißen in die Augen. »Ihr wisst, dass ich eine ehrbare Frau bin, Herr Schneider.« Mit Genugtuung sah sie ihn nicken. »Er wollte ... er wollte mich schlagen ...«

»Er hat mit dem Besen auf sie eingepöbel!«, warf Martha von der Bank aus dazwischen. »Ich wollte ihm schon ein Messer in den Rücken rammen, da fiel der Schuss! Hat ihm glatt den Hut vom Kopf gefegt.«

Herr Schneider hob den Hut auf, den Martha neben dem Besen auf den Boden geworfen hatte. Auch er steckte einen Finger durch das Loch in der Krone und schaute fassungslos zurück zu Sophie.

»Er ist weggerannt«, fuhr sie heiser fort. »Bis zu den Bäumen, da blieb er stehen. Als der zweite Schuss kam, ist er Hals über Kopf davon.«

»Und Ihr habt niemanden gesehen?«

»Nein.«

»Ich bin von oben von Widderstein gekommen, ich habe auch niemanden weglaufen sehen«, sagte Konrad eifrig. »Wer auch immer geschossen hat, er muss hier irgendwo sein!«

»In der Mühle nicht, da haben wir schon nachgesehen«, sagte Martha.

Herr Schneider band sein Pferd an. »Habt Ihr noch weitere Waffen im Haus?«, fragte er.

»Nur das«, erwiderte Sophie und zog das Messer aus der Rocktasche.

Der Schultheiß nahm es ihr ab. »Nimm du den Besen«, sagte er zu Konrad.

Gemeinsam machten sie sich daran, die Ställe sowie die Umgebung der Mühle abzusuchen. »Ihr ruft uns, wenn Ihr etwas seht!«, wies Herr Schneider Sophie an, die sich neben Martha setzte. Ei-

gentlich wäre sie lieber mit ihm gegangen, zitterte jedoch so sehr, dass sie dazu nicht in der Lage war.

»Kein Gerede vom Wilden Mann?«, fragte sie, während sie mehrmals ihre Hand zur Faust ballte und wieder öffnete. So langsam kehrte das Gefühl in ihren Arm zurück, begleitet von einem unangenehmen Kribbeln.

»Der Wilde Mann, pah. Ich nehme lieber zehn kopflose Geister, als weiter mit ansehen zu müssen, wie dieser Schweinehund dich malträtiert. Der soll zum Teufel fahren.« Sie spuckte auf den Boden. »Ich glaube, ich muss mal ein schönes Pfeifchen rauchen.«



Sophie versuchte verzweifelt, überall gleichzeitig hinzusehen, bis Martha endlich mit ihrer Pfeife wieder neben ihr saß. Sie hatte mehr Angst vor Dietrichs Rückkehr als vor dem unsichtbaren Schützen, spürte aber, wie ihr die ganze Situation zusetzte. Dass die alte Magd mit jeder stinkenden Rauchwolke auch ein heiseres Lachen ausstieß, machte Sophie auch nicht gerade ruhiger.

Die Suche blieb erfolglos. Herr Schneider und Konrad kehrten zurück und berichteten, dass auf dem ganzen Gelände rund um die Mühle keine Spur des Schützen oder des Gewehrs zu finden gewesen sei.

Der Schultheiß rieb sich unsicher den Nacken. »Was jetzt?«, fragte er.

»Ich könnte hierbleiben und Wache halten«, schlug Konrad vor.

Sein heldenmutiges Angebot zauberte Sophie ein Lächeln ins Gesicht.

»Wache halten? Was willst du denn ausrichten gegen einen Mann mit Gewehr?«, fragte Herr Schneider.

Konrads Schultern sackten herab. »Weiß nicht«, gab er kleinlaut zu.

»Ach, von dem Schützen haben wir nichts zu befürchten.

Wenn der uns was tun wollte, hätte er es längst getan.« Martha klopfte ihre Pfeife aus. »Was mir viel größere Sorgen macht, ist der Gilles. Wenn der hier wieder aufkreuzt ...« Sie sah Sophie bedeutungsschwanger an.

»Warum ist er überhaupt weggelaufen?«, fragte Sophie mehr sich selbst als die anderen.

Martha fing wieder an zu lachen. »Warum? Der hatte die Hosen voll! Tut, als wäre er der größte Kriegsheld, aber wenn's knallt, rennt er wie ein Karnickel!«

Sophie konnte dem nicht widersprechen. Dietrich hatte wirklich verängstigt gewirkt, als er neben ihr auf dem Boden gekauert hatte.

»Ob er sich einen Feind gemacht hat, der ihm nachstellt?«, überlegte der Schultheiß. »Man munkelt, er hätte sich mit einigen zwielichtigen Gestalten eingelassen.«

»Zwielichtige Gestalten?« Sophie schluckte.

»Wundert mich nicht. So oft, wie der weg war, manchmal mehrere Tage ... Wer weiß, wo er sich da rumgetrieben hat? Und mit wem.« Martha nickte bedächtig. »Wir werden uns heute Nacht in meiner Hütte verschanzen. Wir schieben den Tisch vor die Tür, dann kann er so oft dagegentreten, wie er will. Und morgen lassen wir ihn von Richter Fischer einsperren.«

Sophie sah sie irritiert an. »Einsperren? Wofür denn?«

»Wofür? Er wollte dich umbringen! Ich hab's mit eigenen Augen gesehen.« Martha verschränkte die Arme.

»Mit einem Besen? Gute Frau, da wird der Richter herzlich lachen.« Herr Schneider winkte ab. »Das lasst mal schön bleiben. Aber sich in der Hütte zu verschanzen, halte ich für eine gute Idee. Ich werde morgen ein paar Burschen zusammentrommeln, die die Gegend noch einmal sorgfältig absuchen. Wir wollen ja nicht, dass hier ein bewaffneter Unbekannter frei herumläuft und um sich schießt.«

»Kann er ruhig machen, solange er den Richtigen abknallt«, bemerkte Martha trocken. Den rügenden Blick des Schultheißen ignorierte sie.

»Soll ich nicht doch hierbleiben, Frau Sophie?«, fragte Konrad.

»Nein, Konrad, ist schon gut. Wenn du dich morgen früh mit auf die Suche machst, reicht das völlig. Uns wird schon nichts passieren.« Sophie versuchte, zuversichtlich zu klingen. Es war, wie Herr Schneider gesagt hatte: Konrad konnte sie nicht beschützen. Er würde höchstens selbst in Gefahr geraten und das konnte und wollte sie nicht verantworten. »Komm Martha, wir gehen rein. Bis morgen, Konrad. Und vielen Dank, Herr Schneider, dass Ihr nach uns gesehen habt. Ich weiß das zu schätzen.«

Der Schultheiß verabschiedete sich und nahm Konrad hinten mit aufs Pferd, damit der Junge nicht im Dunkeln allein nach Michelbach laufen musste.

Martha verriegelte sorgfältig die Tür und dann schoben sie und Sophie gemeinsam den schweren Holztisch davor. Trotzdem fühlte Sophie sich alles andere als sicher. Ihr war plötzlich sehr deutlich bewusst, wie abgeschieden die Mühle lag und wie hilflos sie dem Schicksal ausgeliefert waren.

Michelbacher Mühle, 9. Oktober 1649

In der Nacht tat Sophie kein Auge zu. Jedes Geräusch, selbst das leiseste Knacken, schreckte sie auf. Sie starrte furchtsam in die Finsternis und musste sich beherrschen, sich nicht an Martha festzuklammern. Obwohl die Alte nichts sagte, vermutete Sophie, dass sie ebenso wenig schlief, denn sie schnarchte nicht. Beim ersten Hahnenschrei standen sie beide auf.

Mit verbissenen Mienen zogen sie den Tisch von der Tür weg. So gern Sophie sich den ganzen Tag in der Hütte versteckt hätte, die Tiere mussten versorgt werden.

Sie hatte gerade die Schweine gefüttert, als sie Hufgetrappel den Weg von Michelbach heraufkommen hörte. Vorsichtshalber behielt sie die Heugabel in der Hand, während sie vor den Stall trat. Im trüben Licht der Morgendämmerung konnte sie nur erkennen, dass das herannahende Pferd einen Karren zog. Ein Mühlengast? Das wäre um diese Uhrzeit äußerst ungewöhnlich. Auf dem Kutschbock saß ein Mann und Sophie war erleichtert, als sie Pfarrer Altgelt erkannte. Er hielt den Karren im Hof an, stieg schwerfällig ab und band das Pferd an.

Sophie stellte die Heugabel weg. »Was bringt Euch zu so früher Stunde zu uns, Herr Pfarrer?«, fragte sie und lud ihn mit einer Handbewegung ein, ins Haus zu kommen. »Ihr müsst entschuldigen, wir haben noch nicht geheizt.« Sie trat vor ihm in die Küche. »Bitte, setzt Euch. Es dauert bloß einen kleinen Moment.« Sie musste sich Glut von Marthas Herd holen, um das Feuer neu zu entfachen. Sobald sie es in Gang gebracht hatte, zündete sie eine

Kerze an und stellte sie auf den Tisch. Beim Anblick des Pfarrers fuhr sie erschrocken zusammen.

»Ihr seid verletzt! Um Himmels Willen, was ist passiert?« Erst jetzt ging ihr auf, dass der Mann bisher kein Wort gesagt hatte. Sein linkes Auge war zugeschwollen und in seiner Lippe klappte ein blutiger Riss. Sophie eilte zur Tür. »Martha! Bring was zum Kühlen und deine Ringelblumensalbe!«, rief sie und wandte sich wieder dem Pfarrer zu.

Sein schuldbevoller Blick ging ihr durch Mark und Bein. Er schien etwas sagen zu wollen, doch kein Ton kam über seine Lippen.

Sophie setzte sich ihm gegenüber an den Küchentisch. »Was ist passiert?«, fragte sie noch einmal leise.

»Euer Mann«, antwortete er heiser und zuckte hilflos mit den Schultern.

»Dietrich hat das getan?«, fragte Sophie entsetzt.

In diesem Moment kam Martha herein. Sie hatte nicht nur die Salbe und ein feuchtes Tuch dabei, sondern auch eine Tonflasche mit dem Obstbrand, den Sophies Vater hergestellt hatte. Wortlos stellte sie alles auf den Tisch und holte drei Becher aus dem Regal, in die sie jeweils einen ordentlichen Schluck Schnaps füllte.

Sophie sah sie irritiert an. »Was soll das?«

»Ich denke, den wirst du brauchen. Und der Herr Pfarrer sieht auch danach aus.«

Ehe Sophie protestieren konnte, streckte Herr Altgelt eine zitternde Hand nach dem Becher aus und nahm einen Schluck.

Martha setzte sich neben ihn, leerte ihren Becher in einem Zug und seufzte tief. »So«, sagte sie erwartungsvoll. »Dann erzählt mal, warum der Gilles tot auf Eurem Karren liegt.«



Die nächsten Stunden kamen Sophie vor wie ein wirrer Albtraum. Wenn sie den Pfarrer richtig verstanden hatte, war Diet-

rich nach seiner Flucht vom Hof bis nach Altenkirchen gelaufen und hatte sich dort im Wirtshaus betrunken, bis der Wirt ihn vor die Tür setzen wollte. Was der Grund dafür war, hatte Sophie nicht herausfinden können, doch ihr Mann hatte sich gewehrt und wohl einen solchen Aufruhr veranstaltet, dass der Pfarrer hatte eingreifen wollen. Er war gerade auf dem Heimweg von einem Krankenbesuch gewesen und hatte gedacht, er könnte den randalierenden Dietrich zur Vernunft bringen. Das blaue Auge und die aufgeplatzte Lippe waren der Lohn für seine Bemühungen. Danach hatte die Stadtwache eingegriffen, die vom Wirt herbeigerufen worden war. Beim Anblick der uniformierten Männer war Dietrich laut Herrn Altgelt in Panik geraten, hatte schreiend um sich geschlagen und war dann gestürzt, wobei er mit dem Kopf auf der steinernen Pferdetränke vor dem Wirtshaus aufgeschlagen war. Danach hatte er sich nicht mehr gerührt.

Man hatte den Richter ebenso wie den Obristen des Grafen aus dem Bett geholt und beide hatten nach Anhörung aller Zeugen entschieden, dass es sich um einen bedauerlichen Unfall handelte. Pfarrer Altgelt hatte sich bereit erklärt, den Toten nach Hause zu bringen und seine Witwe zu informieren.

Was Sophie noch mehr verwirrte, war die Tatsache, dass Pfarrer Altgelt sich bei ihr entschuldigt hatte.

»Ich habe Eure Not verkannt«, hatte er mit belegter Stimme gesagt. »Wie konnte ich ahnen, dass er nicht mehr Herr seiner selbst war?«

In dem Moment hatte Sophie gewusst, dass Dietrich mit der gleichen irren Wut auf ihn losgegangen war wie auf sie.

Danach war es auf der Mühle zugegangen wie in einem Taubenschlag. Der Schultheiß von Michelbach war mit fünf jungen Burschen gekommen, darunter Konrad und Johann, um nach dem unbekanntem Schützen zu suchen. Dieses Vorhaben trat angesichts der Leiche auf dem Karren und dem zerschundenen Gesicht des Pfarrers in den Hintergrund und Sophie hatte das Gefühl, in der Zeit zurückkatapultiert worden zu sein. Genau wie

beim Fund des kopflosen Toten im Mühlengraben verbreiteten sich die Neuigkeiten wie ein Lauffeuer und jeder im Umkreis schien sich versichern zu wollen, dass der betrügerische Müller tatsächlich tot war.

Sophie bemerkte zwar die Häme und teilweise sogar Genugtuung, die die Beileidsbekundungen begleiteten, doch alles rauschte über sie hinweg, während sie sich so kalt und leblos fühlte wie ein Stein in der Wied.

Martha war geistesgegenwärtig genug, um Gewinn mit dem Besucherstrom zu machen, aber selbst das bekam Sophie nur am Rande mit. Sie saß in der Stube neben ihrem toten Mann und fragte sich, wann sie wohl aufwachen würde.

Es war keine Zeit gewesen, ihn ordentlich aufzubahren, also hatte man ihn so, wie er war, in der Stube auf den Boden gelegt. Sophie hatte Kerzen um ihn aufgestellt und eine Schale mit Räucherwerk, um den Geruch zu vertreiben. Zu mehr hatte sie sich nicht veranlasst gefühlt. Sie verspürte keinerlei Drang, ihm eine letzte Ehre zu erweisen. Nicht nach dem, was er ihr angetan hatte.

Eigentlich hätte sie erleichtert sein müssen, war es allerdings nicht. Stattdessen plagte sie das schlechte Gewissen, weil sie Gott angefleht hatte, ihr zu helfen. Sie aus ihrer Not zu befreien. Aber doch nicht so! Das sagte sie sich. Wenn sie ehrlich war, musste sie allerdings zugeben, dass sie Dietrich mehr als einmal den Tod an den Hals gewünscht hatte.

Mitten in ihre trüben Gedanken hinein hörte sie Elßgens vertraute Stimme, spürte die Arme ihrer Freundin um sich und brach in verzweifelte Tränen aus. »Was soll denn bloß aus mir werden?«, schluchzte sie und ließ es zu, dass Elßgen sie hinüber in Marthas Hütte führte, weg vom Trubel der Neugierigen.

»Du armes Ding«, tröstete Elßgen sie leise. »Erst dein Vater, jetzt dein Mann ...« Sie strich der weinenden Sophie über den Rücken. »Hab keine Angst, wir kümmern uns um dich. Es wird irgendwie weitergehen.«

Sophie griff nach ihrer Hand und drückte sie. Antworten

konnte sie nicht, doch die Worte gaben ihr Kraft. Wenn es auch kein wirklicher Hoffnungsschimmer war, so immerhin Trost genug, um nicht völlig zu verzweifeln.

Eine Weile saßen sie schweigend beieinander, bis Sophie sich einigermaßen gefasst hatte.

»Es geht schon«, flüsterte sie und stand auf. Sie konnte Martha nicht alles allein überlassen.

Elßgen widersprach ihr nicht und begleitete sie zurück nach draußen, wo die aufgeregten Gespräche augenblicklich gedämpft wurden, sobald Sophie erschien. Nun war sie in der Lage, auf Fragen zu antworten, und begann auch, die Besucher zu bewirten. Die vertrauten Handgriffe halfen ihr, das unwirkliche Gefühl loszuwerden.

Jedes Mal, wenn sie in die Stube blickte, kam es ihr seltsam vor, wie klein Dietrich auf einmal wirkte, als wäre er im Tod zusammengeschrumpft. Er war sicher kein stattlicher Mann gewesen, doch Sophie war er gerade in letzter Zeit riesig vorgekommen. Sie schaute oft in die Stube, als wollte sie sich versichern, dass er nicht plötzlich aufstand und sie anschrie.

Mit dem Pfarrer hatte sie besprochen, dass die Beerdigung am Montag stattfinden sollte. Er hatte sich nicht darüber gewundert, dass sie die Trauerphase so kurz halten wollte.

Gegen Abend wurde es ruhiger auf der Mühle. Die meisten Dörfler hatten sich verabschiedet und Sophie war mit dem Abwasch beschäftigt, als Konrad und Johann auftauchten. Sie hatte sie den Tag über öfter gesehen, aber nie Gelegenheit gehabt, mit ihnen zu sprechen.

»Wir haben keine Spur von dem Schützen gefunden«, sagte Johann entschuldigend. Er sah Sophie nur kurz in die Augen.

»Danke, dass ihr gesucht habt. Ich ...« Sie schluckte. »Ich denke nicht, dass ich etwas von ihm zu befürchten habe. Trotzdem ...« Ihr Blick wanderte zu Konrad. »Du hattest gesagt, du willst nicht Müller werden.«

Der Junge sah sie fragend an.

Sophie fuhr mit einem Seufzen fort: »Ich denke, ich könnte einen Knecht gut gebrauchen, jetzt wo ...« Sie verstummte und schaute in die Stube. Von dort, wo sie stand, konnte sie lediglich Dietrichs Stiefel und einen Arm sehen.

Konrad folgte ihrem Blick und presste die Lippen aufeinander.

»Könntest du dir vorstellen, wieder hierherzukommen? Wenigstens, bis ich eine andere Lösung gefunden habe?«

»Natürlich wird er das«, sagte Johann sofort. »Nach allem, was du für ihn getan hast, wird er dich in deiner Not nicht im Stich lassen, nicht wahr, Konrad?«

Sophie konnte sehen, dass der Junge mit sich kämpfte. Offensichtlich fühlte er sich bei Johanns Vater deutlich wohler als auf der abgeschiedenen Mühle. »Bitte«, flüsterte sie.

Konrad nickte stumm und Johann klopfte ihm anerkennend auf die Schulter. »Du kannst morgen deine Sachen packen und nach der Kirche mit hierherkommen«, sagte Johann und wandte sich dann wieder an Sophie: »Du kommst die Nacht ohne ihn zurecht?«

»Natürlich«, antwortete sie. Sie fühlte sich plötzlich steinalt und unendlich müde. Johanns und Konrads Abschied nahm sie kaum noch wahr, während sie erschöpft auf einen Stuhl sank. Von draußen hörte sie, wie Martha die letzten Gäste fortschickte, dann wurde es still.

Die Magd stellte zwei Becher auf dem Tisch ab und betrachtete Sophie mit kritischem Blick. »Es reicht für heute. Geh ins Bett. Hast ja die letzte Nacht kaum geschlafen. Ich kümmerge mich um die Tiere.«

»Aber der Abwasch ...«, protestierte Sophie halbherzig, doch Martha winkte ab.

»Der läuft schon nicht weg.« Sie stemmte die Fäuste in den Rücken und streckte sich mit einem Stöhnen. »Na los, worauf wartest du? Ab ins Bett mit dir.«

Sophie schaute in die Stube. »Ich will nicht mit ihm unter einem Dach schlafen«, sagte sie tonlos. »Darf ich noch eine Nacht bei dir bleiben?«

»Natürlich, Kind.«

Erleichtert stand Sophie auf und folgte der Magd nach draußen. Während Martha zu den Ställen hinüberging, betrat Sophie die Hütte, zog sich aus und legte sich ins Bett. Sie war eingeschlafen, bevor Martha hereinkam.



Als Sophie am nächsten Morgen aufwachte, fühlte sie sich frisch und ausgeruht. Sie wunderte sich darüber, dass sie neben Martha lag, bis ihr die Geschehnisse der letzten Tage einfielen und das wohlige Gefühl schlagartig verschwand.

Der Schock, der gestern alles überschattet hatte, war jedoch fort und sie konnte wesentlich klarer denken. Während sie aufstand, sich anzog und hinausging, um die Tiere zu versorgen, kreisten ihre Gedanken sowohl um die unmittelbar bevorstehende Beerdigung als auch um die Frage, wie es für sie weitergehen sollte. Würde sie in der Lage sein, die Mühle allein zu betreiben? Es gab Dinge, bei denen sie Hilfe benötigen würde, etwa das Schärfen des Mühlsteins oder Reparaturen am Mühlrad oder den Zahnrädern. Den normalen Betrieb der Mühle, die Bewirtung der Gäste und alles andere konnte sie im Grunde bewältigen. Zumindest, wenn sie noch Konrads Unterstützung hatte. Und wenn Elßgen Wort hielt und ihr dort finanziell unter die Arme griff, wo es eng wurde, hatte sie durchaus eine Zukunft. Denn dass die Nachbarn aus Michelbach und Widerstein ihr wohlgesonnen waren, daran zweifelte sie nicht. Sie würden ihr Getreide auch von einer Müllerin mahlen lassen.

Beim Frühstück besprach sie ihre Pläne mit Martha, die ihr vollkommen zustimmte.

»Wenn wir keinen Kerl wie den Dietrich durchfüttern müssen, der einem die Haare vom Kopf gefressen hat, wird es uns schon gut gehen, da Sorge dich mal nicht. Jetzt kann ich es ja sagen, dass wir mit seiner Verschwendungssucht nicht über den Winter gekommen wären.«

Sophie stimmte ihr nicht zu, denn sie wollte nicht schlecht von den Toten sprechen. Martha hatte allerdings recht. Selbst mit Konrad im Haus würden sie längst nicht so viel verbrauchen wie zuvor.

»Und wenn uns unser guter Mühlengeist ab und zu Fische bringt, leben wir wie die Maden im Speck, sollst mal sehen.« Martha kicherte vergnügt vor sich hin.

Auch wenn sie sich heute schon deutlich besser fühlte als gestern, konnte Sophie diese unbeschwerte Stimmung nicht teilen. »Ich werde rübergehen und mich für die Kirche fertig machen.«

»Es ist noch früh. Willst du laufen?«

Sophie stand auf. »Ja, ich denke, das wird mir guttun.«

Ein mulmiges Gefühl beschlich sie, als sie die Haustür aufstieß. Anstatt sofort nach oben ins Schlafzimmer zu gehen, betrat sie die Küche und ging langsam zur Stube hinüber. Sie wollte bloß nachsehen, ob Dietrich genauso dalag wie am Vortag. Doch das tat er nicht.

Anstatt lang ausgestreckt auf dem Rücken zu liegen, das Gesicht zur Decke gerichtet, war der Kopf etwas zur Seite gerollt, sodass der leere Blick aus seinen halb geöffneten Augen direkt auf die Tür fiel. Seine Arme waren auch nicht mehr eng an seine Seiten gepresst, sondern ruhten auf seinem Bauch. Beide Hände waren um den Lauf seines Gewehrs gelegt.

Sophie schrie. Sie stolperte rückwärts gegen den Tisch und stürzte beinahe über den Stuhl. Erst im letzten Moment fing sie sich ab und riss sich endlich von dem skurrilen Anblick in der Stube los. Schreiend rannte sie nach draußen, wo Martha aus ihrer Hütte geeilt kam.

»Was ist denn los?«, fragte sie.

Sophie konnte nur wortlos zum Haus deuten, dann wurde ihr schwarz vor Augen.

Als sie zu sich kam, lag sie im Hof und schaute in Marthas verstörtes Gesicht.

»Er ist noch tot, oder?«, fragte Sophie heiser. Für sie hatte es

ausgesehen, als würde Dietrich im nächsten Moment aufstehen und das Gewehr auf sie richten. Eine neue Welle der Panik überrollte sie und trieb sie auf die Füße, obwohl Martha ihr versicherte, dass er nicht auf wundersame Weise wieder zum Leben erwacht war.

»Wieso hat er das Gewehr?« Sophie schüttelte den Kopf und krallte sich mit beiden Händen an Marthas Ärmeln fest. »Wieso hat er das Gewehr?«, schrie sie.

»Woher soll ich das wissen?«, keifte Martha zurück. Auch sie hatte Dietrichs Anblick offensichtlich nicht kalt gelassen.

»Ich kann hier nicht bleiben. Das ist zu viel. Das ist zu viel!« Sophie machte auf dem Absatz kehrt und rannte los, den Fußweg nach Wiggerstein hinauf. Sie hörte, dass Martha etwas hinter ihr herrief, doch sie rannte einfach weiter. Kopflos und mit tränenüberströmten Wangen lief sie, bis ihr die Puste ausging und ihre Seiten schmerzhaft brannten. Dann erst wurde sie langsamer, ohne stehen zu bleiben. Wohin sie wollte, wusste sie nicht. Nur weg. Weg von diesem Mann, der sie selbst im Tode noch ängstigen konnte. Weg von den unerklärlichen Ereignissen, weg von dem Leid, das sie heimgesucht hatte, einfach nur weg.

Sobald das Seitenstechen nachgelassen hatte, lief sie ein Stück, und wenn es wieder anfang, ging sie langsamer. Auf diese Weise brachte sie die Strecke bis nach Mammelzen so schnell hinter sich wie nie zuvor. Ihr war erst unterwegs klar geworden, dass sie zu ihrer Schwester wollte. Elßgen wäre näher gewesen, doch für diese Ungeheuerlichkeit brauchte sie dringend Margrets Trost. Sie hoffte bloß, dass sie den Hof ihrer Schwester erreichte, bevor diese zur Kirche aufbrach.

Keuchend und verschwitzt hämmerte Sophie gegen Margrets Haustür. Sie hatte Glück. Die Familie war im Hausflur versammelt und wollte gerade aufbrechen. Margret warf lediglich einen Blick in das verzweifelte Gesicht ihrer Schwester und verkündete augenblicklich, dass der Kirchenbesuch abgesagt war. Sie wies ihre Magd an, die jubelnden Kinder umzuziehen, setzte Sophie

auf die Küchenbank und lief kurz in die Scheune, um ihrem Mann Bescheid zu sagen.

»Was ist passiert?«, fragte sie, sobald sie zurück war und sich neben Sophie gesetzt hatte.

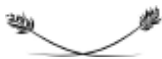
Kreuz und quer purzelten die Ereignisse aus Sophies Mund und Margret musste viele Rückfragen stellen, ehe sie alles verstanden hatte. Bis dahin hatte Sophie sich beruhigt und nicht mehr ständig das Gefühl, von einem wilden Mann verfolgt zu werden – keinem kopflosen Wilden mit Hunden, sondern einem toten Müller mit einem Gewehr.

Die beruhigenden Worte ihrer Schwester, auf die sie so gehofft hatte, blieben jedoch aus. Margret war sprachlos. Sie starrte Sophie nur stumm an, holte immer mal wieder Luft, um etwas zu sagen, tat es aber nicht. Erst als ihr Mann eintrat und wissen wollte, was es denn für einen Notfall gab, erklärte sie ihm in knappen Sätzen, was geschehen war.

»Also ist der Gilles tot und in der Mühle spukt es?«, fasste er das Wesentliche zusammen. Man konnte ihm ansehen, dass er seine Zweifel an der Geschichte hatte.

»Dietrich ist auf jeden Fall tot«, erwiderte Sophie unsicher. Der Pfarrer hatte das bestätigt und auch der Richter. Die würden sich doch bei so etwas nicht irren. Außerdem hatte er gestern den ganzen Tag regungslos auf dem Boden gelegen und definitiv tot ausgesehen.

»Ich spanne den Wagen noch mal an und wir fahren rüber«, entschied Margrets Mann. »Die Magd soll bei den Kindern bleiben. Das will ich mir selbst ansehen.«



Margret überredete ihren Mann, bis nach dem Mittagessen zu warten, um Sophie etwas Zeit zu geben, wieder zu sich zu kommen nach dem Schrecken. Als sie am frühen Nachmittag an der Mühle ankamen, herrschte dort ähnlich viel Aufruhr wie am Tag

zuvor. Herr Schneider begrüßte Sophie mit großer Erleichterung und auch Konrad kam sofort angelaufen, einen kräftigen Knüppel in der Hand. Noch während Sophie und Margret vom Wagen stiegen, kam die Kutsche der Dormanns hinter ihnen in den Hof gerollt.

»Sophie! Gott sei Dank, dir ist nichts passiert!«, rief Elßgen schon von Weitem.

Martha stand wie ein Soldat vor dem Eingang zum Haus, umringt von Neugierigen. Anscheinend hatte sie allen den Eintritt verwehrt.

Sophie ging auf sie zu. Das schlechte Gewissen nagte an ihr, dass sie so kopflos davongerannt war und die alte Magd mit dem ganzen Trubel allein gelassen hatte.

»Er hat sich nicht noch mal gerührt, bis die ersten Besucher kamen«, verkündete Martha, als wäre es vollkommen selbstverständlich, dass ein Toter sich bewegte. »Was jetzt mit ihm ist, weiß ich nicht. Hab keinen reingelassen.« Sie verschränkte trotzig die Arme.

»Lasst uns rein, Frau Gilles ist ja nun da«, sagte der Schultheiß und forderte Sophie mit einem Kopfnicken auf, die Tür zu öffnen.

Sophie warf einen ängstlichen Blick in die Gesichter der Umstehenden und fasste dann nach Margrets Hand. »Nur die Herren Schneider und Dormann sollen mit hereinkommen und meine Schwester«, sagte sie leise, aber bestimmt.

»Ihr habt die Hausherrin gehört, tretet zurück«, ordnete Herr Schneider an und folgte Sophie und Margret in die Küche.

Herr Dormann warf hinter sich die Tür energisch ins Schloss. Während sich draußen Stimmengewirr erhob, betrat Sophie die Stube. Dietrich lag genauso da wie am Morgen. Margret drückte ihre Hand.

»Ist das das verschwundene Gewehr?«, fragte Herr Schneider und beugte sich über den Toten.

Auch Herr Dormann trat näher.

»Ich habe es nicht genau angesehen«, gab Sophie zu.

Herr Schneider befreite die Waffe aus Dietrichs Händen und hielt sie Sophie hin.

»Es sieht so aus wie seins«, flüsterte sie.

»Frau Gilles, wie soll das möglich sein?« Der Schultheiß sah ihr fest in die Augen.

Sie konnte nichts erwidern und zuckte mit den Schultern.

»Habt Ihr vielleicht diese ganze Geschichte bloß inszeniert, um Euren Mann loszuwerden?«

»Was?«, rief Margret empört. »Das könnt Ihr nicht ernst meinen!«

»Herr Schneider, das kann ich mir auch nicht vorstellen. Ich kenne Frau Gilles sehr gut und sie ist eine ehrbare, gottesfürchtige Frau.« Herr Dormann baute sich vor dem Schultheißen auf und nahm ihm das Gewehr ab. »Zu einer solchen Verschlagenheit, wie Ihr sie hier unterstellt, ist sie gar nicht fähig.«

»Habt Ihr eine bessere Erklärung für das, was sich hier abspielt?«

»Die habe ich in der Tat. Ich bin überzeugt, dass sich irgendwo in der Gegend ein Vagabund versteckt. In Widderstein wird, seitdem dieser kopflose Soldat hier im Mühlengraben lag, immer wieder von Diebstählen berichtet. Es sind nur Kleinigkeiten, die sich auch leicht anderweitig erklären lassen. Doch wenn man alles zusammennimmt, könnte es durchaus sein, dass ein sehr gerissener Dieb dahintersteckt. Außerdem wurden im Wald Feuerstellen gefunden und andere Spuren, dass jemand dort gelagert hat.«

»Ein Dieb würde eine so wertvolle Waffe nicht zurückbringen«, widersprach Herr Schneider.

Herr Dormann fuhr mit den Fingern über den Lauf des Gewehrs. »Das kommt auf seine Ziele an.« Er schaute dem Michelbacher in die Augen. »Zur Jagd kann er das Gewehr nicht nutzen. Die Schüsse hört man meilenweit. Und wenn er unentdeckt bleiben will, kann er es auch nicht verkaufen.«

Herr Schneider sah Sophie prüfend an. »Versteckt Ihr jemanden in der Mühle?«

Sophie schluckte. »Warum sollte ich?«

»Wir werden noch einmal alles absuchen. Ich will der Sache auf den Grund gehen.« Mit entschlossenen Schritten ging der Schultheiß hinaus und gab seinem Suchtrupp neue Anweisungen.

»Er wird nichts finden. Wir haben so oft nachgeschaut«, sagte Sophie leise.

»Also wurde bei Euch ebenfalls gestohlen? Ihr glaubt auch, dass hier jemand herumstreunt?«, fragte Herr Dormann.

»Vielleicht«, erwiderte Sophie hilflos. Von den Blumensträußen und den Gedichten wollte sie lieber nichts erzählen.

»Es muss jemand sein, der mit Eurem Mann eine Rechnung offen hatte. Anders kann ich mir diese ganze Geschichte nicht erklären.« Nachdenklich betrachtete er das Gewehr. »Das ist eine feine Waffe, gut gepflegt. Ich würde sie Euch abkaufen, wenn Ihr wollt.«

»Ja, bitte«, sagte Sophie sofort. Sie würde sich deutlich wohler fühlen, wenn das Gewehr bei einem vernünftigen Mann sicher verwahrt würde. Sie konnte damit ohnehin nichts anfangen.

Herr Dormann griff in seinen Mantel und zog einen Lederbeutel hervor, aus dem er einige Münzen nahm.

»So viel?«, staunte Sophie.

»Das ist es wert. Und Ihr werdet das Geld gut brauchen können.« Er nickte ihr wohlwollend zu und ging nach draußen.

Sophie und Margret zogen sich in die Küche zurück, wo sie sich an den Tisch setzten.

»Was du alles ertragen musst«, sagte Margret bedauernd und fasste nach Sophies Hand. »Meine arme kleine Schwester. Wenn ich bloß wüsste, wie wir dir helfen können.«

»Darf ich die Nacht bei euch verbringen? Mir ist so bang, solange er da noch liegt.«

»Natürlich. Auch Martha, wenn sie möchte. Komm, wir gehen raus und fragen sie. Und dann schicken wir alle Neugierigen fort.«



Michelbacher Mühle, 11. Oktober 1649

Martha hatte den Hof nicht verlassen wollen und auch Konrad hatte sich heldenhaft bereit erklärt zu bleiben, obwohl er lieber im Stall im Heu schlief als in seiner alten Kammer. Sophie konnte den Mut der beiden nur bewundern. Sie selbst war froh, sich von Margret umsorgen und von den Kindern ablenken lassen zu können. So fand sie in der Nacht wenigstens etwas Schlaf und blickte der Beerdigung gefasst entgegen.

Die Zeremonie dauerte nicht lange. Es regnete in Strömen und Pfarrer Altgelt fasste sich so kurz, dass es schon fast despektierlich war. Sophie vermutete, dass er für den Toten nicht sonderlich viel Respekt übrig hatte. Sie beschwerte sich nicht. Ähnlich wie die wenigen Besucher wollte sie die Prozedur einfach hinter sich bringen und nach Hause in die trockene, warme Stube zurückkehren. Dass überhaupt Besucher gekommen waren, wunderte sie. Dietrichs Verhalten in den letzten Tagen seines Lebens hatte ihm viele Feinde gemacht. Wahrscheinlich wollten sie sich bloß versichern, dass er wirklich begraben wurde.

Margret lieferte gemeinsam mit ihrem Mann Sophie zu Hause ab und fuhr wieder, nachdem Sophie ihr mehrfach bestätigt hatte, dass es ihr gut ging und sie allein zurechtkam. Martha war nicht mit zum Friedhof gekommen. Stattdessen hatte sie eine gute Portion Essen vorbereitet, obwohl es keinen Leichenschmaus geben sollte.

»Man weiß ja nie«, bemerkte sie pragmatisch und zwinkerte Sophie zu.

Die ging erst einmal nach oben, um ihre durchnässten Kleider

zu wechseln. Seit der Sarg in die Erde gelassen worden war, hatte sich ein angenehmer Frieden in ihrem Inneren ausgebreitet. Die Panik, Verwirrung und Furcht der letzten Tage fielen von ihr ab und sie konnte endlich frei durchatmen. Auch wenn sie nicht genau wusste, wie es weitergehen würde, fühlte sie sich entlastet. Sie brauchte nicht mehr um ihr Leben fürchten, musste nicht mehr ständig aufpassen, was sie sagte und tat, war nicht mehr der Willkür ihres Mannes ausgeliefert.

Als sie zurück in die Küche kam, stellte sie überrascht fest, dass Elßgen gekommen war. Die Ärmste war auch ganz nass, trotz des dicken Mantels, der sie vor dem Regen hatte schützen sollen. Sie saß nahe beim Herd, stand jedoch auf, sobald Sophie eintrat.

»Mein Beileid, Sophie. Ich hoffe, du vergibst mir, dass ich nicht zum Friedhof gekommen bin«, sagte sie etwas förmlich.

Sophie winkte ab und nahm sie stattdessen in den Arm. »Ich verstehe schon, dass du nicht dabei sein wolltest. Du mochtest ihn ja nie so recht. Es ist schön, dass du jetzt hier bist. Isst du mit uns?«

»Gern.« Elßgen seufzte erleichtert und half mit, den Tisch zu decken.

Auch Konrad kam dazu, der sich schüttelte wie ein Hund. »So ein Mistwetter!«, schimpfte er, verstummte unter Sophies rügendem Blick aber schnell.

Martha stellte Brot und eine große Schüssel voll dampfendem Grünkohl auf den Tisch, in den sie einige kostbare Würste geschnitten hatte. Konrads Gesicht hellte sich augenblicklich auf und Sophie sog tief den würzigen Duft des Essens ein.

»Das wird uns allen guttun«, stellte Martha zufrieden fest und füllte zur Feier des Tages jedem einen eigenen Teller.

Sophie langte ordentlich zu. In der ständigen Anspannung mit Dietrich im Haus hatte sie oft keinen Appetit gehabt. Jetzt fühlte sie sich regelrecht ausgehungert und genoss die Mahlzeit in vollen Zügen.

»Was wird nun werden?«, fragte Elßgen nach einiger Zeit.
»Hast du dir schon Gedanken gemacht?«

Sophie nickte. »Ja, ich will versuchen, die Mühle weiterzuführen. Die Pacht ist für ein weiteres Jahr bezahlt und die Menschen in Michelbach und Widderstein brauchen die Mühle. Morgen will ich beim Rentmeister vorsprechen und fragen, ob der Graf dem zustimmt.«

Elßgen schaute sie nachdenklich an. »Wie willst du denn die viele schwere Arbeit bewältigen, ganz allein? Nichts für ungut, Martha«, fügte sie schnell hinzu.

Die Magd schnaubte nur und kaute weiter auf einem Wurstzipfel herum.

»Konrad hat sich bereit erklärt, hier bei uns als Knecht zu arbeiten. Er kennt sich ja gut aus und kann auch in der Mühle mithelfen. Gemeinsam werden wir das schon irgendwie schaffen.« Sophie bemühte sich, zuversichtlich zu klingen, aber Elßgen zog eine Augenbraue hoch.

»Du wirst dich doch melden, wenn du Hilfe brauchst, nicht wahr? Irgendwie habe ich das Gefühl, das hättest du schon lange tun sollen. Warum bist du nicht zu mir gekommen?«

Der leicht gekränkte Ton stach Sophie ins Herz und sie senkte beschämt den Blick. »Ich konnte nicht«, flüsterte sie. Wie sollte sie ihrer Freundin erklären, wie umfassend Dietrich sie kontrolliert und unter Druck gesetzt hatte? Welche Ängste sie ausgestanden hatte?

Es klopfte.

»Das wird mein Vater sein. Er hatte in Michelbach zu tun und wollte mich auf dem Rückweg mitnehmen.« Elßgen stand auf.
»Vielen Dank für das leckere Essen und alles Gute morgen. Herr Brinck wird bestimmt zustimmen. Und wenn nicht, sag mir Bescheid, dann werde ich ihm die Leviten lesen.«

Angesichts Elßgens erhobenen Zeigefinger musste Sophie lachen. Es tat unglaublich gut.



Nachdem Elßgen gefahren war, herrschte für eine Weile Schweigen in der Küche. Das Feuer knisterte im Herd, der Regen prasselte dumpf gegen die Scheiben und Sophie wurde von einer ungewohnten Trägheit erfasst.

»Wirst du wieder in deinem eigenen Bett schlafen?«, fragte Martha.

Sophie riss ihren Blick von den Tropfen an der Fensterscheibe los und sah an die Decke. »Ja, ich denke ... ich denke schon. Du willst sicher auch nicht weiter im Stall schlafen, oder Konrad?«

Der Bursche schüttelte den Kopf. »Nein, jetzt wo *er* nicht mehr da liegt, ist es in Ordnung.« Er schaute kurz zur Stube hinüber, als wollte er sich versichern, dass der Tote wirklich weg war.

»Geh ruhig nach oben, ich kümmere mich hier um alles. Nach der ganzen Aufregung brauchst du Ruhe.« Martha erhob sich und klopfte Sophie auf die Schulter. »Komm, Konrad, wir schauen nach den Tieren.«

Nachdem die beiden gegangen waren, blieb Sophie einen Augenblick reglos sitzen. Ihre Gedanken schienen sich von einem munter plätschernden Bächlein in eine zähfließende Schlamm-lawine verwandelt zu haben. Martha hatte recht, sie brauchte dringend Ruhe. Langsam stand sie auf. Auch ihr Blick wanderte zur Stube, die dunkel und still hinter der Küche lag. Sollte sie noch in der Bibel lesen? Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf. So gern sie das getan hätte, sie würde keinen Satz aufnehmen können. Vermutlich würden die Buchstaben vor ihren Augen verschwimmen.

Also zündete sie eine Kerze an und schleppte sich die Treppe hinauf. Auf dem Absatz blieb sie stehen. Sie hatte die Wahl, ob sie in ihrem Schlafzimmer oder im ehemaligen Zimmer ihres Vaters schlafen wollte. Sie konnte es sich ganz frei aussuchen, musste auf niemanden Rücksicht nehmen, vor niemandem Angst haben.

Die Tür zum Zimmer ihres Vaters knarzte laut. Sophie ging einige Schritte in den Raum hinein und sah sich um. Er war deutlich kleiner als ihr Schlafzimmer und bot auch nicht den Luxus eines Paravents. Sie kehrte um und betrat das Schlafzimmer.

Auch hier blieb sie mitten im Raum stehen und drehte sich langsam einmal um sich selbst, um bewusst alle Einzelheiten in sich aufzunehmen.

Trotz allem, was hier geschehen war, fühlte es sich viel vertrauter an als das Zimmer ihres Vaters. Die vier Jahre, die sie hier allein verbracht hatte, wogen schwerer als die wenigen Monate, in denen sie das Zimmer jüngst mit Dietrich geteilt hatte.

Sie stellte die Kerze ab, ging zur Kleidertruhe und klappte sie auf. In einem plötzlichen Anfall von Wut packte sie Dietrichs Hosen und Hemden, die sie so lange sorgfältig für ihn aufbewahrt hatte, und warf sie einfach in eine Ecke des Flurs. Der Mantel, den er achtlos über das Fußende des Bettes gehängt hatte, folgte, ebenso wie die Holzpantinen.

Erst als sie alles, was Dietrich gehört hatte, aus dem Zimmer geworfen und die Tür geschlossen hatte, bemerkte Sophie, dass sie weinte. Es waren keine Tränen der Trauer, sondern der Befreiung. Endlich konnte sie sehen, was ihre Schwester, Martha und Elßgen ihr immer wieder zu sagen versucht hatten: Ihr Mann war nicht der Heilige gewesen, zu dem sie ihn gemacht hatte. Er war schon immer selbstüchtig und verschwenderisch gewesen und hatte Sophie ausgenutzt. Sie hatte es bloß nicht wahrhaben wollen. Es hatte nicht in das selbst gewählte Bild ihrer heilen Welt gepasst, mit dem sie sich vor den Kriegswirren hatte schützen wollen. Wenigstens ihre Ehe sollte schön sein, wenn schon um sie herum so vieles im Argen lag.

Wie dumm sie gewesen war. Einfältig und naiv und gutgläubig hatte sie alles getan, was Dietrich von ihr verlangt hatte, einfach alles. Und selbst die Tatsache, dass er sie verlassen hatte, hatte sie sich nicht eingestehen wollen. Hatte tausend Gründe erfunden, nur um an ihrem Bild von ihm festhalten zu können. Endlich verstand sie das Kopfschütteln von Martha und die bedauernden Blicke ihrer Schwester. Sie hatten die ganze Zeit gesehen, wovor sie selbst die Augen verschlossen hatte.

Doch dann war er wider Erwarten zurückgekehrt und hatte

sein wahres Gesicht gezeigt. Sophie biss die Zähne zusammen und holte tief Luft. In diesem Moment in der einsamen Stille ihres Zimmers blickte sie der Wahrheit ins Auge: Ihr Mann war vier Jahre lang raubend, mordend und vergewaltigend durchs Land gezogen. Er hatte getrunken und gespielt und sich genommen, was er wollte, wann immer er es wollte. Sie glaubte nicht länger daran, dass er sich zurückgehalten hatte, während alle anderen sich austobten, so wie sie es sich die ganze Zeit einzureden versucht hatte. Er war verroht und hatte sich in das stetige Leben eines Müllers nicht mehr einfinden können.

Jetzt war er tot. Durfte sie darüber erleichtert sein? Musste sie nicht trauern? Sie ging ans Fenster und blickte hinaus in die regennasse Dunkelheit. »Herr, vergib mir«, flüsterte sie. Dann trat sie hinter den Paravent und zog sich aus, ganz in Ruhe. Sie wusch sich Gesicht und Hände an der Waschschüssel, spülte den Mund aus und legte sich mitten ins Bett. Sie war in kürzester Zeit eingeschlafen.



Am nächsten Morgen kam Sophie mit einem ganz neuen Lebensgefühl in die Küche. Ihr Leben lang war sie von anderen abhängig gewesen und hatte das sogar begrüßt, weil ihr die Verantwortung, eigene Entscheidungen zu treffen, zu groß erschien. Das hatte sich völlig verändert. Margrets Zuspruch hallte in ihr nach, dass sie es Sophie zutraute, die Mühle allein zu führen. Auf eigenen Füßen zu stehen. Das, was sie seinerzeit über Frau Ölschläger gedacht hatte, galt genauso für sie selbst: Sie hatte die Möglichkeit, ihr Schicksal in die Hand zu nehmen. Sie musste es nur tun.

Sie war so in Gedanken versunken, dass ihr die Dreckklumpen auf dem Küchenboden erst auffielen, nachdem sie das Feuer angefacht hatte. Die Spur zog sich von der Tür bis zum Vorratschrank. Misstrauisch öffnete sie den Schrank. Auf den ersten Blick fiel ihr nicht auf, dass etwas fehlte, doch bei genauerem

Hinsehen war von dem Brot eine dicke Scheibe abgeschnitten worden und die Dauerwurst schien auch ein Stück kürzer zu sein.

Sophie schloss die Schranktür wieder und folgte der Dreckschpur in den Flur. Vor der Haustür fand sie deutliche Spuren im aufgeweichten Boden – die Abdrücke von Stiefeln. Während sie in der Tür stand und die Fußstapfen mit einem leicht mulmigen Gefühl betrachtete, kam Martha aus ihrer Hütte.

»Na, guckst du, ob die Luft rein ist?«, feixte die Alte, aber Sophie zeigte bloß auf den Boden.

»Jemand war in der Küche.«

Martha stutzte und beugte sich vor, um die Fußabdrücke genauer anzusehen.

»So große Füße hat der Konrad nicht«, krächzte sie.

Ihr Unbehagen jagte Sophie einen Schauer über den Rücken.

»Wo führen die hin?«, fragte sie leise.

Martha folgte den Spuren bis zur Mitte des Hofes. »Rüber zur Mühle«, rief sie und kam zurück. »Fehlt denn was?«

»Etwas Brot und Wurst. Glaube ich.«

Sie standen einen Moment lang schweigend da, bis Martha sich kurz schüttelte und sich an Sophie vorbei ins Haus schob.

»Lass uns erst einmal frühstücken«, sagte sie.

Als Konrad die Treppe herunterkam und die angespannten Blicke der beiden Frauen auf sich spürte, rief er sofort: »Ich war das nicht!«

Sophie musste lachen und Martha verpasste ihm einen leichten Schlag auf den Hinterkopf.

»Du weißt gar nicht, warum es geht, du Esel. Los, in die Küche mit dir. Wir wollen essen.«

»Was ist denn los?«, fragte Konrad, unbeeindruckt von Marthas Behandlung.

Sophie zeigte wortlos auf den Dreck und begann, ihn mit dem Besen nach draußen zu fegen.

»Also, das war ich wirklich nicht«, sagte Konrad und setzte sich. Ihm schien nicht ganz klar, worin das Problem bestand.

»Das wissen wir«, sagte Martha. »Wir waren es auch nicht. Also wer dann?« Sie hatte die Hirseschüssel noch nicht auf den Tisch gestellt, da sprang Konrad auf.

»Der war hier? Hier in der Küche? Wir müssen sofort den Schultheißen rufen! Und nachsehen! Ja, bei dem Matsch draußen kann man den Spuren bestimmt gut folgen!«

»Setz dich«, sagte Sophie so bestimmt, dass es sie selbst überraschte.

Konrad schaute sie mit offenem Mund an, ließ sich aber tatsächlich wieder auf den Stuhl fallen.

»Vielleicht sollten wir nicht den Schultheißen rufen, sondern den Köhler Jörg vom Springerloch.« Martha sah Sophie eindringlich an. »Es ist ja schön und gut, wenn der Mühlengeist uns beschützt, doch unser Essen soll er uns nicht stehlen.«

Sophie verschränkte die Arme. »Unser Essen soll er uns nicht stehlen, aber einem berüchtigten Hexenmeister willst du unser kostbares Geld geben, ohne zu wissen, was dabei herauskommt?«

»Ich habe auch gehört, dass der Jörg in solchen Dingen Bescheid weiß und helfen kann! Der will wirklich viel Geld haben, da hat Frau Sophie schon recht.« Konrad nickte altklug.

»Herr Dormann und Herr Schneider sehen es schon richtig, denke ich«, sagte Sophie. »Es versteckt sich jemand irgendwo in der Gegend und holt sich mal hier und mal da das, was er zum Überleben braucht. Es gibt keinen Mühlengeist und deswegen brauchen wir auch keinen Hexer. Wir schließen einfach abends die Tür ab und dann ist Ruhe.« Sophie schaute Martha streng an.

»Da kann er uns immer noch den Erdkeller ausräumen«, erwiderte die patzig.

»Das wird er nicht tun. Denke ich.«

Sowohl Martha als auch Konrad ließen ihre Löffel sinken und sahen Sophie ausgesprochen fragend an.

Marthas Augen wurden schmal. »Woher willst du das wissen?«, fragte sie.

»Ist bloß so ein Gefühl«, murmelte Sophie. »Nachher werde

ich nach Altenkirchen gehen und schauen, ob ich mit dem Rentmeister sprechen kann«, wechselte sie gezielt das Thema, doch Marthas kritischen Blick wurde sie für den Rest des Frühstücks nicht mehr los.

Bevor sie sich auf den Weg nach Altenkirchen machte, suchte sie mit Konrad erneut die Mühle ab. Sie fanden nichts, außer weiteren Dreckklumpen unter der Leiter im Obergeschoss. Trotzdem verkündete Konrad, dass er zu Herrn Schneider gehen würde.

»Du gehst erst einmal in die Schule«, ermahnte Sophie ihn und erntete ein widerwilliges Brummen als Antwort. »Los jetzt, sonst kommst du noch zu spät.«

Konrad erwiderte nichts, stapfte aber mit so schweren Schritten die Treppe hinunter, dass sein Protest mehr als deutlich wurde.

Sophie folgte ihm nicht, sondern blieb noch etwas länger unter der Leiter stehen und schaute hinauf in die Dunkelheit des Dachspitzes. »Wer bist du?«, fragte sie leise. »Zeige dich!«

Nichts geschah. Sie wartete einen Moment und ging dann. Es gab heute viel zu erledigen.



Die Wachen vor dem Eingang zu den Amtsstuben, die in einem Flügel des Schlosses untergebracht waren, verwehrten Sophie den Eintritt.

»Was wollt Ihr?«, fragte einer der beiden schroff.

Sophie wich erschrocken zurück. »Ich muss den Rentmeister sprechen.«

»In welcher Angelegenheit?«

»Es geht um die Mühle in Michelbach«, antwortete Sophie unsicher. Die beiden Wachmänner flößten ihr Furcht ein.

»Der Rentmeister ist nicht da. Kommt morgen wieder.«

Während Sophie sich abwandte, um unverrichteter Dinge nach Hause zu laufen, fragte sie sich, ob diese Wachen an Dietrichs

Unfall beteiligt gewesen waren. Bei dem Wort *Mühle* hatten sich ihre Augen verengt. Oder hatte sie sich das nur eingebildet? Hat-ten die anwesenden Männer überhaupt gewusst, dass Dietrich Müller in Michelbach war?

Sie schüttelte den Kopf. Es war unwichtig. Viel wichtiger war die Frage, wie sie den Rentmeister erwischen konnte. Jeden Tag nach Altenkirchen zu laufen, um dann an der Tür abgewiesen zu werden, konnte sie sich nicht leisten. Sie grübelte eine ganze Weile, bis ihr einfiel, dass Herr Brinck nicht allein Rentmeister, sondern auch Marktaufseher war. Sie würde einfach am Donnerstag mit Elßgen zum Markt fahren, wie sie es so oft getan hatte, bevor Dietrich zurückgekommen war. Es würde sich sicherlich eine Gelegenheit ergeben, mit Herrn Brinck zu sprechen. Die Idee gab ihr Auftrieb, sodass sie sich nicht allzu sehr über die vertane Zeit ärgerte.

Der Rest des Vormittags verlief recht beschaulich. Sophie sammelte die Kleidung auf, die sie am Abend zuvor in den Flur geworfen hatte, und verstaute sie in der Kleidertruhe ihres Vaters. Vielleicht konnte Konrad später mal etwas davon bekommen. Sobald das erledigt war, nahm sie sich die Küche vor. Sie räumte die Vorratskammer und den Schrank aus, um sich einen genauen Überblick zu verschaffen, machte alles gründlich sauber und setzte einen Brotteig an, damit sie am nächsten Tag backen konnte. Als Nächstes nahm sie den Krug mit dem Geld vom Regal, leerte den Geldbeutel aus, den sie in Dietrichs Taschen gefunden hatte, und zählte alles durch. Zufrieden stellte sie fest, dass sie genug hatte, um Bier und Lebensmittel einzukaufen, mit denen sie die Mühlengäste bewirten konnte. Auch in dieser Hinsicht war es wichtig, dass sie am Donnerstag zum Markt fuhr. Je mehr Menschen sie traf, desto eher würde sich herumsprechen, dass die Mühle weiterhin in Betrieb war.

Wann hatte Dietrich das letzte Mal den Mühlstein geschärft? Sie würde beim Müller in Altenkirchen nachfragen, ob er ihr diesbezüglich helfen konnte. Trotz des Steinkrans war sie nicht

in der Lage, den Läuferstein aus seiner Position zu heben. Dafür brauchte man einen starken Mann. Sie betrachtete die Geldvorräte und schob einige Münzen zurück in Dietrichs Beutel. Sie musste die Kosten für das Schärfen des Steins mit einplanen. Da kamen die zusätzlichen Einnahmen durch den Verkauf des Gewehrs gerade recht. Sie notierte alles sorgfältig in ihrem Buch.

Endlich hatte die Ungewissheit ein Ende. Die Erleichterung, die sie empfand, machte ihr erst deutlich, wie sehr sie darunter gelitten hatte, nicht zu wissen, was mit ihren Einnahmen geschah, weil Dietrich sich willkürlich überall bedient hatte. Mit Grauen dachte sie an den Tag, als er das Geld für die Pacht *investiert* hatte.

Einem Impuls folgend legte sie das Geld nicht zurück in den Krug, sondern beschloss, es in einem kleinen Kästchen aufzubewahren, das ihr Vater in ihrer Jugend für sie geschnitzt hatte. Als sie es öffnete, fand sie darin eine Muschel. Erstaunt nahm sie sie heraus und betrachtete sie von allen Seiten. Sie hatte sie noch nie zuvor gesehen. Als Kinder hatten sie mit Begeisterung in der Wied nach Muscheln gesucht und Konrad hatte auch schon mehrfach stolz seine Funde präsentiert, aber von ihm war sie sicher nicht. Die Innenseite der Muschel schillerte außergewöhnlich schön. Wie lange sie wohl schon in diesem Kästchen lag? Sophie hatte es seit Jahren nicht geöffnet, sondern immer nur abgestaubt.

Sie schlug die Bibel auf, die neben dem Kästchen auf der Fensterbank lag. Die beiden Gedichte waren noch dort, wo sie sie zwischen die Seiten gesteckt hatte. War die Muschel ein weiteres Geschenk ihres unbekanntes Verehrers? Oder eine Kindheitserinnerung, die sie lange vergessen hatte? Sie konnte es nicht sagen. Nachdem sie das Geld hineingefüllt hatte, legte sie die Muschel darauf und klappte das Kästchen zu.

Jetzt waren die Vorräte in der Mühle und im Erdkeller dran. Marthas Sorge stellte sich als unbegründet heraus: Der Keller war gut gefüllt, ebenso wie die Getreidetrohnen in der Mühle. Dass die Katze mit einer frisch gefangenen Maus an ihr vorbeikam, beruhigte Sophie zusätzlich.

Mittags berichtete sie Martha über ihre Erkenntnisse des Vormittags, die daraufhin anerkennend nickte.

»Wir werden schon zurechtkommen. Das wäre doch gelacht, wenn wir das nicht schaffen würden.« Als wollte sie diese Aussage unterstreichen, stellte sie einen prall gefüllten Korb mit Pilzen auf den Tisch. »Das wird ein Festessen!«

»Schon wieder? Wir hatten erst gestern eins«, lachte Sophie. Sie beugte sich über den Korb und atmete tief ein. »Die riechen wundervoll.«

»Ja, und frisch sind sie. Der Regen hat sie in Scharen hervorgelockt. Das lohnt sich, morgen noch mal zu gehen. Je mehr wir trocknen können, desto besser.«

»Morgen will ich backen, da kann ich nicht mitkommen.«

»Schon gut, schon gut. Hast du weitere Spuren von unserem Geist gefunden?« Martha sah sie prüfend an.

»Nein, nichts«, antwortete Sophie und nahm sich eine Schüssel. »Ich hole Wasser, damit wir die Pilze waschen können.« Schnell lief sie nach draußen, bevor Martha nachhaken konnte. Ihr war durchaus bewusst, dass die Magd etwas ahnte, doch noch wollte sie ihr Geheimnis für sich behalten.



Altenkirchen, 14. Oktober 1649

Fast ein halbes Jahr. Sophie schaute zum Fachwerk des Schlosses empor und fühlte sich in der Zeit zurückversetzt. Es war fast ein halbes Jahr her, seit sie das letzte Mal mit Elßgen auf dem Wagen nach Altenkirchen zum Markt gefahren war. So viel war passiert in diesen Monaten, dass ihr der Kopf schwirrte. Es war merklich kühler als an jenem Morgen im Juni, der Himmel war bedeckt, aber Gott sei Dank regnete es nicht. Es war auch deutlich voller in der Stadt. Elßgen hieß den Knecht den Wagen ein ganzes Stück oberhalb des Marktes anhalten. Weiter unten herrschte schon so viel Gedränge, dass er ihn nicht ohne Probleme würde wenden können.

Sophie hängte sich ihren Korb über den Arm und hakte sich bei Elßgen ein. Einerseits war es wunderbar, wieder mit ihrer Freundin hier zu sein, andererseits war sie furchtbar nervös. Sollte der Rentmeister ihr den Betrieb der Mühle verwehren, wusste sie nicht, was aus ihr werden würde. Sicher könnte sie zunächst bei Margret unterkommen, doch eine echte Perspektive war das nicht.

»Er wird zustimmen. Mach dir keine Sorgen. Ich glaube kaum, dass hier die Müller Schlange stehen und darauf warten, dass irgendwo eine Mühle zu verpachten ist.« Elßgen zwinkerte ihr zu.

Je näher sie dem Marktplatz kamen, desto schwieriger wurde es, nebeneinander zu gehen. Schließlich mussten sie einander loslassen und hoffen, dass sie sich nicht aus den Augen verloren.

Es freute Sophie enorm zu sehen, wie viele Stände auf dem Markt aufgebaut waren. Zum ersten Mal seit Jahren gab es ein gutes Angebot nach einer ordentlichen Ernte, und wenn jetzt nicht noch irgendein Heer durchmarschierte und alles requirierte wie ein Heuschreckenschwarm, dann konnte die Bevölkerung darauf hoffen, in diesem Winter endlich einmal nicht zu hungern. Entsprechend laut und fröhlich ging es auf dem Markt zu. Die Marktschreier priesen ihre Waren in voller Lautstärke an und am Rand des Platzes führte ein ganzes Heer von Gauklern und Musikanten seine Künste auf.

Während Elßgen fasziniert einen Mann in buntem Kostüm beobachtete, der mit drei Pechfackeln jonglierte, reckte Sophie den Hals auf der Suche nach dem Marktaufseher.

»Ich sehe ihn nirgendwo«, sagte sie, bekam von Elßgen jedoch keine Antwort. Sie musste sie antippen, um ihre Aufmerksamkeit zu erlangen. »Hilf mir suchen, Elßgen.«

Die junge Frau sah sich um, konnte Herrn Brinck aber ebenfalls nicht entdecken.

»Komm, wir sehen uns einfach alles an und hoffen darauf, dass er uns findet. Eigentlich vergeht kein Markttag, an dem er dich nicht begrüßt, oder?« Sophie grinste Elßgen an.

»Ich gebe dir ungerne recht, doch vermutlich wird es so sein.« Elßgen verdrehte die Augen.

Sophies Korb war schon ziemlich schwer geworden, als ihr Plan endlich aufging und Herr Brinck neben Elßgen auftauchte. Er begrüßte sie überschwänglich und bemerkte Sophie zunächst gar nicht. Erst als Elßgen ihm erklärte, dass Sophie gern mit ihm sprechen würde, sah er sie an.

»Frau Gilles! Bitte entschuldigt, in diesem Gewühle habe ich Euch gar nicht wahrgenommen.« Er verbeugte sich.

»Ich müsste mit Euch bezüglich der Mühlenpacht sprechen, Herr Brinck«, erwiderte Sophie mit klopfendem Herzen.

Er machte ein betretenes Gesicht. »Die Pacht, ja. Ich hörte von Eurem Unglück. Mein Beileid, Frau Gilles.« Ein etwas schräger

Blick glitt über ihre Kleidung, der man nicht ansehen konnte, dass sie in Trauer war.

Sophie richtete sich auf und schob das Kinn vor. »Ich danke Euch.«

Ein Ruf übertönte den allgemeinen Lärm und jemand winkte dem Marktaufseher aufgeregt zu.

»Jetzt und hier ist nicht der richtige Zeitpunkt für ein Gespräch, aber ich habe morgen in Widderstein zu tun, da kann ich bei Euch vorbeischaun. Wäre Euch das recht?«

»Gern«, sagte Sophie erleichtert.

Er tippte sich an den Hut, warf Elßgen ein wehmütiges Lächeln zu und kämpfte sich durch die Menge, um zu sehen, weswegen er gebraucht wurde.

»Hoffentlich vergisst er es nicht«, sagte Sophie.

»Ich werde ihn daran erinnern. Soweit ich weiß, hat er auch mit meinem Vater etwas zu besprechen. Hast du alles, was du brauchst? Mein Korb ist so schwer, dass meine Arme bald über den Boden schleifen.«

»Ich weiß genau, was du meinst. Ja, von mir aus können wir uns auf den Rückweg machen.«

Das war leichter gesagt als getan. Sie wurden ständig aufgehalten und ausgefragt, was an den Gerüchten rund um die Michlbacher Mühle dran war, sei es nun der Tod des Müllers oder der vermeintliche Geist, der dort herumspuken sollte. Es widerstrebte Sophie zwar, aber sie nahm sich ein Beispiel an ihrem Vater und Martha und schlachtete die Aufmerksamkeit zu ihrem Vorteil aus. Wie von selbst fügten sich die Worte aus ihrem Mund zu einer wilden Geschichte zusammen, in der die kopflose Leiche im Mühlengraben zu einem Opfer ihres Mannes wurde, das sich an ihm hatte rächen wollen und – aufgrund seines vorzeitigen Ablebens – ihm dann als Geist nachgestellt und ihn in den Wahnsinn getrieben hatte. Da er nun gerächt sei, wäre wieder Frieden auf der Mühle eingekehrt und man könne jederzeit sein Korn mahlen lassen.

Als sie endlich auf dem Wagen saßen, sah Elßgen Sophie vollkommen verblüfft an. »Was ist denn in dich gefahren? So habe ich dich ja noch nie reden hören«, sagte sie halb anklagend, halb ehrfürchtig.

»Wieso? Was meinst du?« Sophie tat ganz unschuldig.

Elßgen schlug mit dem Handrücken gegen Sophies Arm. »Du weißt ganz genau, was ich meine! Was hast du denen denn da für ein Märchen aufgetischt?«

»Die Leute zerreißen sich sowieso das Maul und kommen auf die verrücktesten Ideen. Da ist es mir lieber, ich steuere die Gerüchte so, dass sie keine Angst haben, zum Mahlen zu kommen. Und wenn sie vor lauter Neugierde ein Bier trinken, kommt mir das nicht ungelegen. Da fällt mir ein, könnte dein Vater mir ein frisches Fass liefern? Ich habe nicht mehr viel und in nächster Zeit wird sicher einiges an Kundschaft kommen.«

»Natürlich, ich richte es ihm aus«, sagte Elßgen kopfschüttelnd. Nach einer kurzen Pause fragte sie: »Wie viel Wahrheit steckt denn in dem Märchen? War Dietrich wirklich wahnsinnig? Ich habe mir große Sorgen um dich gemacht.«

Sophie atmete einmal tief ein und aus. »Es ist möglich«, sagte sie dann leise. »Diese Zeit im Krieg ... Ich glaube, sie hat seine schlimmsten Seiten zum Vorschein gebracht.«

»Deswegen bist du auch nicht in Trauer.« Es war eine Feststellung, keine Frage.

»Nein. Ich hätte nie gedacht, dass ich das mal sage, aber ohne ihn bin ich besser dran.« Tränen schossen Sophie in die Augen und sie biss sich auf die Lippe, um nicht zu schluchzen. Das Eingeständnis war äußerst schmerzhaft.

»Was bin ich froh, dass du das endlich einsiehst«, sagte Elßgen mit einem traurigen Lächeln und drückte sie kurz an sich.

Sophie nickte stumm und wischte sich mit dem Handballen die Augen ab. »Jetzt heißt es, in die Zukunft blicken. Bete für mich, dass Herr Brinck nicht Nein sagt. Ich weiß sonst wirklich nicht, was ich machen soll.«

»Er wird nicht Nein sagen. Davon bin ich felsenfest überzeugt.«

Der Wagen fuhr aus dem Schatten der Bäume heraus und Sophie sah einen ganzen Trupp junger Burschen im Hof der Mühle stehen.

»Ach nein, was ist denn nun schon wieder?«, sagte sie mehr zu sich selbst als zu Elßgen.

»Das wird wohl der Suchtrupp sein. Mein Vater hat sich geschworen, den Vagabunden dingfest zu machen.«

Sophie seufzte nur. Konnte die Aufregung sich nicht endlich legen? Sobald sie näher kamen, hörten sie, wie Konrad und Martha aufgeregter erzählten, dass der Vagabund im Haus und in der Mühle gewesen war.

»Moment!«, rief Sophie laut, ehe die Burschen alle auschwärmten und ihr Haus und Hof auf den Kopf stellten. Sie sprang vom Wagen und ging energisch auf die Versammlung zu.

»Frau Sophie, die sind alle hier, um nach dem Mühlengeist zu suchen!«, rief Konrad stolz, als hätte er persönlich die jungen Männer rekrutiert.

»Ihr könnt Euren Mühlengeist in den Wäldern ringsum suchen, aber nicht hier auf meinem Hof, verstanden? Wir haben bereits mehrfach überall nachgesehen. Hier ist niemand.«

»Wir haben doch den Dreck in der Mühle gefunden ...«, protestierte Konrad.

»Genau. Und mehr nicht.« Sie sah mit festem Blick in die Runde. »Ich habe wirklich genug Sorgen im Augenblick. Euren Mut in allen Ehren, aber wenn Ihr nicht zum Mahlen kommt oder bewirtet werden möchtet, bitte ich Euch eindringlich, mich in Frieden zu lassen.«

Die Burschen ließen die Schultern hängen und schauten sich betreten an. Sophie bedauerte es etwas, dass Johann nicht mit von der Partie war. Er hätte sich sicherlich für sie stark gemacht.

»Also, dann ... dann suchen wir eben in den Wäldern. Achtet genau auf den Boden, ob ihr Fußspuren findet. Er war hier

unterwegs, wir finden bestimmt etwas!« Konrad marschierte in Richtung Wehr los, den Blick auf den Boden geheftet.

»Auf geht's!«, rief ein anderer und schon hatten sie Feuer gefangen und rannten hinter Konrad her.

»Du liebe Güte«, murmelte Sophie und sah Martha an. »Ich hoffe, du nimmst es mir nicht übel.«

Martha zuckte mit den Schultern. »Uns scheint er ja nichts zu tun«, bemerkte sie zynisch und verschwand in ihrer Hütte.

Sophie holte ihren Korb vom Wagen und gab Elßgen zum Abschied die Hand. »Ich sage dir Bescheid, was Herr Brinck gesagt hat. Bis bald!«



Wie bisher auch blieb die Suche der jungen Männer erfolglos. Zudem hatte es erneut zu regnen begonnen und Konrad kam frustriert und durchweicht nach Hause.

»Nichts gefunden?«, fragte Sophie und stellte ihm zum Aufwärmen einen Becher mit Kräutertee hin.

»Ein paar Spuren gab es schon und einen Lagerplatz mit Fischgräten. Aber der war schon alt. Der Vagabund hat bestimmt meine Angel geklaut!«

»Hast du eigentlich inzwischen eine neue?« Sophie wäre einem schönen frischen Fisch zum Abendessen nicht abgeneigt gewesen. Auch Martha horchte auf.

»Nein, noch nicht.« Konrad trank einen Schluck Tee und stand vom Tisch auf. »Ich gehe mich erst einmal umziehen.«

»Ja, mach das. Martha hat die Hühner schon eingesperrt, das brauchst du nicht mehr. Du musst nur die Schweine füttern.«

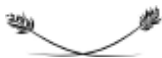
»Na gut«, stöhnte Konrad widerwillig, nahm den Eimer mit den Essensabfällen und verschwand nach draußen. Kurze Zeit später hörte Sophie ihn die Treppe hinaufstapfen.

»Für heute lasse ich es ihm durchgehen, aber ab morgen muss er seine Arbeiten wieder erledigen«, sagte sie zu Martha.

»Das sehe ich auch so.« Die Magd ließ sich seufzend auf einen Stuhl sinken. »Diese nasse Kälte ist nichts für meine alten Knochen.«

»Wenn wir gegessen haben, machst du es dir in deiner Hütte schön gemütlich. Die letzten Tage hast du dich um alles gekümmert, jetzt bin ich dran und du ruhst dich aus.«

Ein dankbares Lächeln huschte über das Gesicht der Alten.



Während des Essens gähnte Konrad ständig. Sophie ermahnte ihn mehrmals, sich die Hand vor den Mund zu halten.

»Ich glaube, du gehst heute auch früh ins Bett«, sagte sie. »Die Sucherei scheint ganz schön anstrengend gewesen zu sein. Sonst kommst du morgen nicht aus den Federn.«

»Ich wollte doch Wache halten, falls der Geist ... ich meine, der Landstreicher wiederkommt.«

Martha lachte höhnisch. »So, wie du aussiehst, wird der dir die Schuhe klauen, während du friedlich vor dich hin schnarchst.«

»Ich bin gar nicht müde!«, protestierte Konrad, musste allerdings im nächsten Moment schon wieder gähnen.

Sophie schmunzelte in sich hinein.

Nach dem Essen schickte sie Konrad mit dem Versprechen nach oben, ihn auf jeden Fall zu wecken, wenn sich etwas Außergewöhnliches ereignete. Zum Glück verzog er sich, ohne dass sie schimpfen musste. Martha verabschiedete sich ebenfalls für die Nacht und ließ Sophie allein. Die räumte auf und genoss dabei die in der Küche herrschende heimelige Ruhe, die sie so schon lange nicht mehr empfunden hatte.

Als sie mit dem Abwasch fertig war, nahm sie eine Kerze und ging hinüber in die Stube. Sie strich mit der Hand über den Rücken der Bibel, ehe sie sie vom Fensterbrett nahm und auf den Tisch legte. Die Worte ihres Lieblingspsalms verursachten ihr heute gemischte Gefühle. Es fiel ihr schwer, die Taten des Un-

bekannten als göttliche Hilfe zu werten. Immerhin hatte er auf Dietrich geschossen. Sie konnte nicht wissen, ob er ihn mit Absicht verfehlt hatte oder nicht. Es war allgemein bekannt, dass Gewehrschüsse oft danebengingen. Wenn der Unbekannte Dietrich gezielt den Hut vom Kopf geschossen hatte, war er ein wahrhafter Meisterschütze.

Sophie schüttelte sich leicht bei der Erinnerung an den Moment. Sie sah Dietrichs verzerrtes Gesicht vor sich, roch seinen Schweiß, fühlte die Angst, die selbst jetzt ihren Puls beschleunigte, obwohl es längst vorbei war. Ihre Augen richteten sich auf das dunkle Viereck des Fensters. Irgendwo da draußen war jemand. Jemand, der es geschafft hatte, trotz aller Suche unentdeckt zu bleiben. Jemand mit einem romantischen Herzen, der ihr Blumen und Gedichte geschenkt hatte. Jemand, der bescheiden genug war, nur das zu nehmen, was er zum Überleben brauchte, obwohl er viel mehr hätte stehlen können.

In Gedanken trug sie alle Diebstähle zusammen, von denen sie wusste: die alte Wolldecke aus dem Stall, ein Mantel hier, ein Hemd da, ein Trinkbecher, ein Brot. Etwas Wurst, Getreide aus der Mühle und Milch. Konrads Angel. Konnte man sie als bezahlt betrachten, weil er ihnen Fische geschenkt hatte? Sophie lächelte. Irgendwo da draußen ...

Ein Windstoß fegte Regentropfen gegen die Fensterscheibe und riss sie aus ihren Träumereien. Wenn dieser Fremde kein Geist war, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut ... Sophie setzte sich auf. Dann hatte er nichts als eine alte, löchrige Decke, um sich warm zu halten. Er konnte sich kein Feuer machen, denn damit würde er sich verraten. In lauen Sommernächten mochte ein kleines Feuer irgendwo im Wald unbemerkt bleiben, doch in einer nassen, stürmischen Oktobernacht konnte er es nicht riskieren. Wenn er bei dem Wetter überhaupt ein Feuer in Gang bekam. Und sollte er wirklich im Dachgebälk der Mühle Unterschlupf suchen, war es dort ebenfalls zugig und kalt.

Sophie stand auf. Auf leisen Sohlen ging sie ins Zimmer ihres

Vaters und öffnete die Kleidertruhe. Sie nahm eine warme Hose heraus, ein paar dicke Strümpfe und ein dicht gewebtes Hemd, das ihr Vater immer im Winter getragen hatte. Das alles rollte sie in eine Decke ein, die schon lange unbenutzt in der Truhe lag. Mit dem Bündel im Arm kehrte sie in die Küche zurück und füllte eine Schüssel mit noch warmer Suppe. Eine dicke Scheibe Brot und einen Löffel legte sie dazu und zündete ein Windlicht an.

Ein wenig unbehaglich war ihr schon zumute, als sie mit all diesen Dingen die Mühle betrat und die Treppe zum Obergeschoss hinaufstieg. Sie balancierte mit Schüssel und Windlicht die Leiter zum Dachspitz hinauf, stellte beides dort ab und holte das Bündel hinterher. Einen Moment verharrte sie unschlüssig. Sollte sie das Windlicht hier stehen lassen? Was, wenn die Katze es umstieß und die Mühle in Brand steckte? Nein, das konnte sie nicht riskieren. Sie hob es wieder auf und hielt es hoch, den Blick nach oben gerichtet. War da jemand zwischen den Balken? Sie konnte es nicht erkennen. Erst, als sie das Licht sinken ließ, bemerkte sie schwarze Zeichen auf den unteren Querbalken.

Neugierig trat sie näher heran. Buchstaben. Jemand hatte mit Kohle Buchstaben auf die Balken geschrieben. Der raue Untergrund der grob behauenen Balken machte es schwierig, die Worte zu entziffern, besonders im flackernden Licht der Kerze. Das musste sie sich morgen bei Tageslicht ansehen. Momentan hatte sie genug von der unheimlichen Gewissheit, dass hier wirklich jemand hauste, der es hervorragend verstand, sich unsichtbar zu machen. Hastig kletterte sie die Leiter hinunter und lief über den Hof ins Haus, wo sie die Tür sorgfältig verriegelte. So zuversichtlich sie auch war, dass der Fremde ihr kein Leid antun wollte, ins Haus sollte er ohne Einladung nicht mehr kommen.



Es war dunkel, als Sophie am nächsten Morgen aufstand. Sie wollte unbedingt nachsehen, ob ihre Gaben angenommen worden waren, bevor Martha wach wurde.

Wind und Regen hatten in der Nacht nicht nachgelassen, im Gegenteil – es kam Sophie vor, als würden die Böen die kalten Tropfen noch heftiger vor sich her peitschen als am Vortag. Bei so einem Wetter blieb man besser im Haus. Mitleidig dachte sie an Konrad, der auf dem Schulweg bis auf die Knochen durchnässt sein würde, ehe er an Michelbach vorbei war. Sie beschloss, ihn heute nicht zur Schule zu schicken. Er sollte lieber die Kühe und Jockel in den Stall treiben. Auf den Wiesen war sowieso kaum noch Gras zu finden, und wenn der Boden so aufweichte, würden die Tiere ihn bloß zertreten.

Sophie musste das Windlicht dicht am Körper halten, damit die Flamme nicht ausging. Kopfschüttelnd betrat sie die Mühle. Selbst der kurze Weg über den Hof hatte ihr dickes Wolltuch schon durchweicht, das sie zum Schutz umgelegt hatte. Am unteren Ende der Treppe hielt sie kurz inne und atmete einmal tief durch. Sie wusste nicht, was ihr lieber wäre: die Sachen unberührt vorzufinden oder zu entdecken, dass sie weg waren. Angespannt stieg sie nach oben.

Direkt neben der Leiter stand die leere Schüssel. Das Kleiderbündel war verschwunden. Mit bebenden Fingern nahm Sophie die Schüssel an sich und kletterte nach unten. Das Herz klopfte ihr bis zum Hals und sie rutschte beinahe im Matsch draußen aus in ihrer Hast, zurück ins Haus zu kommen. Im Flur schlug sie ihr Tuch kräftig aus und ging in die Küche, um es neben das Feuer zu hängen. Dann ärgerte sie sich, dass sie nicht gleich die Tiere gefüttert hatte, wenn sie schon mal draußen gewesen war.

Das macht mich alles ganz wirr im Kopf, dachte sie und setzte erst einmal einen Kessel mit Wasser auf, um eine große Kanne Kräutertee zu kochen. Den würden sie heute gut gebrauchen können.

Sie hatte schon eine halbe Tasse getrunken, bis Martha und Konrad in die Küche kamen.

»Du brauchst heute nicht in die Schule zu gehen. Du holst dir ja den Tod bei diesem Mistwetter«, sagte Sophie zu Konrad, der erleichtert aufseufzte.

»Danke, Frau Sophie.«

Martha betrachtete das Tuch neben dem Herd. »Hast du die Tiere schon versorgt?«, fragte sie.

»Nein, ich ... nein.« Verzweifelt überlegte sie, aus welchem Grund sie sonst hätte rausgehen sollen. Ihr Kopf war wie leer gefegt.

»Wenn ich nicht zur Schule muss, kann ich ja noch mal nach dem Mühlengeist suchen«, rief Konrad fröhlich.

»Konrad«, sagte Sophie energisch, froh über die Ablenkung. »Du sollst nicht in die Schule gehen, damit du nicht patschnass wirst da draußen. Wenn dir das nichts ausmacht, darfst du dich gern auf den Weg machen!«

Mit einem Schlag war die Begeisterung aus dem Gesicht des Jungen gewichen.

»Du wirst genug damit zu tun haben, den Stall für die Kühe und den Esel vorzubereiten und sie aufzustallen. Es ist besser, wenn wir sie von der Weide holen.«

»Ja, Frau Sophie«, erwiderte Konrad schmollend.

»Wenn dir die Jagd nach Gesindel so viel Freude bereitet, solltest du dich vielleicht bei der Stadtwache in Altenkirchen melden«, bemerkte Martha. »Obwohl ich bezweifle, dass die so ein Würstchen wie dich haben wollen.«

»Ach Martha, er ist doch noch ein Junge. Er wird schon wachsen«, versuchte Sophie die kränkenden Worte abzumildern.

Martha kicherte vor sich hin, während sie den Frühstücksbrei auf den Tisch stellte. Konrad schien es ihr nicht allzu übel zu nehmen, sondern griff erwartungsvoll nach einem Löffel.

Sophie sprach ein Gebet und danach herrschte erst einmal Schweigen am Tisch.

»Ich denke nicht, dass heute Mühlengäste kommen werden«, sagte Sophie schließlich mit einem Blick aus dem Fenster. »Ich werde in der Mühle ordentlich sauber machen. Es sind schon wieder überall Spinnen.« Dass ihr das Gelegenheit geben würde, die Schrift auf den Balken zu entziffern, erwähnte sie natürlich nicht.

»Dann kümmere ich mich um das Essen und meine Kräuter«, beschloss Martha. »Jetzt, wo sie alle gut getrocknet sind, kann ich sie weiterverarbeiten.«

»Ja, das mach nur. Bereite gleich eine Mischung für Hustentee vor. Ich fürchte, den werden wir brauchen. Und du rufst mich, wenn du Hilfe brauchst, ja, Konrad?«



Nachdem Sophie die Küche aufgeräumt hatte, nahm sie Besen und Kehrschaufel und ging hinüber in die Mühle. Sie fühlte sich gestärkt durch das Frühstück und auch die Tatsache, dass es hell war, half ihr, das mulmige Gefühl im Magen zu ignorieren. Trotzdem wanderte ihr Blick überall umher, während sie zu den Mahlwerken hinaufstieg. Dort begann sie, die Spinnweben von den Balken zu fegen. Eigentlich hätte sie ganz oben im Dachspitz anfangen sollen, aber das traute sie sich nicht. Ihr fiel plötzlich auf, dass der Fremde ihre Großzügigkeit als Einladung auffassen könnte, sich ihr zu erkennen zu geben. Sollte er das tun, hatte sie lieber etwas mehr Bewegungsfreiheit durch den Rundgang um die Mahlwerke als nur die kleine Fläche oben im Dachspitz. Es war auch leichter, eine Treppe hinunter zu flüchten als eine Leiter, besonders, wenn man Röcke trug.

Je länger Sophie fegte und nichts weiter geschah, desto mehr entspannte sie sich. Das Kätzchen jagte ihr kurz einen Schrecken ein, als es plötzlich die Leiter heruntergesprungen kam, sonst blieb alles still. Von draußen hörte sie Krähen und eine Taube und ab und an das Muhen einer Kuh. Ein friedliches Gefühl legte

sich um sie wie ein warmer Mantel, während sie den Dreck zusammenkehrte und in einen Eimer am Treppenabsatz schüttete. Ihr würde nichts geschehen.

Sie kletterte mit dem Besen die Leiter hinauf und sah sich um. Es war noch immer schummrig hier oben, doch sie konnte deutlich mehr erkennen als am Vorabend. Die Schrift lief um die gesamte Fläche des kleinen Spitzbodens, von dem aus man den Steinkran bedienen konnte. Da die Balken versetzt waren, befand sie sich abwechselnd auf Augen- und auf Bauchhöhe.

Sophie trat an einen Balken heran. »Und frage mich, worin liegt noch der Sinn«, las sie leise und trat einen Schritt zurück. Wo war der Anfang? Sie drehte sich einmal um sich selbst und steuerte dann auf die Lücke zum Steinkran hin zu. »Ah, hier«, murmelte sie. Vor dem ersten Wort war an dieser Stelle eine kleine Blüte gemalt. Auf der anderen Seite mündete das letzte Wort in einen Stern. Langsam, Schritt für Schritt an den Balken entlangehend, entzifferte Sophie etwas, das sich als ein weiteres Gedicht herausstellte.

»Ich ziehe wie ein Geist durch dunkle Nacht, kann Licht und Freud von Ferne nur erahnen, betrachte den Mond auf seinen stillen Bahnen, so halte ich im Finstern meine Wacht.« Die letzte Zeile stand auf einem niedrigeren Balken und Sophie richtete sich auf. Ob der Fremde die Spekulationen über den Mühlengeist mit angehört hatte? Gänsehaut überzog ihre Arme. Trotzdem las sie weiter.

»Ein Schatten meiner Selbst bin ich, ein Hauch, von Tag zu Tag nun schwinde ich dahin und frage mich, worin liegt noch der Sinn, hat für mein Leben jemand noch Gebrauch?«

Sophie schluckte. Sie konnte die Hoffnungslosigkeit dieser Worte förmlich greifen, spürte, wie sie tief in ihr ein Echo fanden, ein Echo ihrer eigenen Erfahrungen der vergangenen Monate.

Ein Poltern ließ sie zusammenfahren.

»Frau Sophie?« Konrads Stimme überschlug sich und endete in einem Krächzen. Der Junge kam in den Stimmbruch. Er räusperte sich und rief erneut: »Frau Sophie?«

»Was ist denn, Konrad?«

»Der Zaun ist kaputt!«

»Ich komme.« Sophie beeilte sich, nach unten zu gelangen.
»Sind die Kühe ausgebüxt?«, fragte sie, als sie vor Konrad stand.

»Nein, zum Glück haben sie es nicht gemerkt. Ich habe sie in den Stall getrieben und ihnen Heu gegeben. Für Jockel habe ich extra etwas abgetrennt, damit er die Kühe nicht beim Wiederkäuen ärgert.« Der Junge wischte sich mit dem Ärmel durchs Gesicht, womit er einen Schlammgespritzer quer über die Nase verteilte.

Sophie musste lächeln. »Gut gemacht, Konrad. Zeig mir die Stelle, wo der Zaun kaputt ist, dann überlegen wir, wie wir ihn reparieren. Und danach gehst du dich waschen, ziehst dir trockene Sachen an und wärmst dich erst einmal auf.«

Der Regen hatte inzwischen etwas nachgelassen, doch der Wind fauchte immer noch gefährlich laut durch die Wipfel der Bäume. Der Ast einer Weide war abgebrochen und auf den Zaun am Rand der Wied gefallen. Dabei war einer der Zaunpfähle umgeknickt.

»Der muss sowieso schon morsch gewesen sein, sonst hätte er das ausgehalten«, sagte Konrad fachmännisch. Er zog den Ast zur Seite, ging zu den angrenzenden Pfählen und rüttelte an ihnen.
»Der hier ist fest, aber der andere nicht. Den sollten wir auch ersetzen.«

»Wenn ich mich richtig erinnere, hatte Vater einige Pfähle vorbereitet und in die Scheune gelegt. Sieh mal nach. Danach gehst du rein. Heute reparieren wir das nicht. Die Tiere sind ja sicher im Stall.«

Konrad nickte dankbar und machte sich auf den Weg zur Scheune, ohne auf Sophie zu warten. Die ließ sich etwas mehr Zeit und prüfte jeden Zaunpfahl, an dem sie auf dem Weg zurück vorbeikam. Sie waren alle fest. »Gott sei Dank«, murmelte sie vor sich hin.

Als sie in den Hof kam, war sie ganz überrascht, einen Karren zu sehen. Sollte sich bei diesem unwirtlichen Wetter etwa doch

ein Mühlengast aufgemacht haben? Im Näherkommen erkannte sie die beiden Männer beim Karren als Knechte von Herrn Dorrmann. Sie zogen die Kappen von ihren Köpfen und grüßten höflich.

»Ihr hattet ein Fass Bier bestellt, Frau Gilles?«, fragte der eine.

»Oh, ja, das hatte ich, vielen Dank. Ihr könnt das alte Fass gleich mitnehmen.« Sie zeigte den Männern, wo sie hinmussten, und ging dann ins Haus, um das Geld zu holen. Dort wartete eine weitere Überraschung auf sie: Elßgen saß in der Küche.

»Was tust du denn hier?«, sagte Sophie freudig.

»Ich überwache die Lieferung«, erwiderte Elßgen mit tiefer Stimme und zog die Augenbrauen zusammen, bis sie lachen musste.

Sophie umarmte sie. »Bei so scheußlichem Wetter setzt du dich freiwillig auf den Wagen? Du bist verrückt.« Aus Gewohnheit griff Sophie zu dem Krug im Regal, um das Geld herauszunehmen. Erst als sie ihn angehoben hatte und sich wunderte, warum er so leicht war, fiel ihr ein, dass sie das Geld ja in der Stube versteckt hatte. »Kleinen Moment«, sagte sie und holte die Münzen aus dem Holzkästchen.

»Übrigens!«, rief Elßgen hinter ihr her. »Wir wollen bald das erste Spinnstubentreffen abhalten.«

Sophie kam zurück und reichte Elßgen das Geld. Die steckte es in ihre Tasche, ohne näher darauf zu schauen.

»So früh?«, sagte Sophie.

»Ach, Papperlapapp. Was will man denn sonst machen bei so einem Dreckswetter?« Elßgen grinste. »Hast du es dir überlegt, ob wir uns hier bei dir treffen können?«

»Elßgen, du weißt genau, dass ich da nicht viel von halte.«

»Bitte! Mir zuliebe!«, bettelte Elßgen. »Du kannst ja aufpassen, dass es nicht zu wild wird.«

»Ich weiß nicht«, sagte Sophie

»Es wird Zeit, dass du mal wieder fröhliche Menschen um dich hast, nach all den schrecklichen Dingen, die hier passiert sind«,

versuchte Elßgen weiter, sie zu überzeugen. »Ein bisschen Unbeschwertheit kann dir nicht schaden!«

»So kurz nachdem ich meinen Mann beerdigt habe, erscheint mir das nicht angebracht.«

Elßgen schob die Unterlippe vor. »Da hast du leider recht«, sagte sie missmutig. Ihr Gesicht hellte sich im nächsten Moment schon wieder auf. »Du denkst aber darüber nach, ja? Der Winter wird lang, da haben wir genug Gelegenheit, uns dann später auch mal bei dir zu treffen. Du könntest den Mädchen zeigen, wie man diese zauberhaften Ecken stickt, die du immer an Ärmeln und Kragen hast.«

»Das habe ich schon ewig nicht mehr gemacht.«

Es klopfte und einer der Knechte rief von draußen: »Fräulein Dormann, wir können zurückfahren.«

Elßgen stand auf. »Überleg es dir, ja?« Sie winkte Sophie zum Abschied und eilte hinaus. Im gleichen Moment kam Konrad die Treppe herunter. Er schaute Elßgen sehnsüchtig hinterher und kam mit einem verträumten Lächeln in die Küche. Sophie stellte zufrieden fest, dass er ordentlich aussah und sich sogar die feuchten Haare gekämmt hatte. Sie reichte ihm einen Becher Tee.

»Was wollte Fräulein Dormann?«, fragte er, während er sich an den Tisch setzte, die Hände um den Becher legte und erst einmal die Wärme genoss.

»Ihre Knechte haben ein Fass Bier geliefert. Und sie wollte fragen, ob sie eine Spinnstube hier abhalten kann.«

Sofort schnellte Konrads Kopf nach oben.

»Nein, vorerst nicht. Und du bist sowieso zu jung«, ergänzte Sophie schnell.

»Johann hat gesagt, er würde mich mitnehmen diesen Winter«, protestierte Konrad. »Er hat gesagt, er durfte auch mit vierzehn das erste Mal hin.«

Sophie stieß einen langen Atemzug aus. »Wir werden sehen. Hast du die Zaunpfähle gefunden?«

Konrad nippte an seinem Tee. »Ja«, sagte er, »ich habe sie auch

schon runter zur Weide gebracht. Dann können wir sie morgen gleich austauschen.«

»Sehr gut.«

Die Tür ging auf und Martha kam herein. »Bitte sehr«, sagte sie und machte Platz, um jemandem Eintritt zu gewähren, blieb aber nicht. Es war Herr Brinck.

»Ich komme doch nicht ungelegen?«, fragte Herr Brinck angesichts Sophies etwas verwirrten Gesichtsausdrucks.

»Nein, nein, durchaus nicht. Ich hatte bloß ...« – *völlig vergessen, dass Ihr kommen wolltet*, konnte sie wohl kaum sagen – »... später mit Euch gerechnet. Bitte, kommt in die Stube. Darf ich Euch einen warmen Tee anbieten?«

»Gern«, erwiderte Herr Brinck und folgte Sophies Einladung.

Hastig zündete Sophie einige Lichter an, denn draußen hatte der Regen erneut eingesetzt und in der Stube war es so duster, als würde es bereits dämmern. Sie holte den Tee und setzte sich zu Herrn Brinck an den Tisch. Höflich wartete sie, bis er einige Schlucke getrunken hatte und sich mit einem dankbaren Seufzer zurücklehnte.

»Das tut jetzt wirklich gut. Hoffentlich lässt der Regen bald nach. Die Wied ist schon kräftig angestiegen.«

»Ich will Euch auch gar nicht lange aufhalten«, sagte Sophie.

»Wollt Ihr die Mühle weiter betreiben?«, fragte der Rentmeister ohne Umschweife.

»Ja, das würde ich sehr gern, wenn es dem Grafen beliebt.«

»Das freut mich zu hören. Ich hatte mir schon Gedanken gemacht, wie wir die Widdersteiner und Michelbacher versorgt kriegen, solltet Ihr die Mühle aufgeben wollen. Ich weiß, Ihr habt lange Seite an Seite mit Eurem Vater gearbeitet und er hat immer betont, wie gewissenhaft Ihr Eure Aufgaben erfüllt und wie gut Ihr Euch auskennt mit der Müllerei. Allerdings gibt es ja einige Arbeiten rund um die Mühle, die für eine Frau nicht leicht zu bewältigen sind.«

Sophie nickte. »Das bereitet mir auch Sorge, allen voran das

Schärfen der Mühlsteine. Das kann ich nicht. Könnt Ihr mir einen Steinmetz nennen, der das für mich übernehmen könnte? Die anderen Müller haben wohl kaum Zeit, das zusätzlich zu tun.«

»Ich hätte da jemanden, der das machen kann, aber natürlich nur gegen Bezahlung«, erwiderte Herr Brinck zögernd.

»Natürlich gegen Bezahlung. Ich habe bereits alles durchgerechnet, und wenn er keine Unsummen verlangt, werde ich es mir leisten können. Wäre es möglich, die Michelbacher zu mehr Frondiensten heranzuziehen, wenn es um Reparaturen geht? Mein Vater hat es ja meist selbst gemacht ...« Sie stockte. Plötzlich kam es ihr vor, als wäre das ganze Unterfangen nie im Leben zu meistern.

»Macht Euch keine Sorgen, Frau Gilles. Ich komme gerade vom Dormann und er hat mir noch einmal versichert, dass die Menschen in Michelbach und Widderstein gerade nach den Betrügereien, die Euer Mann betrieben hat, große Stücke auf Euch halten. Sie wissen, dass Ihr ehrbar und fleißig seid, und sind bereit, Euch zu helfen, wo sie können.« Er lächelte sie wohlwollend an.

Sophie stiegen unwillkürlich die Tränen in die Augen. Schnell drehte sie den Kopf weg und blinzelte heftig.

»Ich kann Euren Mut und Eure Entschlossenheit nur bewundern«, fügte er etwas leiser hinzu.

»Danke«, brachte Sophie mit erstickter Stimme hervor. Sie schluckte und wandte sich ihm wieder zu. »Vielen Dank für Eure Unterstützung. Ich hätte sonst nicht gewusst, wie es weitergehen soll.«

»Da die Pacht bezahlt ist, bleibt mir nichts weiter, als Euch gutes Gelingen zu wünschen. Ich spreche mit dem Steinmetz. Wann soll er zum Schärfen kommen?«

Sophie überschlug im Kopf den Zeitraum, wann Dietrich die Steine das letzte Mal geschärft hatte. »Bald«, sagte sie dann. »Spätestens in zwei Wochen.«

Herr Brinck stand auf. »In Ordnung. Ich werde in meinen Unterlagen einen Vermerk machen, dass die Pacht auf Euch übergegangen ist. Wenn sonst noch etwas sein sollte, gebt mir gern Bescheid.« Er verbeugte sich zum Abschied und ging hinaus.

»Jetzt seid Ihr also die Müllerin, ja?«, fragte Konrad, der das Gespräch gespannt mitverfolgt hatte, und sah Sophie mit großen Augen an.

»Ja«, antwortete sie und verspürte einen gewissen Stolz. »Jetzt bin ich die Müllerin.«



Michelbacher Mühle, 15. Oktober 1649

Kaum war Herr Brinck weggeritten, kam Martha in die Küche und wollte alles genau wissen. Sophie unterhielt sich so angeregt mit ihr, während sie das Abendessen vorbereiteten, dass sie das Fegen der Mühle völlig vergaß, ebenso wie das Gedicht auf den Balken, das sie nur zur Hälfte gelesen hatte. Es fiel ihr erst wieder ein, als sie durch den Regen zum Stall hastete, um die Kühe zu melken.

Während sie auf dem Schemel saß und zusah, wie die Milch in den Eimer spritzte, grübelte sie darüber nach, was sie wegen ihres ungebetenen Gastes nun unternehmen sollte. Offenbar wollte er im Verborgenen bleiben, sonst hätte er die Chance genutzt, sich ihr zu zeigen, als sie allein in der Mühle gewesen war. Da sie noch immer nicht genau wusste, wo er sich verbarg, konnte sie ihn nicht aufsuchen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass jemand in der Lage war, auf Dachbalken zu schlafen, auch wenn eins der Gedichte dies vermuten ließ.

Sophie lächelte. Diese Gedichte! Sie waren so wunderschön, tiefsinnig und gefühlvoll. Trotz seines melancholischen Grundtons hatte auch das heute in der Mühle sie bezaubert. Morgen würde sie es auf ein Blatt Papier abschreiben, damit es nicht verloren ging. Die Kohle auf den Balken würde mit der Zeit verblasen und unleserlich werden.

Sollte sie dem Dichter wieder etwas zu essen bringen? Aus irgendeinem Grund widerstrebte es ihr, ihn mitzuversorgen, wenn sie ihn nicht kannte.

Obwohl sie gerade etwas anderes beschlossen hatte, machte

Sophie einen kleinen Abstecher in die Mühle, wo sie den Wasserkrug, der dort nebst einigen leeren Bechern immer zur Verfügung stand, mit Milch füllte.

»Besser als nichts«, flüsterte Sophie und deckte ein Tuch über den Milcheimer, damit es auf dem Rückweg zum Haus nicht hineinregnete.

Martha hatte sich schon in ihre Hütte zurückgezogen, aber Konrad saß noch in der Küche und fing sofort an zu reden, sobald sie den Raum betrat. Er erzählte und erzählte, als wären seine Gedanken ein aufgestauter Fluss, der nun in einem Schwall den Damm durchbrach. Sophie ertappte sich dabei, dass sie nach einer Weile gar nicht mehr alles aufnahm.

Sie sah ihn entschuldigend an. »Ich fürchte, ich bin sehr müde. Ich werde jetzt zu Bett gehen«, sagte sie und zündete eine Kerze an.

»Also, ich bin nicht müde«, erwiderte Konrad, stand jedoch trotzdem auf.

»Du kannst gern noch etwas für die Schule tun, da du ja heute den Unterricht verpasst hast.« Sophie lächelte ihn an.

»Ach, vielleicht gehe ich doch lieber ins Bett. Es war ja schon anstrengend mit den Kühen heute.« Er gähnte demonstrativ.

»Möchtest du auch ein Licht?«

»Nein, nein, nicht nötig. Gute Nacht!« Er lief behände die Treppe hinauf und verschwand in seiner Kammer.

Sophie schmunzelte vor sich hin, verriegelte die Tür und ging in ihr Zimmer. Obwohl sie wirklich erschöpft war, schlief sie nicht sofort ein. Ihre Gedanken sprangen von hier nach dort, als würde der Wind sie hin und her zerren. Während der Regen aufgehört hatte, piffen die Böen durch jede Ritze und rappelten an den Fensterläden. Über den Lärm glaubte Sophie, mehrmals ein gleichmäßiges Klopfen zu hören, das sie nicht einordnen konnte. Da es jedoch weit weg zu sein schien, beachtete sie es nicht weiter und driftete schließlich in einen unruhigen Schlaf.



Der Sturm schien sich in der Nacht ausgetobt zu haben, denn der nächste Morgen dämmerte mit vereinzelt Sonnenstrahlen, die durch die Wolkendecke blitzten. Sophie schickte den grummelnden Konrad zur Schule und machte sich dann zügig an ihre morgendlichen Pflichten, denn sie rechnete heute mit den ersten Mühlengästen seit Dietrichs Ableben. War das wirklich erst eine Woche her? Es fühlte sich so fern an wie ein böser Traum, aus dem sie kürzlich erwacht war und der in ihrer Erinnerung bereits zu verblissen begann.

Kaum war sie damit fertig, die Tiere zu versorgen, rollte auch schon ein Wagen auf den Hof. Es war allerdings kein Mühlengast, sondern ihre Schwester, die herabsprang und ihr erst einmal um den Hals fiel.

»Es tut mir so leid!«, rief sie verzweifelt und drückte Sophie so fest an sich, dass die kaum Luft bekam.

»Was ist denn los?«, fragte Sophie verwirrt. Gab es etwa schon wieder ein Unglück?

»Ich habe die ganze Woche keine Zeit gefunden, dich zu besuchen.« Margret legte ihr beide Hände auf die Schultern und betrachtete sie eingehend. »Geht es dir gut?«

Sophie lachte und nahm ihre Schwester noch einmal in den Arm. »Ja, mir geht es gut. Wollt ihr reinkommen?« Sie sah Margrets Mann auf dem Kutschbock an, doch der winkte ab.

»Ich muss nach Altenkirchen. Auf dem Rückweg vielleicht.« Damit wendete er und fuhr davon.

»Geht es dir wirklich gut? Ich habe mir die ganze Zeit solche Sorgen um dich gemacht. Aber es war wie verhext! Ständig war irgendwas, weswegen ich nicht weg konnte.«

Die Schwestern gingen ins Haus, wo Martha Margret freudig begrüßte. Sie hatten sich kaum hingesetzt, da erscholl von draußen schon der Ruf: »He da, Müllerin!«

Sophie zuckte entschuldigend mit den Schultern und eilte nach draußen. Es war Johann, der vom Wagen stieg und Sophie breit angrinste.

»Hallo Johann, wie schön, dich mal wieder zu sehen!«

»Und endlich sind mal nicht hundert Leute da, weil irgendeine Katastrophe eingetreten ist.« Eine leichte Röte kroch ihm in die Wangen.

»Ja, es war ... es war viel los. Hast du etwas zu mahlen?«

»Drei Säcke, zwei von uns und einen von den Nachbarn. Stimmt es, dass du die Mühle allein weiterführst?«

»Ich werde es zumindest versuchen. Der Rentmeister hat schon zugestimmt.« Sie öffnete die Tür zur Mühle und winkte Johann heran, der bereits einen Sack geschultert hatte. In dem Moment, als sie den Metzen in die Hand nahm, spürte sie Genugtuung, ja beinahe schon Freude in sich aufsteigen. Mit geübten Bewegungen maß sie das Getreide in das Sieb, reinigte es und entnahm ihren Lohn.

»Soll ich dir den Sack nach oben tragen?«, fragte Johann.

»Es geht schon, danke.« Sophie packte den Sack und warf ihn über die Schulter. Vielleicht würde sie sein Angebot beim dritten Sack annehmen, doch jetzt erfüllte es sie mit so viel Stolz, zum ersten Mal diese Arbeit in voller Verantwortung auszuführen, dass sie sie nicht abgeben wollte. Vielleicht war sie albern und würde sich noch früh genug einen Träger wünschen, aber heute nicht. Oben angekommen fiel ihr auf, dass sie die Mühle ja noch in Gang setzen musste. Auf dem Weg nach unten warf sie einen prüfenden Blick auf alle Mechaniken und Zahnräder und schaute nach, ob ein Auffangsack am Kleiekotzer angebracht war. Dem war nicht so und sie hängte mit einem belustigten Schnauben einen leeren Sack unter die Holzfratze.

Auf dem Wehr stemmte sie den Schütz auf und blieb einen Moment stehen, bis das Mühlrad sich gleichmäßig drehte. Durch den Regen stand das Wasser hoch im Mühlengraben und strömte kräftig gegen die Schaufeln, wodurch ein hohes Tempo zustande kam.

Johann hatte sich aus dem Eingang der Mühle zurückgezogen und beobachtete die knarrende, klappernde Maschinerie im Inneren mit skeptischem Blick. Es belustigte Sophie, wie viele Menschen sich vor der Mühle fürchteten, obwohl es sich um nichts weiter handelte als ein ausgeklügeltes System von ineinandergreifenden Zahnrädern. Wer es nicht verstand, dem konnte es allerdings wie Magie erscheinen.

Während der erste Sack gemahlen wurde, maß Sophie die beiden anderen ab und stellte sie bereit.

»Möchtest du etwas trinken und dich reinsetzen, während du wartest?«, bot sie Johann an.

»Nein, danke.« Er sah so aus, als wollte er noch mehr sagen, schien sich aber nicht überwinden zu können.

Sophie konnte sich schon denken, woran das lag. »Ich habe gehört, du wirst heiraten«, half sie ihm auf die Sprünge.

Er stieß einen erleichterten Seufzer aus. »Ja, das stimmt. Hanni ist bezaubernd. In zwei Wochen soll die Hochzeit sein. Meine Mutter macht mich ganz verrückt mit ihren Vorbereitungen. Und Vater lacht immer bloß und geht schnell raus in die Werkstatt.«

»Ich freue mich für dich und wünsche dir und deiner Braut alles Gute«, sagte Sophie lächelnd.

Johann ließ seinen Blick über die Ställe wandern. »Bist du sehr traurig über den Tod deines Mannes?«, fragte er, ohne sie anzusehen.

Sophie holte tief Luft. »Nein«, sagte sie dann mit fester Stimme. »Ich habe sehr unter ihm gelitten.«

»Wegen der Betrügereien?« Johann studierte jetzt seine Stiefelspitzen.

»Das auch.« Da Sophie nicht mehr darüber sagen wollte, schaute sie nach, ob das Getreide des ersten Sacks schon durchgelaufen war. Als sie zurückkam, sah Johann sie wieder an.

»Mach dir keine Sorgen wegen dieses Landstreichers. Wir werden ihn finden. Ich habe mich schon mit ein paar Jungs abgespro-

chen, dass wir uns auf die Suche machen. Er kann uns nicht ewig entwischen.«

Sophie zog eine Augenbraue hoch. »Eigentlich tut er doch niemandem etwas«, warf sie zaghaft ein.

»Er tut niemandem etwas? Wie kannst du das sagen, wenn er hier überall in die Häuser schleicht und Sachen stiehlt?« Johanns Entrüstung war greifbar und Sophie überlegte, ob ihre romantische Einstellung vielleicht etwas fragwürdig war.

»Es sind nur Kleinigkeiten«, murmelte sie, wusste jedoch, dass es vergebens war. Anscheinend hinterließ der geheimnisvolle Vagabund nirgends sonst Gedichte und Blumensträuße, sonst hätte sich das schon herumgesprochen. »Nimmst du den zweiten Sack?«, fragte sie, um von dem heiklen Thema abzulenken.

Nachdem sie das Getreide in die Trichter gefüllt hatte, hieß es wieder warten.

Johann hatte den Sack mit dem fertigen Mehl bereits auf den Wagen geladen und kam zurück. »Wenn es dir nichts ausmacht, würde ich doch gern etwas trinken«, sagte er.

»Natürlich, komm mit in die Küche. Martha ist dort mit meiner Schwester.« Sophie blieb eine Weile bei den anderen, nachdem sie Johann bedient hatte, bis ihr Gefühl ihr sagte, dass der Mehlsack gewechselt werden musste. Wie sie feststellte, kam sie sogar etwas spät, denn der Sack ließ sich nur mit Mühe zubinden. Sie holte den Metzen und füllte einen Teil des warmen Mehls in den neuen Sack. »Sicher ist sicher«, sagte sie leise und schleppte den vollen zur Tür. Kurz überlegte sie, ob sie die Wartezeit oben im Dachspitz verbringen sollte, um den Rest des Gedichts zu lesen. Sie hatte da oben auch noch nicht gefegt, aber das konnte sie schlecht tun, während die Mühle lief. Doch dann kam Johann wieder heraus und leistete ihr Gesellschaft, bis auch der letzte Sack gemahlen war.

»Es freut mich, dass du hier weitermachst«, sagte Johann zum Abschied. »Ich wünsche dir viel Glück, und wenn du Hilfe brauchst, gib mir Bescheid. Ich helfe gern.«

»Danke Johann, das weiß ich zu schätzen.« Sophie winkte ihm nach, stoppte das Mühlrad und setzte sich zufrieden strahlend in die Küche.

Margret betrachtete sie nachdenklich. »Dass du solche Freude an dieser Arbeit haben kannst«, sagte sie lächelnd. »Mir war die Mühle immer irgendwie unheimlich.«

»Ach deswegen hast du Mutter lieber beim Kochen und Waschen geholfen! Ich war immer froh, wenn Vater mich gerufen hat.« Sophies Lächeln wurde wehmütig. »Ich vermisse ihn.«

»Ja, wir hatten es schon gut, dank ihm, trotz Krieg und allem. Ich hoffe, meine Kinder können das auch einmal von mir sagen.«

Die Zeit, bis Margrets Mann sie abholen kam, verging viel zu schnell. Diesmal drückte es allerdings nicht so sehr auf Sophies Gemüt, ihre Schwester gehen zu lassen. Sie würden sich am nächsten Tag in der Kirche wiedersehen. Sophie freute sich schon darauf.

Sobald Margret gefahren war, holte sie sich Schreibmaterial und ging endlich hinauf in den Dachspitz der Mühle. Sie hatte schon gesehen, dass die Milchkanne leer war, die sie hingestellt hatte, und war gespannt, was sie oben vorfand. Beinahe umsonst. Der Dachspitz war so leer wie immer, allein neben dem Ende der Leiter war ein kleines Häuflein Dreck sorgfältig zusammengefeht. Der Besen lehnte daneben am Balken.

Wieder einmal suchten Sophies Augen das Halbdunkel unterm Dach ab, vergeblich. Sie nahm den Besen und fegte den Dreck über den Rand, sodass er um die Leiter herum nach unten fiel. Dort hatte sie gestern nicht gefegt, aus genau diesem Grund. Sie warf den Besen hinterher und wandte sich dem Gedicht zu.

Während sie die Buchstaben auf den Balken entzifferte und abschrieb, konnte sie den Sinn gar nicht richtig erfassen. Erst als alles auf dem Blatt stand, las sie das Gedicht in Ruhe durch.

Ich ziehe wie ein Geist durch dunkle Nacht,
Kann Licht und Freud von ferne nur erahnen,
Betracht den Mond auf seinen stillen Bahnen,
So halte ich im Finstern meine Wacht.

Ein Schatten meiner Selbst bin ich, ein Hauch,
Von Tag zu Tag nun schwinde ich dahin
Und frage mich, worin liegt noch der Sinn,
Hat für mein Leben jemand noch Gebrauch?



Was würde fehlen, läg ich in tiefem Grund?
In Ewigkeit verschließen meinen Mund?
Kein Mensch auf dieser Welt tät mich vermissen.

Doch kann ich meinen Posten nicht verlassen,
Will meiner Tage Lichtblick nicht verpassen,
Für Dich nur bin ich hier, das sollst Du wissen.

Sophie zuckte zusammen. »Für mich?«, flüsterte sie. Sie drückte das Papier an ihre Brust und schaute sich suchend um. Nichts war zu sehen, gar nichts, und es frustrierte sie. Sie konnte nicht anders, als sich angesprochen zu fühlen. Diese Zeilen galten ihr, daran hatte sie keinerlei Zweifel. Aber wer war der Schreiber, der augenscheinlich so mit seinem Leben haderte und ihr dennoch so treu war?

Mit dem Gedicht in der Rocktasche stieg sie die Leiter hinunter und fegte den Bereich darunter sauber. Den ganzen Sommer über war sie von den kleinen Aufmerksamkeiten begleitet worden. Sie hatten ihr gutgetan, ihr Kraft gegeben, sie die Hoffnung nicht verlieren lassen. Seit die Leiche im Mühlengraben gelegen hatte. Sie schüttelte sich unwillkürlich bei dem Gedanken an den grausigen Fund. Was hatte beides miteinander zu tun? Grübelnd kippte sie den zusammengefügten Dreck in den Eimer und trug

alles nach unten, um dort weiterzufegen. Sie war noch mitten dabei, als Konrad von der Schule nach Hause kam.

»Es gibt Essen, Frau Sophie!«, rief er über den Hof.

»Ich komme gleich!«, erwiderte sie und fegte konzentrierter weiter. Sie wollte die Arbeit nicht schon wieder unterbrechen, sonst würde sie nie fertig werden. Als sie in die Küche kam, konnte sie Konrad seine Ungeduld ansehen.

»Gut«, grummelte Martha. »Viel länger hätte ich den Bengel nicht vom Essen weghalten können.«

Sophie setzte sich lachend an den Tisch. »Dann lasst uns beten.« Sie faltete die Hände, sprach das Tischgebet und schaute dann amüsiert zu, wie Konrad sich auf die Mahlzeit stürzte. »Du willst wohl wachsen, hm?«, fragte sie.

Er zuckte mit den Schultern und löffelte weiter.

Sophie aß deutlich langsamer und genoss jeden Bissen. Es kam ihr vor, als hätten sie mehr als sonst. »Hast du genauso viel gekocht wie für die Männer, Martha?«, fragte sie.

»Nein, weniger.«

»Es kommt mir mehr vor.«

»Tja, Konrad bemüht sich zwar, dir alles wegzuessen, aber so schnell wie der Dietrich ist er lange nicht.« Martha zwinkerte Konrad zu, um ihm zu zeigen, dass sie nur Spaß machte.

»Nach dem Essen kümmern wir uns um den Weidezaun. Du kannst schon mal das Werkzeug runterbringen, während ich hier aufräume, ja?«, sagte Sophie zu Konrad.

»Mhm.«

»Eine ordentliche Antwort bekomme ich nicht?«

Konrad stutzte. »Ich soll doch nicht mit vollem Mund reden«, sagte er dann schmatzend.

Martha fing laut an zu lachen. »Da siehst du es, Sophie! Du kannst nicht alles auf einmal erwarten.«

Sophie winkte ab.

Nach dem Essen räumte sie gemeinsam mit Martha die Küche auf und nahm die Abfälle mit hinaus zu den Schweinen, die sich

begeistert grunzend darüber hermachten. Zu ihrer großen Überraschung sah sie Konrad mit den Werkzeugen in der Hand vom unteren Teil der Weide zurückkommen.

»Bist du schon fertig?«, rief sie ihm zu.

Er antwortete erst, als er vor ihr stand. »Also, der Zaun ist repariert, aber ich war's nicht.«

»Was soll das heißen, du warst es nicht?«

»Ich bin mit dem Werkzeug runtergegangen, wie Ihr gesagt habt, da waren die Zaunpfähle schon ausgetauscht.«

»Das kann doch nicht sein.« Sophie drängte sich an ihm vorbei. Das musste sie sich selbst ansehen.

»Ihr könnt mir ruhig glauben!«, rief Konrad hinter ihr her.

Der Junge hatte recht. Die neuen Zaunpfähle waren eingeschlagen worden, die Latten ordentlich befestigt und die alten Pfähle lagen etwas abseits im Gras.

»Denkt Ihr, das waren Berggeister?«, fragte Konrad, der ihr gefolgt war.

»Berggeister?«

»Sagt man nicht, die Berggeister tun einem Gutes? Nur manchmal treiben sie ihre Späße mit den Menschen. Vielleicht ist es gar kein Vagabund, sondern ein Berggeist.«

»Ich ... denke nicht.« Sophie sah zur Mühle hinauf.

»Aber ganz sicher seid Ihr auch nicht«, stellte Konrad fest.

»Schreiben Berggeister Gedichte?«, fragte Sophie leise.

»Was?«

»Nichts. Ich ... wir gehen zurück.« Sophies Gedanken kreisten. Anscheinend hatte ihr Dichter auch handwerkliches Geschick.

Diesmal konnte sie das Geschehene nicht vor Martha verbergen. Konrad erzählte es ihr brühwarm und ließ natürlich seine Berggeister nicht außen vor. Martha sah ihn eindringlich an und Sophie wusste schon bevor sie den Mund aufmachte, dass sie von der Idee sehr angetan war.

»Das ist eine ausgesprochen plausible Erklärung für den ganzen Unfug, der hier geschieht«, sagte sie, während sie mit ihrem

Pfeifenstiel auf Konrad zeigte. Sie hatte sich gerade vor dem Haus ein kleines Püschchen gegönnt. »Ich habe sie gehört in der Nacht, wie sie die Pfähle eingeschlagen haben. War zu müde, um aufzustehen.«

»Ich habe auch etwas gehört«, sagte Sophie, der die dumpfen Schläge erst jetzt wieder einfielen, wo Martha sie erwähnte. Das war also die Ursache gewesen.

»Berggeister muss man bei Laune halten, sonst necken sie einen zu viel.« Martha wiegte bedächtig den Kopf hin und her.

Sophie seufzte. Was kam denn jetzt wieder?

»Ich denke, kleine Essensgaben wären angebracht«, fuhr Martha fort und Sophie entspannte sich. »Und Wollreste nehmen sie auch gern, um die Wiegen ihrer Kinder zu polstern.«

»Da wird sich sicher etwas finden«, sagte Sophie. Sollte Martha dem geheimnisvollen Fremden ruhig ein paar Kleinigkeiten hinstellen.

»Du protestierst gar nicht? Das tust du doch sonst immer«, erwiderte Martha verblüfft.

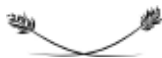
»Da staunst du, was? Ich glaube vielleicht nicht an Berggeister, dennoch bin ich unserem Wohltäter dankbar. Und anscheinend kann er Nahrung gebrauchen, sonst würde er kein Essen stehen. Oder?«

»Du denkst, der Landstreicher hat unseren Zaun repariert?«

Und mir Blumen und Gedichte geschenkt, mich aus dem Fluss gezogen und die Mühle gefegt, dachte Sophie. Laut sagte sie: »Wenn er Dietrich das Gewehr klaut, um uns damit zu beschützen, und es dann zurückbringt, warum sollte er nicht auch einen Zaun reparieren?« Sie drehte sich um und wollte ins Haus gehen.

»Aber warum?«, wollte Martha wissen.

Sophie blieb an der Tür stehen und zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht.«



Am Nachmittag bat Konrad, mit Johann auf die Suche gehen zu dürfen. Sophie erlaubte es ihm, da ihr klar war, dass der Junge darauf brannte, die neuesten Ereignisse und Mutmaßungen mit seinen Freunden zu teilen. Er und Martha schienen die Berggeister-Geschichte dem nüchternen Vagabunden vorzuziehen. Sophie war es letztendlich egal, Hauptsache ihr Wohltäter bekam etwas zu essen und sie musste kein Versteckspiel mehr betreiben. Seine Hilfe mit dem Zaun hatte jegliche Zweifel über seine Versorgung verfliegen lassen. Ob er sich nun zeigen würde? Sicher wusste er, dass man ihn suchte. Sollte er gefasst werden, hoffte sie, ein gutes Wort für ihn einlegen zu können.

Ihr blieb keine Zeit für weitere Überlegungen, denn es kamen wieder Gäste zur Mühle. Da das Wetter immer mehr aufklarte und Martha mit Begeisterung von den Berggeistern erzählte, blieben die Gäste gern und ließen sich bewirten. Sophie hatte gut zu tun und spürte, wie ihr Rücken zu schmerzen begann unter der ungewohnten Belastung. Trotzdem war sie zufrieden. Sie würde sich mit der Zeit schon daran gewöhnen.

Der Tag war lang. Konrad kam spät zurück und berichtete ausführlich, wo sie überall gesucht hatten, obwohl sie nichts gefunden hatten.

Martha erklärte sich bereit, eine Schüssel mit Eintopf in der Mühle abzustellen, ehe sie in ihre Hütte ging. Konrad lief aus purer Neugierde mit und Sophie hörte ihn und Martha im Hof diskutieren.

Schließlich kam er mit hängenden Schultern herein. »Martha wollte nicht, dass ich mich auf die Lauer lege. Sie hat gesagt, die Berggeister kämen dann nicht heraus.«

»Erstens das und zweitens musst du ins Bett. Morgen geht's in die Kirche. Ab mit dir.« Sophie sah ihm an der Nasenspitze an, dass er Widerworte geben wollte, und setzte ihre strengste Miene auf. »Keine Widerrede!«

Er brummte unwirsch, presste aber ein »Gute Nacht« hervor, ehe er nach oben lief.

Sophie nahm sich ein Licht und setzte sich einen Moment in die Stube. Sie holte den Zettel hervor, auf den sie das Gedicht geschrieben hatte. Er war in ihrer Rocktasche natürlich zerknittert, doch man konnte alles lesen. Vorsichtig strich sie ihn mit der Hand glatt und ließ die melancholischen Worte noch einmal auf sich wirken. Inzwischen empfand sie schon beinahe eine Sehnsucht danach, diesen Menschen kennenzulernen.

Bestimmt hatte er Schlimmes erlebt, weswegen er sich versteckt hielt. Vielleicht war seine Familie dem Krieg zum Opfer gefallen und nun irrte er heimat- und hoffnungslos umher.

»Hm«, machte Sophie und runzelte die Stirn. Das war kein Grund, sich zu verstecken. Wenn das der Fall wäre, hätte er eher an ihre Tür geklopft und um Arbeit gebeten. Sie sollte sich besser nicht in albernem, romantischen Vorstellungen ergehen, solange sie nicht wusste, was dahintersteckte. Resolut stand sie auf und legte das Gedicht zu den anderen in ihre Bibel, konnte jedoch nicht verhindern, dass ein verträumtes Lächeln um ihre Lippen spielte.

Altenkirchen, 17. Oktober 1649

Sophie genoss den Kirchgang sehr, trotz der vielen neugierigen Blicke und des Getuschels, das hinter ihrem Rücken stattfand. Gott würde verstehen, dass sie keine Trauer trug, auch wenn die Nachbarn und Bekannten es nicht taten.

Die Familie Dormann hatte sie auf dem Weg überholt und eingeladen, in der Kutsche mitzufahren, was sie und Konrad natürlich gern angenommen hatten. Elßgen hatte auch darauf bestanden, dass Sophie im Gottesdienst neben ihr saß, was für sie sehr ungewohnt war. Sie hatte immer auf dem gleichen Platz gesessen und staunte, wie anders die Kirche aus ihrem neuen Blickwinkel aussah.

Sobald die ersten Worte der Liturgie gesprochen wurden, war sie froh, nicht allein unter Fremden in der Bank zu sitzen. Wo sie noch auf dem Weg voller Zuversicht von ihrem ersten Arbeitstag als eigenständige Müllerin berichtet hatte, wurde ihr das Ausmaß der Veränderungen in ihrem Leben im vertrauten Rahmen des Gottesdienstes erst so richtig bewusst. Sie kämpfte mit den Tränen und verbarg das Gesicht hinter dem Gesangbuch. Was hätte sie nicht darum gegeben, jetzt die Hand ihres Vaters ergreifen zu können. Stattdessen spürte sie Elßgens Hand auf ihrem Arm, die ihr genug Halt gab, sich zu fangen. Sie nickte ihr dankbar zu.

Nach dem Gottesdienst wurde Sophie mit Fragen bestürmt. Wie schon am Markttag wollten die meisten wissen, was nun aus der Mühle in Michelbach werden würde, und am liebsten hätte Sophie sich wie ein Marktschreier auf eine Kiste gestellt und allen verkündet, dass sie weiter ihr Korn bei ihr mahlen lassen konn-

ten. So wiederholte sie die gleichen Sätze ein ums andere Mal, bis auch der Letzte es verstanden hatte. Margret hatte sich zu ihr gesellt und unterstützte sie tatkräftig.

»Du meine Güte, was für ein Trubel«, stöhnte sie, als der Ansturm endlich nachließ.

»Ich habe das Gefühl, dass das schon seit Monaten so geht. Ich komme gar nicht mehr zur Ruhe, seit diese Leiche im Mühlen-graben lag.« Sophie hakte sich bei ihrer Schwester ein. »Werden wir den Tag zusammen verbringen?«

»Du bist herzlich eingeladen, mit zu uns zu kommen, wenn du magst.« Margret sah sich suchend um. »Ich muss bloß meine Familie finden.«

»Möchtest du mit uns zurückfahren?«, fragte Elßgen, die etwas abgedrängt worden war. »Wir wollen los.«

»Nein, danke. Ich werde mit Margret fahren. Wo Konrad hin ist, weiß ich nicht, aber der kommt schon allein zurecht.«

»Gut, bis bald dann!« Elßgen winkte und folgte ihrem Vater zur Kutsche.

Sophie erwiderte den Gruß, während Margret neben ihr zu lachen anfang. »Sieh dir das an! Als würde er eine Herde Schafe vor sich hertreiben.«

Vom anderen Ende des Kirchplatzes her scheuchte ihr Mann seine Kinderschar zurück zu ihrer Mutter. Sophie stimmte in das Gelächter mit ein.

»Ab auf den Wagen mit euch, ihr kleinen Räuber! Eure Tante kommt mit uns, also benehmt euch anständig«, ordnete Margret an, was ihre Kinder nur mäßig beeindruckte.

Sie umringten Sophie, fassten sich an den Händen und liefen singend und kreischend um sie herum, bis Sophie den Kleinsten schnappte und herumwirbelte.

»Mich auch, mich auch!«, erscholl es von den anderen.

Erst als jeder einmal gedreht worden war und Sophie schon ganz schwindelig wurde, war es möglich, auf den Wagen zu steigen.

Sophie war froh, dass sie Martha schon angekündigt hatte, mit zu Margret zu fahren. So musste sie sich keine Gedanken machen, dass die Magd sich sorgen könnte. Leider fand sie keine Gelegenheit, ein paar Worte in Ruhe mit ihrer Schwester zu wechseln, denn den Kindern fielen immer neue Spiele ein, die ihre Tante mit ihnen spielen sollte. Die Zeit verging wie im Flug.

»Und du beschwerst dich über den Trubel, den die Leute um mich gemacht haben«, sagte Sophie atemlos, als sie sich von Margret verabschiedete.

»Das ist was ganz anderes«, meinte Margret und drückte Sophie. »Ich danke dir. Für mich war der Nachmittag sehr erholend.«

»Das gönne ich dir. Besuche mich bald wieder, ja?« Mit einem prüfenden Blick in den blauen Himmel machte Sophie sich auf den Weg. Der Tag war angenehm sonnig und warm gewesen, eine willkommene Abwechslung nach dem Regen und Sturm. Sie hatte bloß Sorge, dass sie die Zeit vergessen hatte und die Dunkelheit hereinbrechen würde, ehe sie zu Hause war.

Sie beeilte sich so sehr, dass die Sonne noch ein gutes Stück über dem Horizont stand, als sie sich von Widderstein her der Mühle näherte. Sophie atmete erleichtert auf und ging deutlich langsamer weiter. Den Rest des Weges konnte sie in der kühler werdenden Abendluft genießen. Wie ein letztes Aufzucken des Sommers kam es ihr vor, ehe die dunklen Tage die Menschen in die Häuser trieben und die Zeit der Handarbeiten im Kerzenlicht begann. Vielleicht war es doch keine so schlechte Idee, eine Spinnstube abzuhalten.

Malerisch lag die Mühle im Licht der untergehenden Sonne.

Meine Mühle, dachte Sophie, auch wenn sie sie nur gepachtet hatte. Jetzt war die Zuversicht wieder da, mit der sie in die Zukunft blickte. Was für ein Wechselbad der Gefühle! So schwer es ihr fiel, sie wollte sich jeden plötzlichen Stimmungsumschwung zugestehen. Viel zu lange hatte sie sich ihre Welt schön geredet, hatte sich etwas vorgemacht und versucht, eine Rolle zu spielen,

die ihr gar nicht entsprach. Konnte sie es ihrem Vater wirklich übel nehmen, dass er erkannt hatte, wozu sie fähig war? Dass er versucht hatte, es aus ihr herauszukitzeln, indem er ihr nicht ständig alles vorschrieb? Nur war sie so in ihren Unsicherheiten gefangen gewesen, dass sie es nicht verstanden hatte.

»Ach«, machte sie verächtlich und schüttelte die Gedanken an ihre Ehe ab.

Sie bog von der Straße auf den Fußweg zur Mühle. Auf Höhe des Wehrs stach ihr plötzlich etwas ins Auge. Sophie blieb stehen und betrat dann langsam das Wehr. Ein Kribbeln breitete sich in ihrem Bauch aus. Da lag eine Ringelblume. Ein letzter Sonnenstrahl ruhte auf ihr und ließ das kräftige Orange aufleuchten. Sophie hob sie auf und sah sich um. Da! Ein Stückchen weiter zur Wiese hin lag noch eine. Als sie auch diese aufhob und etwas weiter eine dritte entdeckte, musste sie lachen. Hatte ihr da jemand eine Spur aus Blumen gelegt?

Sophie drehte sich zum Haus um. Es war niemand zu sehen, der Hof lag still und leer da. Martha war vermutlich in ihrer Hütte und ruhte sich aus und Konrad war bestimmt mit seinen Freunden unterwegs. Noch war es hell genug. Sie hob die dritte Blume auf, diesmal eine gelbe, und ging langsam über die Wiese in Richtung Wied. Bis sie an der Flussbiegung angekommen war, an der die beiden weißen Steine lagen, hatte sie einen kleinen Strauß zusammen. Auch auf den Steinen lag eine Ringelblume, die sie zu dem Strauß hinzufügte. War es so weit? Würde der Dichter sich ihr endlich zu erkennen geben? Sie drehte sich einmal um sich selbst, konnte aber nichts weiter entdecken. Einen Moment lang stand sie da und lauschte dem Rauschen des Wassers. Hier unten wurde die Luft schnell kühl, jetzt wo die Sonne hinter den Bäumen verschwand. Sophie fröstelte etwas und wollte schon gehen, als ein Geräusch sie innehalten ließ.

Sie spähte in die Schatten unter den Bäumen. Bewegte sich da etwas? Vor Anspannung drückte sie die Stängel der Blumen so fest zusammen, dass sie ihr an der Hand klebten. Einerseits war

sie neugierig, andererseits bekam sie etwas Angst, hier allein diesem Unbekannten zu begegnen. Sie drehte sich um und lief ein Stück vom Ufer weg, bis sie die Bäume hinter sich gelassen hatte. Über das Pochen ihres Herzens konnte sie deutlich Schritte hören, die ihr folgten. Dann trat ein Mann aus dem Schatten.

In seinem Arm hielt er noch mehr Ringelblumen, einen dicken Strauß davon. Es bestand also kein Zweifel mehr daran, dass er Sophie gezielt hierhergelockt hatte. Sie stand da wie erstarrt, während er sich langsam näherte.

Das Erste, was sie erkannte, war das Hemd ihres Vaters. Ihr Blick wanderte zum Gesicht des Fremden. Er trug einen dichten Bart und hatte die langen dunkelblonden Haare zu einem Zopf gebunden. Eine Narbe zog sich über seine Stirn, aber es waren die braunen Augen, die Sophie vertraut waren. Augen, die sie voller Wärme und gleichzeitig flehentlich ansahen. Sie schrie auf und ließ die Blumen fallen. Eigentlich wollte sie weglaufen, doch ihre Beine rührten sich nicht vom Fleck, als hätten diese Augen sie verhext. Vor ihr stand der taube Soldat.

Er schien Sophies Angst zu spüren, denn er fiel vor ihr auf die Knie und streckte ihr die Blumen entgegen. Mitten in dem Strauß steckte ein zusammengerolltes Stück Papier. Ein Laut drang aus seiner Kehle, kehlig und rau, der mit viel Fantasie das Wort *Bitte* hätte sein können.

Sophie kämpfte gegen ihre Furcht an. Er konnte kein Geist sein. Sein ausgemergeltes Gesicht zeigte deutlich, dass er nicht genug zu essen bekommen hatte, und da er Sophies Kleiderspende angenommen hatte, konnte er offensichtlich frieren. Erst jetzt merkte Sophie, dass sie sich den Mund zuhielt. Sie zwang sich, die Hände zu senken und ihm einen Schritt entgegenzugehen, wobei sie so schnell atmete, als wäre sie gerannt.

Der Mann blieb, wo er war, und verfolgte jede ihrer Bewegungen mit den Augen. Als sie auf ihn zukam, breitete sich ein so glückliches, strahlendes Lächeln auf seinem Gesicht aus, dass es Sophie fast zu Tränen rührte. Zaghafte nahm sie die Blumen

entgegen und zog die Papierrolle heraus, um dann schnell etwas mehr Abstand zwischen sich und den Mann zu bringen. Er legte beide Handflächen aneinander und verbeugte sich kniend. Erst danach stand er langsam auf.

Sophie war klar, dass er sich so zögerlich bewegte, um ihr keine Angst zu machen. Auch jetzt blieb er mit Abstand stehen, legte nur leicht den Kopf schief und zeigte auf die Papierrolle, während er eine Hand auf sein Herz legte. Mit bebenden Fingern streifte Sophie das Band ab und rollte das Papier auseinander. Sie sah auf den ersten Blick, dass es sich um ein weiteres Gedicht handelte. Sie schielte noch einmal kurz zu ihm hinüber und begann zu lesen.

Ach, könnt ich doch mit diesem Kätzchen tauschen
Und spüren deine streichelnd zarte Hand
Ich hielte still und wäre ganz gebannt
Und du? Du würdest meinem Schnurren lauschen.

Ach, läg ich doch um deinen Hals als Tuch
Ich würde dich mit meiner Wolle wärmen
Vom Dufte deiner Haut würde ich schwärmen
Gewebt in jede Faser dein Geruch.

Ich neide deinen Schuhen ihre Last
Sind sie an deinem FuÙe doch nur Gast
Solch leblos Ding könnte es niemals wagen

Dich zu umschmeicheln wie ein Liebeshauch
Dient es doch nur dem täglichen Gebrauch
Nur ich, ich würde dich auf Händen tragen.



Sophie riss den Kopf hoch und sah den Soldaten überrascht an. »Was?«, fragte sie und musste spontan lachen. Was für verrückte Ideen! Verrückt und gleichzeitig so – liebevoll.

Er stimmte in ihr Lachen mit ein. Laut scholl es über die stille Wiese, auf die sich die Dämmerung herabsenkte. Sophie erschrak und legte einen Finger auf die Lippen. Sofort verstummte der Mann und legte nun seinerseits eine Hand über den Mund. Sophie sah ihm an, dass er ihr gern tausend Dinge gesagt hätte, doch das konnte er nicht. Stattdessen bewegte er sich auf sie zu, bis er ganz dicht vor ihr stand. Er war gut einen Kopf größer als sie und schaute lächelnd auf sie herab. In seinen Augen lag so viel Zärtlichkeit, dass jegliche Furcht vor ihm verflog. Er nahm die Hand vom Mund weg und strich ganz behutsam mit dem Rücken seines Zeigefingers über Sophies Wange. Sie zuckte nicht zurück. Noch nie hatte ein Mann sie so sanft berührt.

Im nächsten Moment brach von drei Seiten lautes Geschrei los. Reflexartig fuhr Sophie herum und rannte zurück zur Mühle, um sich zu verstecken, wie sie es während des Krieges hunderte Male getan hatte. Aus dem Augenwinkel erkannte sie Johann, der aus den Büschen am Flussufer hervorbrach. Konrad und drei weitere Burschen kamen aus anderen Richtungen herangestürmt und stürzten sich auf den Tauben, der viel zu spät reagierte.

Sophie blieb stehen. »Tut ihm nichts!«, schrie sie und lief wieder zurück. Es nützte nichts. Der Taube ging unter den Angreifern zu Boden und eine Weile sah Sophie nur ein Knäuel aus Körpern und Gliedmaßen. Dann ordnete sich das Getümmel und die Burschen standen auf. Sie zerrten den Tauben auf die Füße und hielten ihn gepackt, während Johann ihm mit einem Seil die Hände auf den Rücken band.

»Wir haben ihn!«, krächte Konrad triumphierend und führte einen wilden Tanz auf.

»Was habt ihr mit ihm vor?«, fragte Sophie.

Das Gesicht des Mannes wirkte plötzlich wie versteinert, der Blick starr nach vorn gerichtet.

»Wir bringen ihn zum Schultheiß nach Michelbach«, sagte Johann entschieden. »Kommt.«

Der Zug setzte sich in Bewegung. Konrad marschierte erhobenen Hauptes vorneweg und machte alle paar Schritte einen Luftsprung. Der Soldat, rechts und links von Burschen flankiert, während Johann ihn an den gefesselten Händen vorwärtsschob, sah nicht zu Sophie zurück.

Einen Augenblick blieb sie fassungslos stehen. Dann klaubte sie schnell das Papier mit dem Gedicht aus dem Gras, wo sie es vor Schreck hatte fallen lassen, und lief der Gruppe hinterher. Am Wehr kam ihnen Martha entgegen.

»Was ist denn hier los?«, fragte sie und riss verwundert die Augen auf, als sie den Gefesselten sah.

»Ich habe den Mühlengeist ausgespäht und den anderen Bescheid gesagt und wir haben ihn geschnappt!«, verkündete Konrad voller Stolz. »Ich habe ihn gesehen, jawohl!« Er klopfte sich mit der flachen Hand gegen die Brust. »Jetzt wird er seine gerechte Strafe bekommen für alles, was er geklaut hat. Wo ist meine Angel?« Er ging rückwärts, um dem Gefangenen wütend in die Augen zu schauen.

Der antwortete nicht.

»Ha, da hat es dir wohl die Sprache verschlagen, was?«

»Konrad!«, ermahnte ihn Sophie.

»Habt keine Angst, Frau Sophie, Ihr seid wieder sicher, weil ich den da ...«

»Nun tu mal nicht so, als hättest du ihn allein geschnappt, ja?«, rief einer der Burschen dazwischen. »Umgeworfen habe *ich* ihn.«

»Ohne mich hättest du gar niemanden zum Umwerfen gehabt«, erwiderte Konrad.

Während sie sich zankten, hatten sie den Hof der Mühle schon durchquert. Sophie blieb nur kurz bei Martha stehen.

»Ich muss mitgehen. Bitte verzeih mir ...« Sie eilte weiter, ohne den Satz zu beenden. Marthas Antwort verstand sie schon nicht mehr.



Bis sie alle in Michelbach ankamen, war es schon dunkel geworden. Herr Schneider war alles andere als begeistert, dass am Sonntagabend gegen seine Tür gepoltert wurde. Sein grimmiges Gesicht hellte sich jedoch schlagartig auf, als er erfuhr, worum es ging. Er führte die ganze Versammlung in die Scheune, die gleichzeitig als Schöffenhause diente. An der Stirnseite stand ein wuchtiger Schreibtisch mit einem Hocker davor, auf den der Gefangene gesetzt wurde.

Herr Schneider nahm am Schreibtisch Platz, nachdem er einige Lampen angezündet hatte, und beäugte den Mann neugierig. »Das ist also unser geheimnisvoller Dieb, ja?«

»Ich habe gesehen, wie er aus der Mühle kam und sich fortgeschlichen hat. Dann kam er zurück und hat überall Blumen verteilt.« Konrad schob sich in den Vordergrund.

»Blumen verteilt?« Herr Schneider fing an zu lachen. »Das ist wohl kaum ein Verbrechen.«

»Er hat mir meine Angel geklaut!«, rief Konrad empört.

»Die hast du bei ihm gefunden, ja?«

»Nein, das nicht, aber ...«

»Johann, erzähl du, was passiert ist.«

Konrad verschränkte beleidigt die Arme und zog sich zurück, während Johann dem Schultheiß Bericht erstattete. Als er Sophie erwähnte, schien Herr Schneider sie zum ersten Mal zu bemerken.

»Frau Gilles, hat dieser Mann Euch etwas getan?«

»Nein, Herr Schneider.« Weiter kam Sophie nicht, denn der Schultheiß wandte sich dem Gefangenen zu, der stocksteif auf dem Schemel saß und auf den Boden starrte.

»Wie ist dein Name?«

Da der Angesprochene nicht reagierte, stieß Johann ihn an, doch er hob den Blick nicht.

»Er hört nichts«, warf Sophie ein.

»Wie bitte?«

Sophie trat vor den Schreibtisch. »Der Mann ist taub, er hört nichts.«

»Woher wisst Ihr das?«

»Ich ... ich kenne ihn. Er hat im Sommer für Herrn Dormann gearbeitet, zusammen mit drei anderen Soldaten ...«

»Stimmt! Jetzt erkenne ich ihn auch!«, rief Johann dazwischen. Er beugte sich vor und zog dem Mann wenig sanft am Bart, damit er ihm ins Gesicht sehen konnte. Im nächsten Moment wich er zurück. »Ich dachte, der wäre tot«, sagte er tonlos und wurde blass. »Hat der nicht kopflos im Mühlengraben gelegen?«

Auch die anderen Burschen gingen mit sichtbarem Unbehagen auf Abstand.

»Nun, dieser Kerl hier sieht recht lebendig aus«, stellte Herr Schneider fest. Er stand auf, ging um den Schreibtisch herum und bückte sich. »Kannst du mich verstehen?«, schrie er dem Tauben ins Gesicht. Der lehnte sich so weit zurück, wie er konnte, ohne vom Schemel zu fallen. Eine Antwort gab er nicht, doch sein Gesichtsausdruck zeigte eine Mischung aus Ärger und Ekel.

Herr Schneider richtete sich auf. »Anscheinend nicht. Wie kriegen wir denn nun heraus, wer das ist und was er angestellt hat?«

»Gebt ihm etwas zu schreiben«, schlug Sophie vor.

»Der soll schreiben können?« Herr Schneider schüttelte den Kopf.

Sophie schwieg. Es stand ihr nicht zu, den Schultheiß zu belehren. Der öffnete eine Schublade seines Schreibtisches, zog wider Erwarten ein Blatt Papier und einen Kohlestift heraus und legte beides vor den Gefangenen hin.

»Bindet ihn los«, befahl er.

Johann löste die Fesseln. Der Taube wirkte überrascht und sah Sophie fragend an. Sie deutete auf das Papier und nickte ihm zu. Der Schultheiß winkte ihn heran.

»Hier, schreib deinen Namen auf«, sagte er und tippte auf das Blatt.

Sophie schloss kurz die Augen. So dumm konnte der Mann nun wirklich nicht sein, oder? »Ihr müsst Eure Fragen aufschreiben«, sagte sie.

»Was?« Herr Schneider drehte sich zu ihr um. »Ach so, ja, natürlich.« Er räusperte sich, nahm den Stift und kritzelte hastig etwas auf das Papier. Dann legte er den Stift weg und tippte wieder auf das Blatt.

Der Taube saß einen Moment lang da, den Blick reglos auf den Tisch gerichtet. Sophie hatte den Eindruck, dass er innerlich mit sich rang, was er tun sollte. Er drehte den Kopf und sah ihr in die Augen.

Sei ehrlich, dachte sie. *Bitte, sei einfach ehrlich. Es wird schon irgendwie gut werden.* Auch wenn er wohl kaum in der Lage war, ihre Gedanken zu lesen, würde er vielleicht spüren, dass sie ihm helfen wollte.

Er erhob sich langsam, nahm den Stift, beugte sich über das Blatt und schrieb etwas. Danach richtete er sich auf und trat einen Schritt zurück.

Herr Schneider nahm das Papier in die Hand. »Er kann tatsächlich schreiben. Josef Friedrich Heimann.«

Jofri, schoss es Sophie durch den Kopf. *Seine Kumpane hatten ihn Jofri genannt.*

»Was hast du mit der Leiche im Mühlengraben zu tun?«, murmelte Herr Schneider vor sich hin, während er die Worte aufschrieb. Dann gab er Jofri den Stift in die Hand. Der überlegte wieder eine ganze Weile, ehe er tief seufzte, den Schemel an den Tisch heranzog und sich setzte. Er begann zu schreiben, schnell, flüssig und ordentlich. Sophie konnte ihn nur bewundern, wie er innerhalb kürzester Zeit das halbe Blatt gefüllt hatte. So erstaunt, wie Herr Schneider ihm zusah, vermutete sie, dass der Schultheiß bei Weitem nicht so gut schreiben konnte. Sie lächelte in sich hinein. Man sollte einfach nicht vorschnell urteilen.

Der Taube füllte auch die Rückseite des Papiers und bedeutete dem Schultheißen, dass er ein weiteres benötigte. Während er das zweite Blatt füllte, begann Herr Schneider, das erste laut vorzulesen.

»Ich komme aus Waldeck. Meine Familie wurde im Krieg getötet und ich bin in die Armee eingetreten, weil ich Rache üben wollte. Schnell erkannte ich jedoch die Sinnlosigkeit meines Handelns und wollte meinen Dienst quittieren, was mir nicht möglich war, da ich mich für zwei Jahre verpflichtet hatte. Um wenigstens nicht direkt kämpfen zu müssen, wurde ich Kanonier. Eine Explosion raubte mir mein Gehör und machte mich zum Spielball des Schicksals. Fortan musste ich den Spott und die Misshandlungen meiner Kameraden ertragen. Sie machten mich regelrecht zu ihrem Leibeigenen und quälten mich ohne Unterlass. Wann immer ich zu entkommen versuchte, spürten sie mich wieder auf und trieben es schlimmer als je zuvor. Auch nach Ende des Krieges ließen sie nicht von mir ab und zwangen mich, mit ihnen durchs Land zu ziehen.

Als wir hier beauftragt wurden, bei einer Beerdigung das Grab zu schaufeln, sah ich erstmals eine Gelegenheit, mich nicht nur aus ihrer Gewalt zu befreien, sondern ihnen gleichzeitig eine Strafe angedeihen zu lassen. Ich wollte meinen eigenen Tod vor-täuschen, sicher, dass ihnen die Schuld daran gegeben würde, nachdem viele gute Menschen hier gesehen hatten, wie sie mich behandelten. Ich gestehe, dass ich den Sarg geöffnet und der Leiche den Kopf abgehackt habe.«

Ein empörter Aufschrei kam von den Umstehenden.

Sophie schlug die Hand vor den Mund. Was für ein grässlicher Gedanke! Wie konnte so ein feinfühligler Mensch bloß so etwas Schreckliches tun?

Jofri bekam von den Reaktionen nichts mit und schrieb unbeeirrt weiter.

Herr Schneider musste jedoch mehrmals schlucken, bevor er weiter vorlesen konnte. »Dann verschloss ich das Grab mit dem Kopf darin und machte mich mit dem Körper davon.«

»Deswegen konnten wir den Kopf nicht finden!«, rief Johann.
»So ein Schuft! Er gehört an den Pranger!«, ereiferte sich einer der Burschen.

Herr Schneider hob die Hand. »Lasst uns erst die ganze Geschichte hören.« Er räusperte sich. »Ich zog ihm meine Kleider an und warf ihn in den Fluss. Nie hätte ich erwartet, dass er so weit fortgetragen würde. Er sollte schnell gefunden werden, damit meine Kameraden verdächtigt wurden. Das geschah nicht. Heute reut es mich, dass ich dies getan habe. Es war nicht recht, egal wie viel Leid sie mir zugefügt hatten. Zu meiner Verteidigung kann ich lediglich vorbringen, dass ich verzweifelt war. Hätte mein Plan nicht funktioniert, hätte ich mir das Leben genommen. Doch zumindest in dieser Hinsicht hatte ich Erfolg: Ich war frei von ihrer Bedrängnis.«

Der Schultheiß war am Ende des ersten Blattes angekommen und musste warten, bis Jofri seinen Bericht beendet hatte. Bericht? *Nein*, dachte Sophie. Es war eine Beichte. Sie konnte spüren, wie schwer seine Taten auf ihm lasteten. Er wollte ein reines Gewissen, auch wenn die Konsequenzen für ihn bitter werden würden. So etwas konnte nicht ungestraft bleiben.

Endlich legte Jofri den Stift zur Seite und rückte vom Tisch weg. Mit hängenden Schultern saß er da und wartete ab, was nun mit ihm geschehen würde.

Herr Schneider las den zweiten Teil des Geständnisses vor und es war so, wie Sophie es erwartet hatte: Er hatte sich im Dachgebälk der Mühle versteckt und von dort aus nicht nur die Geschehnisse rund um den Leichenfund beobachtet, sondern auch seine Streifzüge in die Umgebung unternommen. Er gestand, einige notwendige Dinge gestohlen zu haben, hauptsächlich Nahrung. Die anderen Gegenstände wäre er bereit, den Besitzern zurückzugeben, sofern sie dies wünschten.

Konrad war hochofren, dass sich auf der Liste auch seine Angel wiederfand. »Die will ich auf jeden Fall zurück«, sagte er bestimmt.

Der Schultheiß nahm seinen Zwischenruf mit einem Nicken zur Kenntnis und warf Sophie einen Blick zu. Ihr wurde etwas flau im Magen. Hatte Jofri etwa auch etwas über sie geschrieben?

»Mit der Rückkehr des Soldatenmüllers wurde ich Zeuge eines großen Unrechts, dem ich nicht tatenlos zusehen konnte. Die Sorte Mann hatte ich zur Genüge kennengelernt, ruchlose Gesellen ohne Gewissen, die meinen, sich mit Gewalt alles nehmen zu können, was sie begehren. Zum Schutz der Müllerin, die ich als gütige und warmherzige Frau kennengelernt hatte, als ich bei dem Großbauern in Diensten stand, stahl ich dem Soldatenmüller sein Gewehr. Nichts anderes wollte ich damit tun, als ihn zu vertreiben, sollte er noch einmal die Hand gegen die Müllerin erheben. Durch ein Loch im Dach konnte ich den Hof der Mühle beobachten und sah eines Tages, wie er mit dem Besen auf sie eindrosch. Zur Warnung schoss ich ihm den Hut vom Kopf. Er floh augenblicklich, verharnte jedoch unter den Bäumen. Eine zweite Kugel, vor seine Füße gezielt, vertrieb ihn vollends. An seinem Tod bin ich nicht schuld, ich weiß nicht, wie es dazu gekommen ist.«

Sophie hatte Jofri die ganze Zeit unverwandt angesehen, doch erst jetzt hob er den Kopf und ihre Blicke trafen sich. Die schmale Linie seiner zusammengepressten Lippen wurde etwas weicher. Sie hätte nicht gewusst, wie sie ihre Dankbarkeit hätte formulieren können, und hoffte, ihm mit ihren Augen alles zu sagen, was gerade in ihrem Herzen tobte. All die Dinge, die sie von ihrem Mann erwartet hatte, hatte Jofri getan. Er hatte sich gegen die Grausamkeiten des Krieges verwehrt, hatte sich nicht daran beteiligt. Er hatte sie beschützt und ihr mit seinen kleinen Aufmerksamkeiten ein ganz ungewohntes Gefühl vermittelt: etwas Besonderes zu sein.

»Ich hege wenig Hoffnung, dass ich von diesem Leben noch etwas Gutes zu erwarten habe«, las der Schultheiß vor. »Mit all meinem Geschick und all meiner Bildung tauge ich doch zu nichts, gefangen wie ich bin in meiner Taubheit. Ich bin abge-

schnitten von der Menschheit, ein Niemand, heimatlos und hilflos der Willkür ausgeliefert. Verfehrt mit mir, wie Ihr für Recht erachtet, nur eins erbitte ich: Zwingt mich nicht zurück in die Knechtschaft unwürdiger Barbaren wie der Soldaten, mit denen ich herkam. Lieber sterbe ich, als so ein Leben zu führen. Mein Schicksal liegt in Eurer Hand und ich bitte Euch – lasst Gnade walten.«

Sophie stiegen die Tränen in die Augen bei den letzten Sätzen und sie wandte sich bestürzt ab. Schweigen breitete sich in der Scheune aus. Die Burschen machten betretene Gesichter und der Schultheiß schien nicht so recht zu wissen, was er als Nächstes tun sollte.

»Hm«, machte er und legte bedächtig die beiden Blätter übereinander. »Das, also ... hm. Da kann ich ...« Er verstummte und zog die Stirn kraus. Ein oder zwei Minuten verstrichen, ehe er erneut ansetzte. »Das ist ein schwieriger Fall, den ich so nicht entscheiden kann. Wir sollten den Richter zurate ziehen, zumal Leichenschändung sowieso in seine Zuständigkeit fällt. Für die Diebstähle wäre wohl ein Tag am Pranger angemessen, aber auch das würde ich dem Richter überlassen. Der Mann kommt in den Kerker und ich berate mich morgen mit Herrn Fischer.«

Der Schultheiß nickte Johann zu, der Jofri am Arm packte und vom Schemel hochzog. »Los, komm mit«, sagte er überflüssigerweise.

Die anderen Burschen umringten ihren Gefangenen wieder und brachten ihn zum Kerker, einem alten Erdkeller, den man befestigt und mit einer stabilen Tür versehen hatte. Sie wurde außen mit einem Balken verriegelt. Sophie hörte, wie die Burschen unter sich ausmachten, dass sie vor dem provisorischen Gefängnis Wache schieben würden.

»Ihr habt nicht bemerkt, dass dieser Kerl sich die ganze Zeit in der Mühle versteckt hat?«, fragte Herr Schneider, nachdem der ganze Trupp abgezogen war.

Sophie atmete einmal tief durch. »Doch, wir haben es bemerkt,

aber niemanden gefunden. Ich weiß nicht, wie oft wir die Mühle abgesucht haben. Es ist mir nach wie vor ein Rätsel, wo genau er sich versteckt hat. Bitte, Herr Schneider, er hat keinem Menschen ernsthaft Schaden zugefügt. Er hätte unser ganzes Geld stehlen können, über neunzig Gulden Pacht, die wir angespart hatten. Das hat er nicht getan. Ich glaube, er ist ein ehrlicher Mann, dem das Schicksal übel mitgespielt hat.« Sie sah den Schultheißen flehend an. »Straft ihn nicht zu hart.«

»Das dürfte Frau Ölschläger anders sehen«, erwiderte Herr Schneider knapp. »Es wundert mich, dass Ihr einem dahergelaufenen Vagabunden so viel Vertrauen entgegenbringt, Frau Gilles. Nur weil er schöne Worte schreiben kann, heißt das nicht, dass sie auch wahr sind.«

Dem hatte Sophie nichts entgegenzusetzen. Ihr blieb nichts anderes übrig, als nach Hause zu gehen und Jofri in dem dunklen Kerker zurückzulassen. Es schmerzte sie, dass Herr Schneider ihm nicht aufgeschrieben hatte, wie er weiter vorgehen wollte. Jetzt saß der arme Mann in diesem Loch und wusste nicht, was mit ihm geschehen würde.

Konrad tauchte plötzlich aus der Dunkelheit auf. »Johann hat gesagt, ich soll mit Euch heimgehen, Frau Sophie«, sagte er zerknirscht.

»Das ist gut, Junge. Ich gebe euch eine Lampe mit.« Herr Schneider ging zurück in die Scheune und holte eine der Lampen, die dort noch brannten. »Hier, damit Euch unterwegs nichts widerfährt. Gute Nacht, Frau Gilles.« Er verbeugte sich kurz und schritt davon.

»Ich wollte auch mit Wache halten«, maulte Konrad enttäuscht.

»Mir ist es lieber, du bewachst mich auf dem Heimweg«, sagte Sophie leise und hoffte, dass es den Jungen etwas versöhnen würde.

Es schien zu helfen, er richtete sich auf und hielt die Lampe hoch.

»Ich pass schon auf«, sagte er.



Michelbacher Mühle, 17. Oktober 1649

Martha hatte in der Küche auf sie gewartet und war mit dem Kopf auf dem Tisch eingeschlafen. Sie wurde auch nicht wach, als Konrad hereingepoltert kam. Erst als Sophie sie sanft an der Schulter rüttelte, schreckte sie hoch und blinzelte verwirrt im Schein des Herdfeuers.

»Möchtest du nicht lieber zu Bett gehen?«, fragte Sophie.

»Was? Nein!« Martha schüttelte sich und wirkte gleich wacher. »Ich will wissen, was passiert ist! Sonst kann ich die ganze Nacht nicht schlafen.«

Das bezweifelte Sophie zwar, setzte sich aber trotzdem bereitwillig an den Tisch und gab alles wieder, was sich ereignet hatte, seit Jofri gefasst worden war. Konrad fiel ihr ständig ins Wort, um seine eigene Rolle bei der Festnahme zu betonen oder Details zu ergänzen, die er für wichtig hielt.

Martha nickte mehrmals bedächtig, besonders bei der Erklärung des Leichenfunds im Mühlengraben.

»Das ist ein Schuft und er gehört in den Kerker, nicht wahr?«, ereiferte sich Konrad zum Schluss.

»Na, da hat sich so mancher Schlimmeres zuschulden kommen lassen, den man ehrbar nennt«, murmelte Martha vor sich hin. Sie hob den Kopf und sah Sophie direkt in die Augen. »Was mich bloß interessieren würde, ist, was du mit ihm da unten am Fluss wolltest.«

Sophie spürte, wie ihr das Blut in die Wangen schoss.

»Sie hat nur die Blumen eingesammelt, die er überall verstreut hat«, sagte Konrad.

»So so.« Martha verfolgte das Thema nicht weiter, sondern grinste in sich hinein und stand auf. »Genug für heute«, sagte sie und scheuchte Konrad mit einer Handbewegung auf.

»Kann ich nicht doch nach Michelbach zurück und Wache halten? Ich ...«

»Du hast morgen Schule. Geh ins Bett.« Sophie hatte sich ebenfalls erhoben und stemmte die Fäuste in die Hüften. Ihr drohender Blick reichte zum Glück aus. Im Flur hörte sie Konrad noch Martha gute Nacht sagen, dann fiel die Haustür ins Schloss und er lief nach oben.

Sophie nahm sich ein Licht mit in die Stube und holte ihre Schreibutensilien hervor. In knappen Sätzen notierte sie, was der Schultheiß beschlossen hatte. Morgen früh würde sie als Erstes nach Michelbach fahren und Jofri die Notiz bringen. Es war falsch, dass er nicht über sein Schicksal informiert wurde. Danach würde sie Herrn Dormann aufsuchen und ihn bitten, sich für Jofri einzusetzen. Das würde sicher mehr Wirkung haben, als wenn sie selbst versuchte, sich einzumischen.

Nachdem sie das erledigt hatte, zog sie das letzte Gedicht aus der Tasche und las es ein weiteres Mal durch. Ihre Hand wanderte zu dem Tuch, das um ihre Schultern lag, während sie sich an die sanfte Berührung erinnerte. Was wäre geschehen, wenn niemand sie gestört hätte? Ein ungewohntes, warmes Kribbeln breitete sich in ihr aus und brachte sie zum Lächeln.

Josef Friedrich Heimann aus Waldeck.

Er hat dem armen Sepp den Kopf abgetrennt, ermahnte die Stimme des Gewissens.

Das Lächeln verschwand augenblicklich. Sophie runzelte die Stirn. Er war Soldat gewesen. Für ihn waren Gewalt, Tod und Leichen an der Tagesordnung gewesen. Konnte man einem Soldaten vorwerfen, dass er beim Anblick einer Leiche nicht mehr den einzelnen Menschen sah, der dort sein Leben ausgehaucht hatte? Außerdem bereute er seine Tat. Das hatte er ausdrücklich geschrieben.

Sophie legte das Gedicht zu den anderen, steckte die Notiz in

die Tasche und ging zu Bett. In dieser Nacht wurde sie von wirren Träumen geplagt, in denen schreiende Männer aus Büschen sprangen und Blumen vom Himmel regneten.



Der nächste Morgen war bedeckt und kühl. Anscheinend hatte die Sonne beschlossen, dass ihr kurzer Auftritt am Vortag genügte, und sich wieder in ein dichtes Wolkengewand gehüllt. Sophie erledigte in aller Eile ihre morgendlichen Aufgaben und schirrte Jockel an, um nach Michelbach zu fahren. Konrad war begeistert, dass er einen Teil seines Schulweges nicht zu laufen brauchte, und ließ sich auch nicht davon abbringen, wenigstens einen Blick auf die Kerkertür zu werfen, ehe er seinen Weg fortsetzte. Sophie hatte neben der Notiz auch etwas zu essen und zu trinken mitgebracht, da sie sich nicht sicher war, ob der Gefangene vom Schultheißen versorgt wurde.

Glücklicherweise saß ein mürrischer Johann als Wachposten vor der Tür, dessen Miene sich etwas aufhellte, als er Sophie kommen sah. Er stand auf und streckte sich erst einmal.

»Guten Morgen«, grüßte Sophie.

»Leider konnte ich dich nicht ablösen. Frau Sophie hat es nicht erlaubt. Und jetzt muss ich zur Schule«, plapperte Konrad drauflos.

»Ist schon gut, es ist sowieso nichts passiert. Ich glaube, wir müssen gar keine Wache halten. Er kann die Tür von innen nicht aufbekommen und wer sollte ihn schon freilassen? Geh du nur zur Schule.« Johann klopfte dem Jungen auf die Schulter, der neugierig durch das kleine Loch in der Kerkertür spähte.

»Ist er noch da drinnen? Ich kann gar nichts sehen.«

»Ja, er ist noch da drinnen. Und nun ab mit dir.« Johann zog ihn am Kragen seiner Jacke von der Tür weg.

Sichtlich zögernd machte Konrad sich auf den Weg und drehte sich alle paar Schritte um.

»Er fängt sicher gleich an zu rennen, um möglichst bald seinen

Freunden von seinen Heldentaten zu berichten«, sagte Sophie schmunzelnd, als er außer Hörweite war. »Ich habe dem Gefangenen etwas zu essen mitgebracht.«

»Essen, ja. Stimmt. Verhungern soll er nicht.« Johann kratzte sich am Kopf.

»Würdest du die Tür öffnen, damit ich es ihm geben kann?«, half Sophie ihm auf die Sprünge. Die Stunden in der Kälte der Nacht schienen ihm etwas zugesetzt zu haben. »Er wird schon nicht fliehen«, fügte sie vorsichtshalber hinzu.

Johann sah sie skeptisch an, hob dann aber doch den Riegel und öffnete die Tür.

Jofri saß in eine Ecke gekauert und blinzelte ihnen erschrocken entgegen. Der Raum enthielt weder eine Bank noch einen Schemel und war so klein, dass er sich nicht einmal auf dem Boden hätte ausstrecken können. Es schnürte Sophie die Kehle zu. Sie konnte sich lebhaft vorstellen, wie beängstigend es sein musste, dort eingesperrt zu sein – besonders, wenn man nicht einmal ein Geräusch von draußen hören konnte.

Sie hockte sich vor ihn und reichte ihm den Beutel, den sie mitgebracht hatte. Die Notiz gab sie ihm in die Hand, wobei ihre Fingerspitzen sich leicht berührten. Ein müdes Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Sophie nickte ihm zu und stand auf.

»Lass ihm einen Moment Zeit, das zu lesen«, sagte sie auf dem Weg nach draußen zu Johann. »Und vielleicht muss er sich auch erleichtern?« Auch dafür waren keine Vorkehrungen getroffen worden. Sie sah es an Johanns betretenem Gesicht, dass weder er noch sonst jemand daran gedacht hatte.

Kopfschüttelnd stieg Sophie zurück auf den Wagen. »Er ist ein Mensch wie du und ich, Johann, egal was er getan hat. Bitte vergiss das nicht.« Sie trieb Jockel an und lenkte ihn Richtung Widderstein.

Die ganze Fahrt über ging ihr Jofris Blick nicht aus dem Sinn. Er hatte so verloren gewirkt, hoffnungslos, als hätte er sich aufgegeben. Daran konnte auch sein Lächeln nichts ändern, im

Gegenteil. Es war ihr eher vorgekommen, als wollte er sagen:
»Warum verschwendest du deine Zeit mit mir?«

Diese Frage hätte sie nicht beantworten können. Martha hatte sie morgens schon etwas Ähnliches gefragt, als Sophie ihr ihre Pläne mitgeteilt hatte. Im Moment erkannte sie sich selbst nicht wieder. Ein ungeahnter Kampfgeist war in ihr erwacht, den sie für sich selbst nicht hatte wecken können. Hätte sie es doch nur gewagt, Dietrichs Verhalten so beherzt offenzulegen und sich auf die Hilfe ihrer Nachbarn und Freunde zu verlassen, ihr wäre sicherlich vieles erspart geblieben. Scham und ein falsches Pflichtbewusstsein hatten sie davon abgehalten. Das und die Tatsache, dass sie sich einfach nicht hatte eingestehen können, dass der Mann, den sie so sehr geliebt und vermisst hatte, sich als ruchloser Übeltäter entpuppt hatte.

Sie biss die Zähne zusammen und trieb Jockel in den Trab. Hoffentlich traf sie Herrn Dormann zu Hause an.



Im Gutshof wurde sie von einem überraschten Knecht empfangen, der so früh wohl noch nicht mit Besuch gerechnet hatte. Sie gab Jockel in seine Obhut und klopfte an die Tür. Eine Magd öffnete und bat Sophie, kurz zu warten, während sie ihrem Herrn den Besuch ankündigte. Der erschien kurz darauf im Flur. Offensichtlich hatte Sophie ihn beim Frühstück gestört, denn ihm steckte eine Serviette im Kragen, die er jetzt herauszog, um sich damit den Mund abzuwischen.

»Frau Gilles, ist etwas passiert?«, fragte er besorgt und lud sie mit einer Handbewegung ein, ihm in die Stube zu folgen.

Sie hatte keine Gelegenheit, ihm zu antworten, denn im nächsten Moment kam Elßgen förmlich hereingeflogen.

»Sophie! Ist alles in Ordnung? Es ist doch hoffentlich nicht schon wieder etwas Schreckliches geschehen!« Sie ergriff Sophies Hand und drückte sie so fest, dass es wehtat.

»Mir geht es gut«, beschwichtigte Sophie ihre Freundin und zog ihre Hand aus dem schmerzhaften Griff.

»Warum kommst du dann in aller Herrgottsfrühe hierher?«

»Es geht um den Gefangenen«, sagte Sophie und folgte Herrn Dormanns Einladung, sich an den Tisch zu setzen.

»Welchen Gefangenen?«, rief Elßgen sofort.

»Kind, wenn du Frau Gilles einfach mal reden lassen würdest, kämen wir weiter«, ermahnte ihr Vater sie.

Seine Tochter klappte den Mund zu und setzte sich ebenfalls, allerdings so nah an die Kante des Stuhls, als wollte sie im nächsten Moment erneut aufspringen.

Trotz ihrer Anspannung musste Sophie schmunzeln. Elßgens Neugierde war schon immer schwer zu zügeln gewesen. »Der Suchtrupp, den Herr Schneider zusammengestellt hat, war gestern Abend erfolgreich und hat den Vagabunden geschnappt.«

»Ja, das weiß ich. Ich habe gestern Abend noch Nachricht darüber erhalten«, erwiderte Herr Dormann.

»Dann wisst Ihr auch, dass es sich um den tauben Soldaten handelt, der im Sommer für Euch gearbeitet hat? Der, von dem wir dachten, er wäre die Leiche, die wir gefunden haben?«

»Du meine Güte!«, rief Elßgen, die davon offensichtlich noch nichts gehört hatte.

Herr Dormann nickte. »Man sagte mir, er hätte ein umfassendes Geständnis abgelegt. Wisst Ihr Details?«

»Ja, ich war dabei, als Herr Schneider alles vorlas. Der Soldat wollte seinen Tod vortäuschen, um seine Kumpane zu bestrafen, die ihn furchtbar drangsaliert hatten. Dazu hat er die Leiche vom Sepp Ölschläger genommen, die er begraben sollte. Damit ihn niemand erkennt, hat er ihm den Kopf abgetrennt.«

Elßgen schlug die Hand vor den Mund, die Augen weit aufgerissen. Ausnahmsweise blieb ihr jedes Wort im Halse stecken. Ihr Vater zog lediglich eine Augenbraue hoch und sah Sophie erwartungsvoll an.

»Er hat zugegeben, dass er Nahrungsmittel und andere Not-

wendigkeiten gestohlen hat«, fuhr Sophie fort. »Und er hat angeboten, die gestohlenen Sachen zurückzugeben.«

»Wo hatte er sich versteckt?«, fragte Herr Dormann.

»In der Mühle im Dachgebälk.« Sophie senkte den Blick und holte tief Luft.

»Herr Dormann, ich möchte Euch bitten, ein gutes Wort für ihn einzulegen. Er ist vom Schicksal schon hart genug damit bestraft, dass er nichts hören kann, und die Quälereien seiner Kumpane haben ihn fast so weit getrieben, dass er sich das Leben nehmen wollte. Sein Handeln erschien ihm damals der einzige Ausweg zu sein und er bereut seine Tat, das hat er ausdrücklich geschrieben.« Sophie sah Herrn Dormann flehend in die Augen. »Er hat doch für Euch gearbeitet und Ihr habt miterlebt, wie sie ihn behandelt haben.«

»Schon, aber was schert Euch, was mit ihm passiert? Ich hätte eher vermutet, dass Ihr froh seid, den Landstreicher los zu sein.«

Sophie stockte der Atem. Gespanntes Schweigen herrschte am Tisch. »Er hat mir das Leben gerettet«, sagte sie im gleichen Moment, in dem die anderen beiden Luft holten. Die Todesangst, die sie damals ausgestanden hatte, brachte jetzt noch ihre Hände zum Zittern, während die Scham darüber in ihren Wangen brannte. Heute würde sie allerdings nicht schweigen.

»Das Leben gerettet?«, fragte Herr Dormann entgeistert.

»Ja, das Leben gerettet.« Sophie hätte am liebsten die Augen geschlossen, um ihn nicht ansehen zu müssen, doch sie fürchtete die Bilder, die dann auftauchen würden. »Mein Mann war unbe-rechenbar, wenn er betrunken war.«

»Nun, wir tun alle mal Dinge, die wir am nächsten Tag bereuen, wenn wir zu tief ins Glas geschaut haben«, sagte Herr Dormann.

»Ich kann mir schwerlich vorstellen, dass Ihr mit einem Besen auf Eure Tochter einprügelt, egal wie viel Ihr getrunken habt.« Sophie war selbst überrascht, wie fest ihre Stimme klang, als sie das sagte.

Elßgen sprang auf und warf dabei den Stuhl um. »Das hat er dir angetan? Um Gottes Willen, Sophie! Warum hast du denn nichts gesagt? Warum bist du nicht zu uns gekommen?«

Sophies Fassung geriet ins Wanken. »Ich habe mich so geschämt«, flüsterte sie. Jetzt schloss sie doch die Augen. Sie kämpfte die Tränen nieder und sprach weiter. »Jofri, der Soldat, er hat Dietrich das Gewehr gestohlen, um mich zu beschützen. Als er auf ihn schoss, war Dietrich gerade dabei, mich mit einem Besenstiel zu schlagen. Da war er nicht einmal betrunken. Er war bloß wütend, weil sein Gewehr weg war und er dachte, ich hätte es versteckt.«

Elßgen konnte nicht mehr an sich halten. Sie kam um den Tisch herum und legte die Arme um sie. Im Gegensatz zu Sophie liefen ihr die Tränen übers Gesicht, während Herr Dormann wie vom Donner gerührt dasaß.

Sophie tätschelte Elßgens Arm. Im Moment hatte sie das Gefühl, dass sie ihre Freundin trösten musste, und nicht umgekehrt. »Josef Friedrich Heimann ist ein guter, anständiger Mann, auch wenn er gestohlen hat«, sagte Sophie leise. »Er hätte unser ganzes Geld nehmen können, er hätte all unser Essen nehmen können, aber das hat er nicht. Er hat nur genommen, was er dringend zum Überleben brauchte. Wenn Ihr ihn seht, werdet Ihr es wissen. Er wollte niemandem schaden.«

Elßgen ließ von ihr ab und setzte sich neben ihr auf den Stuhl. »Warum ist er denn hiergeblieben, nachdem die anderen Soldaten weg waren? Er hätte doch nach Hause gehen können.« Sie wischte sich über die Augen.

»Seine Familie ist tot. Er hat kein Zuhause. Deswegen ist er überhaupt Soldat geworden.« Sophie sah Herrn Dormann wieder an. »Der Schultheiß will heute den Richter einschalten. Ich bin mir sicher, dass Ihr befragt werdet, weil der Gefangene für Euch gearbeitet hat. Werdet Ihr Euch für ihn stark machen? Mir zuliebe?«

»Eine Strafe wird er verbüßen müssen«, brummte Herr Dormann.

»Wenn man ihm bloß nicht die Hand abhackt.« Sophie schluckte.

»Ich werde sehen, was ich tun kann.«



Sophie war ungemein erleichtert, als sie zurück zur Mühle fuhr. Nicht nur, weil sie Herrn Dormann das Versprechen abgerungen hatte, sich für Jofri einzusetzen, sondern auch, weil sie Elßgen endlich reinen Wein eingeschenkt hatte. Sie würde der jüngeren Frau nie erzählen, was Dietrich ihr alles angetan hatte, aber dass Sophie sich ihr nicht anvertraut hatte, stand nicht länger zwischen ihnen. Jetzt konnte sie erst einmal nichts weiter tun als abwarten.

An der Mühle wurde sie von zwei Bauern aus Michelbach empfangen, die ihr Korn mahlen lassen und mit Sicherheit ebenso dringend erfahren wollten, was die Müllerin dazu sagte, dass der ›Mühlengeist‹ nun endlich geschnappt worden war. Der arme Jockel musste warten, bis die Gäste weg waren, ehe Sophie ihn ausspannen und zurück in den Stall bringen konnte. Ärgerlicherweise kam Konrad mittags nicht aus der Schule zurück, um seine Aufgaben zu erledigen. Sie konnte sich schon denken, dass er lieber nach Michelbach gegangen war, um endlich einmal vor dem Kerker Wache zu schieben. Dass Tiere versorgt werden mussten und Sophie auf seine Hilfe angewiesen war, hatte er darüber mit Sicherheit vergessen.

Martha kam ihr allerdings zuvor mit der Schelte, denn während Sophie den ganzen Nachmittag gemahlen und Gäste bewirtet hatte, war die Stallarbeit an ihr hängen geblieben. Konrad hatte kaum einen Fuß auf den Hof gesetzt, da wettete die alte Magd schon los. Sie schickte ihn ohne Abendessen in seine Kammer.

»Wer essen will, muss arbeiten!«, rief sie ihm zur Begründung hinterher, während er mit eingezogenem Kopf nach oben schlich.

Sophie griff nicht ein. Sie ging zwar später noch einmal zu ihm hoch, um zu erfahren, ob der Richter sich der Angelegenheit mit

Jofri angenommen hatte, aber Essen brachte sie ihm nicht, wie sie es sonst manchmal getan hatte, wenn ihr Vater den Jungen auf diese Weise gemäßregelt hatte.

»Bekomme ich wirklich nichts zu essen?«, fragte Konrad auch gleich enttäuscht, als sie mit leeren Händen in der Tür stand.

»Nein. Ich habe mich sehr geärgert, dass du einfach weggeblieben bist, Konrad. Hättest du dir das bei Johanns Vater auch erlaubt?«

»Nein«, murmelte der Junge und blickte betreten zu Boden.

»Wenn ich mich auf dich nicht verlassen kann, muss ich mir einen anderen Knecht suchen. Soll ich das tun?«

Er schüttelte stumm den Kopf. »Es kommt nicht wieder vor, Frau Sophie. Versprochen.«

»Gut. Weißt du, ob der Richter heute bei Herrn Schneider war?«

»Er war nicht da. Herr Schneider bekam die Nachricht, dass er sich frühestens Mittwoch um die Sache kümmern könne. Das war ihm gar nicht recht. Er hat geschimpft, dass er den Taugenichts jetzt so lange durchfüttern muss.«

»Hoffentlich tut er es auch«, sagte Sophie mehr zu sich selbst.

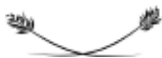
»Er hat auch gesagt, dass wir nicht mehr Wache halten müssen. Die Leute würden ihn schon nicht freilassen, schließlich sind alle froh, dass er dingfest gemacht wurde.«

Sophie nickte. »Gute Nacht, Konrad.«

»Gute Nacht, Frau Sophie.«

Sie ging nach unten und setzte sich in die Stube. Zwei Nächte. Noch zwei Nächte sollte der arme Jofri in diesem Erdloch verbringen, ohne Licht, ohne Decke, ohne sich wirklich hinlegen zu können. Musste das denn wirklich sein? Sie überlegte ernsthaft, ob sie ihn freilassen sollte, konnte das aber nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren. Er hatte schlimme Dinge getan und musste dafür geradestehen. Er war ja auch bereit dazu und hatte höchstwahrscheinlich damit gerechnet, in irgendeinen Kerker gesperrt zu werden.

Sophie faltete die Hände und betete lange, dass sich die ganze Situation irgendwie zum Guten wenden würde.



Elßgen kam am nächsten Morgen, um Sophie brühwarm zu erzählen, was Frau Ölschläger für einen Wutanfall bekommen hatte, als man ihr die ganze Geschichte erzählt hatte. Sie war schreiend aus dem Haus gerannt und bis nach Michelbach gelaufen, wo sie den Balken, der die Kerkertür verriegelte, genommen hatte, um damit auf den Gefangenen einzuschlagen. Viel Schaden hatte sie dabei nicht angerichtet, denn erst hatte sie den Türrahmen getroffen und dann hatte der Taube den Balken gepackt und festgehalten. Die verzweifelte Frau hatte mit ihren Fäusten auf ihn eingetrommelt und war kurz darauf weinend zusammengebrochen.

»Johann hat gesagt, der Taube hätte sich mit gefalteten Händen vor sie hingekniet und irgendwelche Laute von sich gegeben. Er meinte, es sah so aus, als wollte er um Vergebung bitten. Schließlich haben zwei Frauen Frau Ölschläger auf die Füße gezogen und mitgenommen. Halb Michelbach hatte sich bei dem Tumult versammelt.« Elßgen lachte und schlug sich auf die Oberschenkel. »Stell dir vor, sie haben völlig vergessen, die Tür zu verriegeln! Johann hat gesagt, er wisse gar nicht, wie lange es gedauert hat, bis einer bemerkte, dass der Gefangene noch immer mit dem Balken in der Hand dastand.«

»Das ist doch nicht dein Ernst!«, rief Sophie.

»Er hat sich anstandslos wieder einsperren lassen. Das war wirklich klug von ihm. Es hat die Stimmung im Dorf völlig verändert. Vorher waren alle aufgebracht und konnten ihn gar nicht schnell genug am Pranger sehen und jetzt? Die ersten Stimmen werden laut, dass er vielleicht mit einer milden Strafe davonkommen sollte. Möglicherweise habe ich da ein klein wenig nachgeholfen.«

Sophie sprang auf und umarmte Elßgen. »Danke. Du bist die Beste!«

»Mein Vater hat auch schon mehreren Leuten erzählt, wie grausam seine Kameraden den Tauben behandelt haben und dass er am fleißigsten von den Vieren gearbeitet hat. Das Problem war nur immer, ihm begreiflich zu machen, was er tun sollte.«

»Ihr habt nicht daran gedacht, dass er lesen und schreiben könnte?«

»Nein. Wie hast du das eigentlich herausgefunden?«

Offensichtlich hatte sich Sophies Rolle bei der Vernehmung schon herumgesprochen. »Erinnerst du dich an das Gedicht, das ich in der Mühle gefunden habe?«

Elßgen musste kurz überlegen, nickte dann aber.

»Als ich gehört habe, dass er sich in der Mühle versteckt gehalten hat, da war ich sicher, dass er es geschrieben hat. Wie sonst hätte es dorthin kommen sollen?«

»Was? Ein einfacher Soldat soll ein Dichter sein? Hör doch auf!«

»Vielleicht hat er es irgendwo abgeschrieben oder auswendig gelernt«, lenkte Sophie ein, obwohl sie wusste, dass das nicht stimmte. Dafür waren die Gedichte viel zu präzise auf die ganze Situation zugeschnitten. Aber davon wollte sie Elßgen zu diesem Zeitpunkt nichts sagen. »Was auch immer, schreiben kann er.«

»Ach Sophie, ist das alles nicht verrückt? Ich kann dich nur bewundern, wie du mit diesem ganzen Drama umgehst. So viele Schicksalsschläge und du lässt dich einfach nicht unterkriegen.« Elßgen lächelte sie an. »Im Gegenteil, ich habe eher das Gefühl, dass du über dich hinauswächst!«

»Es ist wirklich verrückt, und ja, du hast recht. Vor einem Jahr hätte ich es nie und nimmer gewagt, wie gestern zu deinem Vater zu gehen und ihn um einen Gefallen zu bitten. Ich hätte mir nicht zugetraut, die Mühle allein zu bewirtschaften. Stattdessen hätte ich dagesessen und gejammert und mir leidgetan. Da hat sich wirklich viel verändert.«

Elßgen stand auf. »Ich muss gehen, leider. Wir wollen Sauerkraut machen, und wenn ich nicht da bin und alle antreibe, wird

nichts draus. Aber ich musste dir das einfach erzählen!« Sie lachte und umarmte Sophie, ehe sie ging.

Der restliche Vormittag verlief für Sophie recht ruhig, sodass sie eine Menge erledigen konnte. Erst gegen Mittag tauchte ein Widdersteiner Mahlgast auf, der noch einmal die Geschichte von Frau Ölschlägers Ausbruch erzählte, sodass auch Martha sie zu hören bekam, die daran ihre helle Freude hatte. Sophie konnte ihr Gelächter sogar über den Lärm der Mühle hinweg hören, während sie den Mehlsack zuband.

Nachmittags kam Johann kurz vorbei, um Sophie zu seiner Hochzeit einzuladen, die am dreißigsten Oktober stattfinden sollte.

»Ich würde mich sehr freuen, wenn du kommst«, sagte er leicht verlegen.

»Sehr gern«, antwortete sie. »Es gibt allerdings eine Bedingung«, ergänzte sie dann.

»Bedingung?«, fragte Johann überrascht.

»Ich darf deiner Frau erzählen, dass du mir einen Kleiekotzer geschnitzt hast, der aussieht wie der alte Hauprich.«

Johann brach in schallendes Gelächter aus. »Das darfst du ihr gern erzählen. Ich muss weiter nach Widderstein. Soll ich Elßgen etwas ausrichten? Die Familie Dormann will ich natürlich auch einladen.«

Sophie winkte ab. »Nicht nötig, die war heute Morgen hier. Trotzdem danke. Bis bald!«



Michelbacher Mühle, 20. Oktober 1649

Der Mittwoch begann für Sophie mit einem eigenartigen Gefühl der Erwartung. Eigentlich war es unsinnig, denn der Richter würde nach Michelbach kommen und sich entweder dort mit dem Schultheiß beraten oder Jofri mit nach Altenkirchen nehmen. Sophie würde davon nichts mitbekommen. Trotzdem hielt sie ständig Ausschau, ob jemand zur Mühle kam.

Am späten Vormittag tauchte tatsächlich jemand auf, doch das war nur ein Michelbacher, der seinen Roggen geschrotet haben wollte. Immerhin konnte er Sophie erzählen, dass der Richter noch auf sich warten ließ.

Armer Jofri, dachte sie, während sie mit einem Seilzug die Einstellung des Mühlsteins änderte. Diese Warterei musste furchtbar für ihn sein.

Sie war so in Gedanken, dass sie beinahe vergessen hätte, den Mahllohn abzumessen. Erst, als sie den Sack mit dem gereinigten Roggen schultern wollte, fragte der Michelbacher, ob das Mahlen neuerdings kostenlos wäre. Sophie stellte den Sack wieder ab.

»Sowas. Das ist mir auch noch nicht passiert.« Lachend nahm sie den Metzen und füllte ihren Anteil ab, was der Michelbacher ebenso amüsiert beobachtete.

Während die Mühle arbeitete, überließ Sophie es Martha, sich mit dem Gast zu unterhalten. Sie selbst prüfte die Mechanik und schaute, ob alle Zahnräder, Gewinde und Stangen zuverlässig ihren Dienst taten. Alles lief wie am Schnürchen; sie konnte keinen losen Zahn an den Rädern entdecken und schickte ein Stoßgebet in den Himmel, dass dies möglichst lange so bleiben würde.

Der Tag verstrich ähnlich wie der vorige und Sophie wurde immer unruhiger. Sie wollte endlich wissen, was mit Jofri geschehen würde, doch dafür müsste sie nach Michelbach gehen. Da aber die Möglichkeit bestand, dass weitere Gäste zur Mühle kamen, konnte sich nicht einfach so verschwinden.

Sie stand gerade im Hof und rang mit sich, ob sie es trotzdem tun sollte, als ein von zwei Pferden gezogener Wagen unter den Bäumen hervorkam, begleitet von zwei bewaffneten Reitern. Sophie erkannte den Richter Fischer auf dem Wagen, daneben den Schultheißen, einen Michelbacher Burschen, der zu den Fängern gehört hatte, und Jofri.

Beim Getrappel der vielen Hufe kamen Martha und Konrad angelaufen.

»Was wollen die denn alle hier?«, fragte Martha.

Der Zug hielt an und die Männer stiegen aus.

»Frau Gilles, Gott zum Gruße«, sagte der Richter und deutete eine Verbeugung an. »Der Gefangene teilte uns mit, dass sich seine Habe noch hier in der Mühle befindet, darin enthalten das Diebesgut. Mit Eurer freundlichen Erlaubnis soll er die Sachen holen, damit die gestohlenen Gegenstände an ihre Eigentümer zurückgegeben werden können.«

»Selbstverständlich«, antwortete Sophie. Sie grüßte Herrn Schneider und sah dann Jofri an. Er wirkte deutlich verwahrloster und sehr müde nach den Tagen im Kerker, lächelte Sophie jedoch zaghaft zu. Sie zeigte mit einem fragenden Blick auf die Mühle. Er nickte.

»Wenn die Herren mir folgen wollen«, sagte Sophie und ging vorweg die Treppe hinauf ins Obergeschoss der Mühle.

Die Männer betrachteten die Mahlwerke und den Steinkran mit großen Augen, während Jofri die Leiter in den Dachspitz hinaufkletterte.

»Er kann von dort oben nicht entkommen, oder?«, fragte Herr Fischer misstrauisch.

»Nein«, sagte Sophie und ging so weit um die Mahlwerke he-

rum, dass sie Jofri im Dachspitz sehen konnte. Behände zog er sich an einem Balken hoch, kletterte hinauf und balancierte wie eine Katze über den Steinkran hinweg in den hinteren Teil des Dachgebälks.

»Da hinten?«, rief Sophie überrascht aus. »Kein Wunder, dass ich ihn nie gesehen habe.« Sie folgte seinem Weg bis in den hintersten Winkel des Obergeschosses, konnte ihn aber nicht mehr sehen, egal wie sehr sie sich bemühte. Das Licht war dort oben einfach zu schlecht.

»Er ist weg«, sagte der Michelbacher Bursche, der Sophie gefolgt war und mit in den Nacken gelegtem Kopf nach oben starrte.

»Nein, er ist noch da oben, ich kann ihn hören«, erwiderte Sophie. Leises Rascheln und hölzernes Klappern bestätigten ihre Worte im nächsten Moment.

Sie sah Jofri erst wieder, als er schon beim Steinkran war. Der Bursche beeilte sich, zur Leiter zurückzukommen, wo er sich wie eine Wache postierte.

Jofri sprang von den Dachbalken auf den Boden des Dachspitzes und kam mit einem großen Beutel über der Schulter die Leiter herab. Unten angekommen händigte er den Beutel Richter Fischer aus.

»Was geschieht nun mit ihm?«, wollte Sophie wissen.

»Der Richter wird ihn mit nach Altenkirchen nehmen, wo er morgen einen Tag am Pranger verbringen wird. Da er alles gestanden und die gestohlenen Dinge, so weit möglich, zurückgegeben hat, soll das seine Strafe sein. Es wird weiterhin von ihm verlangt, dass er die Gebeine von Sepp vom Schindanger holt und zurück zum Grab der Ölschlägers bringt, um dem Toten seinen Frieden zu geben. Danach ist er frei.«

»Wie soll er denn auf dem Schindanger die richtigen Gebeine finden?«, fragte Sophie bestürzt.

»Seit dem Leichenfund im Mühlengraben ist dort niemand mehr begraben worden. Da ich die Stelle noch weiß, sollte es kein Problem sein«, antwortete Herr Schneider.

Sophie seufzte. »Ist es denn wirklich notwendig, dass er an den Pranger kommt?«

Richter Fischer warf ihr einen scharfen Blick zu. »Leichenschändung ist ein ernstes Verbrechen und darf nicht ungestraft bleiben. Mit einem Tag am Pranger kommt er glimpflich davon.« Er drückte dem Schultheißen den Beutel in den Arm. »Sorgt dafür, dass die Eigentümer ihre Habseligkeiten zurückbekommen.« Er packte Jofri am Arm und brachte ihn zurück zum Wagen, der sich umgehend in Bewegung setzte. Den beiden Michelbachern blieb nichts anderes übrig, als den Heimweg zu Fuß anzutreten.

»Man hat ihn doch wissen lassen, was mit ihm geschehen wird, oder?«, fragte Sophie Herrn Schneider.

»Der Richter hat ein Urteil verfasst und es ihm zu lesen gegeben. Bis zum Wochenende sollte die Sache ausgestanden sein und dann kehrt hoffentlich endlich wieder Frieden ein. Keine Geistergeschichten mehr. Das dürfte Euch auch freuen, nicht wahr, Frau Gilles?«

Sophie nickte anscheinend langsamer, als Herr Schneider erwartet hatte, denn er sah sie irritiert an. »Nun, ich wünsche Euch einen guten Tag.« Er schulterte den Beutel und machte sich mit dem Burschen auf den Heimweg.



Der Pranger stand am oberen Ende des Marktplatzes. Eine ganze Menge Unrat lag bereits dort, als Sophie mit Elßgen zusammen ankam. Sophies Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Jofri kniete im Dreck, den Kopf und die Hände zwischen die Holzbretter geklemmt. Von seinen Haaren tropfte eine dunkle Flüssigkeit herab, von der Sophie lieber gar nicht wissen wollte, was es war. Die meisten Leute wussten gar nicht, warum jemand am Pranger stand, sondern nutzten die Gelegenheit einfach, um Unmut und Häme an der Person auszulassen. Sie würde es schon verdient haben. Niemand kam grundlos an den Pranger. Jeder, den

diese Strafe traf, wurde mit Dreck und faulen Eiern beworfen, beschimpft und ausgelacht.

Sophie hatte die halbe Nacht wach gelegen und sich mit den Gedanken gequält, was Jofri dabei empfinden musste, dem einen Tag lang ausgesetzt zu sein. Wenigstens die Beschimpfungen und das Gelächter würden ihm dank seiner Taubheit erspart bleiben.

»Ach nein«, sagte Elßgen leise und zeigte auf ein Schild, das irgendein Witzbold neben dem Pranger aufgestellt hatte. *Der Mühlegeist von Michelbach* stand darauf.

Sophie presste die Lippen aufeinander.

Im Moment fand der Gefangene wenig Beachtung. Die erste Welle der Anfeindungen war wohl vorüber und die Menschen gingen ihren Geschäften nach. Sophie griff in ihren Korb und holte die Blume heraus, die sie extra zu diesem Zweck gepflückt hatte. Eine Ringelblume und das nicht nur, weil es so ziemlich die einzigen Blumen waren, die in ihrem Garten noch blühten, sondern auch, weil er ihr diese Blumen mehr als einmal geschenkt hatte.

Sie sah sich einmal in alle Richtungen um und ging eilig zum Pranger. Im Näherkommen sah sie, dass Jofris Beine zitterten. Die vorgebeugte Position, in der er dort knien musste, war auf Dauer die reinste Tortur. Er hatte die Augen geschlossen und öffnete sie auch nicht, als sie die Blume vor ihm ablegte. Er zuckte bloß zusammen und zog den Kopf so weit wie möglich zurück, vermutlich in Erwartung eines weiteren stinkenden Wurfgeschosses. Sophie hastete davon, ohne sich umzuwenden. Sie hatte getan, was sie sich vorgenommen hatte, und jetzt wollte sie nur noch weg. Sie tauchte mit Elßgen in die Menge der Marktbesucher ein, erleichtert, dass ihre Tat unbemerkt geblieben war und sie nicht selbst eine Ladung Unrat abbekommen hatte. Wenn Jofri die Augen öffnete, würde er eine Blume sehen. Und er würde wissen, dass es einen Ort auf der Welt gab, an dem er willkommen war.

»Du bist verrückt«, sagte Elßgen. Das hatte sie auf der Fahrt schon mehrmals gesagt, als Sophie ihr von ihrem Vorhaben er-

zählt hatte. Nachdem sie zum dritten Mal hatte wissen wollen, warum Sophie das tat, hatte sie endlich das Geheimnis um die weiteren Gedichte und die heimlichen Geschenke gelüftet. Das hatte Elßgen für eine erstaunlich lange Zeit die Sprache verschlagen.

»Er hat sich in dich verliebt?«, hatte sie schließlich völlig entgeistert gefragt.

So hatte Sophie es für sich nie formuliert, doch ihr war keine andere Antwort eingefallen als: »Sieht so aus.«

»Und du?«, hatte Elßgen wissen wollen.

»Das erzähle ich dir, wenn ich weiß, was mit Matthias ist«, hatte Sophie gesagt und ihre Freundin frech angegrinst. Sie hatte sich damit einen Schlag aufs Bein eingehandelt, aber das Thema war erst einmal vom Tisch.

Überall wurde über den Mühlengeist getratscht und Sophie war heilfroh, dass sie die Blume abgelegt hatte, bevor jemand ihre Anwesenheit beim Markt wirklich bemerkt hatte. Jetzt wäre es ein aussichtsloses Unterfangen gewesen. Man belagerte sie von allen Seiten, noch schlimmer als in der Woche zuvor, und wollte sie nicht gehen lassen. Sie wurde mit Fragen bestürmt und am Ende musste Elßgen sogar den Marktaufseher rufen, um Sophie aus der Menge zu befreien. Ihre Einkäufe hatte ebenfalls Elßgen für sie erledigt.

Mit klopfendem Herzen saß sie auf dem Wagen neben ihrer Freundin und wünschte, der Knecht würde das Pferd schneller antreiben. Herr Brinck hatte alle Hände voll zu tun, die Neugierigen zu vertreiben, die neben dem Wagen herliefen.

Als sie die Stadtmauern hinter sich gelassen hatten, lehnten sich beide Frauen erschöpft zurück.

»Ob sich so die Grafen fühlen?«, fragte Elßgen. Wo auch immer die gräflichen Kutschen auftauchten, fand sich innerhalb kürzester Zeit eine Menschentraube ein.

»Wenn ja, dann bin ich froh, keine Gräfin zu sein«, bemerkte Sophie. »Was für ein Theater.«

»Denkst du, sie werden zur Mühle kommen und dich belästigen?« Elßgen klang besorgt.

»Sicherlich nicht so viele auf einmal. Und wenn sie für die Geschichten weit laufen und zusätzlich bezahlen müssen, lässt die Neugierde bestimmt ganz schnell nach.«

»Bezahlen?«

»Du glaubst doch nicht, dass ich denen was erzähle, wenn sie nicht mindestens ein Bier kaufen, oder?«

»Vielleicht bist du bald reich«, stellte Elßgen fest.

»Schön wär's«, sagte Sophie und lachte vergnügt.



Es kamen lange nicht so viele Neugierige zur Mühle, wie Sophie nach dem Aufruhr auf dem Markt erwartet hatte, was sicherlich auch an dem scheußlichen Wetter lag. Kräftige, kalte Winde trieben einen Regenschauer nach dem anderen übers Land und jeder war froh, wenn er trocken in der warmen Stube sitzen konnte. Selbst Konrad trieb sich nicht herum.

Von einem Widdersteiner Mühlengast hatte Sophie erfahren, dass Sepp Ölschlägers Gebeine tatsächlich wieder in seinem Grab vereint waren. Es hatte deutlich länger gedauert als geplant, denn Jofri hatte nach dem Tag am Pranger kaum Kraft gehabt zum Graben. Wenigstens hatte man ihn in einer Scheune schlafen lassen und ihn nicht noch einmal in den Kerker gesperrt. Was aus ihm geworden war, konnte der Gast nicht sagen.

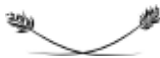
Eigentlich hatte Sophie damit gerechnet, dass Jofri zu ihr kommen würde, sobald er frei war. Doch die Tage verstrichen und er blieb verschwunden. Herr Schneider war der Letzte, der ihn gesehen hatte, denn er hatte die Rückführung der Gebeine überwacht und ihm schließlich seinen Freibrief überreicht. Jofri war in Richtung der Poststation bei Gieleroth gegangen, da der Schultheiß ihm nahegelegt hatte, die Gegend zu verlassen. Einige Widdersteiner hatten ihn durch den Regen davonstapfen

sehen und man spekulierte, dass er die Straße nach Frankfurt genommen hatte.

Sophie hielt ständig nach ihm Ausschau. Sie konnte nicht glauben, dass er einfach so gegangen war. Wo sollte er denn hin? Er hatte keine Familie mehr, nichts, zu dem er zurückkehren konnte. Entweder war ihm etwas zugestoßen oder sie hatte sich gründlich in ihm geirrt.

Die Tage waren lang und randvoll mit Arbeit. Oft war Sophie froh, wenn keine Mühlengäste kamen, da sie kaum wusste, wie sie alles bewältigen sollte. Martha wurde mit der einsetzenden Kälte auch immer langsamer und schaffte längst nicht mehr so viel wie früher. Sophie warf es ihr nicht vor, sondern machte sich Gedanken, wie sie über den Winter kommen sollten. Sie überlegte hin und rechnete her und kam zu dem Schluss, dass alles nichts half, sie musste eine junge Magd einstellen. Einen weiteren Knecht hätte sie auch gebraucht, doch dafür reichte das Geld vorne und hinten nicht. Konrad machte seine Arbeit zwar inzwischen deutlich zuverlässiger, aber er würde noch über ein Jahr zur Schule gehen müssen und diese Zeiten fehlten auf dem Hof.

Jedes Mal, wenn Sophie zum Wehr ging, um das Mühlrad in Gang zu bringen, wanderte ihr Blick über die Wiese hinunter zur Flussbiegung. Seit Jofri sie dorthin gelockt hatte, war sie nicht mehr hinuntergegangen, einerseits wegen des ständigen Regens, andererseits, weil einfach keine Zeit dafür da war. Sie war jetzt ihre eigene Herrin, was jedoch nicht bedeutete, dass sie Muße hatte. Selbst um abends in der Stube zu sitzen und in der Bibel zu lesen, wie sie es sonst so gern tat, war sie zurzeit viel zu erschöpft. Zusätzlich sorgte sie sich um Jofri. Wo steckte er bloß? Ein unterschwelliges Gefühl der Verlassenheit begleitete sie durch den Alltag, denn es gab keine kleinen Aufmerksamkeiten, keine merkwürdigen Geräusche, kein verschwundenes Essen. Sie hätte nie gedacht, dass ihr das einmal fehlen würde.



Es war an dem Freitag vor Johannis Hochzeit, als am späten Vormittag ein Mann zur Mühle kam. Sophie war gerade zum Hühnerstall unterwegs, in der Hoffnung, dass vielleicht das ein oder andere Huhn noch ein Ei gelegt hatte, als sie ihn sah. Sie blieb reglos stehen. Er war zu weit weg, um ihn erkennen zu können, aber trotzdem begann ihr Herz, schneller zu schlagen. Der Mann ging langsam, zögernd, nicht wie jemand, der ein Anliegen hatte. Auch trug er nichts bei sich, keinen Sack mit Getreide oder auch nur einen Beutel. Je näher er kam, desto klarer wurde Sophie, dass es ein Bettler war. Seine Kleidung war zerlumpt, die Haare verfilzt und der Bart hatte schon lange kein Messer mehr gesehen. Dünn war er und viel zu leicht gekleidet für das Wetter.

Konnte es sein? Sophie hatte Jofri bloß wenige Male gesehen und diese elende Gestalt entsprach so gar nicht ihrer Erinnerung. Doch wenn er seit seiner Freilassung irgendwo draußen gehaust hatte, ohne zu stehlen, dann war so ein Zustand durchaus möglich. Wenigstens hatte der Regen gestern aufgehört.

Der Mann näherte sich immer langsamer.

Sophie verlor die Geduld und winkte ihm. »So kommt schon her!«, rief sie.

Er antwortete nicht, beschleunigte seine Schritte aber etwas und kam schließlich vor ihr zum Stehen. Ein Blick in seine Augen gab ihr Gewissheit: Er war es. Sie atmete scharf ein. Aus der Nähe betrachtet sah er noch schlimmer aus als von Weitem. Er hatte ein blaues Auge, das Hemd war an der Seite zerrissen und gab die Sicht auf einige Schrammen und weitere blaue Flecke frei.

»Was ist mit dir passiert?«, fragte Sophie bestürzt.

Natürlich antwortete er nicht. Er sah sie nur an. Es schnitt ihr tief ins Herz, dass in diesem Blick nicht einmal eine Bitte lag.

Hat für mein Leben jemand noch Gebrauch? Die Zeile aus seinem Gedicht schoss ihr durch den Kopf. Langsam nickte sie. »Ich kann dich hier gut brauchen«, flüsterte sie, auch wenn er es nicht verstand. Etwas musste er jedoch in ihren Augen gelesen haben, denn in seinen leuchtete ein winziger Hoffnungsschimmer auf.

»Komm«, sagte sie und bedeutete ihm, ihr zu folgen. Sie brachte ihn in die Küche, wo Martha vor Schreck fast den Löffel fallen ließ, den sie gerade in der Hand hielt.

»Was ist denn das für eine Vogelscheuche?«, fragte sie entsetzt.

»Unser Mühlengeist«, antwortete Sophie. »Machst du ihm bitte etwas Brühe warm? Ein Stück Brot haben wir auch noch, oder? Ich glaube, er hat seit Tagen nichts gegessen.«

Martha sah zwischen Sophie und Jofri hin und her. »Unser Mühlengeist? Soll er etwa hierbleiben?«

Sophie stockte. *Sollte er das?* »Ich denke ja«, erwiderte sie leise und ihr wurde bewusst, dass sie diese Entscheidung schon lange getroffen hatte.

Martha starrte sie einen Moment lang mit offenem Mund an. Dann zuckte sie mit den Schultern, klappte den Mund zu und schwenkte den Kessel über das Feuer.

»Danke, Martha.« Sophie wandte sich wieder Jofri zu, der sie aufmerksam beobachtete.

Er hob die Hand und zog einmal an seinem Hemd, ehe er sich in den Bart griff und auch daran zog.

Sophie nickte. Sie hatte sehr wohl verstanden, was er wollte, und lief nach oben in das Zimmer ihres Vaters, wo sie frische Kleidung und das Rasierzeug holte, das nach wie vor auf dem Fensterbrett lag, als hätte er es gestern das letzte Mal benutzt. Als sie zurück in die Küche kam, stand Jofri am Feuer und wärmte sich die Hände. Sie legte die Sachen auf den Tisch. Da er ganz versunken schien in die Wärme, berührte sie ihn vorsichtig am Arm. Er zuckte zusammen und fuhr herum, wodurch Sophie ihrerseits zurückschreckte.

Er lächelte entschuldigend. Sophie lachte verlegen. Es war so eigenartig, nicht mit ihm sprechen zu können. Sie zeigte auf die Sachen, die er dankbar vom Tisch nahm. Dann deutete er seinerseits auf einen Eimer neben dem Herd und sah Sophie fragend an. Sie zuckte mit den Schultern und nickte, wusste aber nicht so recht, was er wollte. Er bückte sich nach dem Eimer und ging zur Tür hinaus.

»Was hat er denn vor?«, fragte Martha.

Sophie folgte ihm ein Stück nach draußen und beobachtete, wie er zu dem großen, flachen Stein am Mühlengraben ging. »Ich denke, er will sich waschen«, sagte sie zu Martha, die ebenfalls herausgekommen war.

»Hm«, machte Martha und sah Sophie an. »Was ist mit den Eiern?«

»Eier?«, fragte Sophie verständnislos.

Martha lachte. »Du wolltest eben nachsehen, ob die Hühner gelegt haben, erinnerst du dich? Oder hat der Mühlengeist dir jetzt alle Gedanken aus dem Kopf gespuht?«

»Oh. Nein, ich ...« Sophie spürte, wie sie rot wurde. Sie senkte den Blick und eilte zurück zum Hühnerstall, begleitet von Marthas Gelächter.

Sie fand tatsächlich drei Eier. Die Suche half, ihre Verwirrung und Aufregung in den Griff zu bekommen, und gab ihr etwas Zeit zum Nachdenken. Sobald Jofri gegessen hatte, würde sie die alte Schiefertafel holen, die sie noch aus ihrer Schulzeit aufbewahrt hatte. Mit deren Hilfe würde sie mit ihm kommunizieren und ihn fragen können, ob er bereit war, als Knecht für sie zu arbeiten, auch wenn sie ihm nicht mehr bieten konnte als Nahrung und ein Dach über dem Kopf. Er konnte in der Kammer ihres Vaters schlafen. Ob sie deswegen Ärger mit Herrn Schneider bekommen würde? Er hatte Jofri doch sicher nur fortgeschickt, damit er nicht wieder zu stehlen begann, was er nicht tun würde, wenn er Arbeit hatte und versorgt war. Konnte sie ihn versorgen?

»Es wird schon irgendwie gehen«, murmelte sie vor sich hin. Sie war sich ziemlich sicher, dass Jofri nicht so hohe Ansprüche stellte, wie Dietrich es getan hatte.

Als sie aus dem Stall kam, saß Jofri mit freiem Oberkörper auf dem Stein. Trotz der Kälte schöpfte er mit dem Eimer Wasser aus dem Graben und goss es sich über den Kopf. Sophie fuhr ein Schauer über den Rücken, als hätte sie den eisigen Wasserschwall

selbst abbekommen. Fröstelnd ging sie ins Haus zurück. Die Eier legte sie in den Vorratsschrank.

»Und? Was ist nun mit dem Geist? Die Brühe ist warm.«
Martha setzte sich an den Tisch.

»Er heißt Jofri.«

»Jofri? Was ist denn das für ein Name?«

»Josef Friedrich, kurz Jofri. Ein Spitzname.« Sophie setzte sich zu ihr.

»Soso, du kennst dich ja aus.«

Sophie ignorierte den vielsagenden Blick der alten Magd. »Ich möchte, dass er hierbleibt. Wir werden der Arbeit ja nicht mehr Herr.«

»Und wie willst du ihm begreiflich machen, was er tun soll?«

»Zum einen ist er nicht dumm und erkennt, wo Not am Mann ist, und zum anderen kann ich es ihm aufschreiben.«

»Aha.«

»Hast du ...« Sophie zögerte, doch die Frage musste gestellt werden. »Hast du Angst vor ihm?«

Martha presste die Lippen aufeinander, wodurch ihr Kinn ganz runzelig wurde. »Er ist mir nicht so unheimlich wie dein Mann«, sagte sie schließlich. »Aber ich kann nicht behaupten, dass ich ihm über den Weg traue. Sich heimlich hier monatelang verstecken und bedienen wie ein Schmarotzer ... Und dann die Sache mit Sepp.« Sie schüttelte den Kopf.

»Das bereut er und er hat seine Strafe dafür verbüßt«, sagte Sophie.

»Das ändert nichts daran, dass er dazu fähig war!«

Sophie sah Martha streng an. »Urteile nicht. Du wolltest meinen Mann vergiften.«

»Ich hab's nicht gemacht!«, rief Martha empört und fügte leiser hinzu: »War nur so 'ne Idee.«

Die Tür ging auf und Jofri trat zaghaft in die Küche. Er war glattrasiert und hatte die nassen Haare zu einem Zopf gebunden. Die Ärmel des Hemdes waren etwas zu kurz für ihn, doch sonst

sah er sehr ordentlich aus, fand Sophie, wenn man mal von dem blauen Auge absah. Er roch auch deutlich besser. Den Eimer stellte er zurück, legte die übrigen Sachen auf die Sitzbank und blickte Sophie abwartend an. Er zitterte und seine Lippen waren blau vor Kälte.

»Oh je«, murmelte Sophie und zeigte auf den Stuhl, der dem Herdfeuer am nächsten war. »Setz dich.« Sie selbst stand auf und füllte einen Becher mit Brühe, den sie ihm reichte.

Dankbar legte er die Hände darum und nippte vorsichtig. Auch das Brot nahm er mit einem dankbaren Nicken entgegen.

Martha beobachtete jede Bewegung. Als er lediglich ein kleines Stück von dem Brot abbrach und ihr den Rest hinhielt, zog sie erstaunt die Augenbrauen hoch und schüttelte den Kopf. »Iss nur, Junge«, sagte sie und wedelte mit der Hand.

Sophie sah ihr an, dass er sie mit dieser kleinen Geste für sich eingenommen hatte.

Dietrich hätte sich das ganze Stück auf einmal in den Mund gestopft, dachte Sophie, während sie die Treppe hinaufstieg, um die Tafel zu holen. *Er wäre auch nie auf die Idee gekommen, sich am Mühlengraben zu waschen.*

Als sie zurück in die Küche kam, kaute Jofri noch immer an dem Brot. Er schien jeden Bissen zu genießen, obwohl es schon recht alt und hart war. Sie legte Tafel und Griffel auf den Tisch. Sofort richtete er sich auf und schob Becher und Brot zur Seite. Erwartungsvolle Spannung lag auf seinem Gesicht und Sophie hätte schwören können, dass seine Augen aufblitzten. Sein Hunger nach Verständigung schien deutlich größer zu sein als der nach Nahrung. Er streckte die Hand aus und sah Sophie fragend an. Auf ihr Nicken hin nahm er den Griffel, zog die Tafel zu sich heran und schrieb etwas darauf.

»Tse«, machte Martha und stand auf. »Ich bin dann mal drüben«, verkündete sie und schlurfte aus der Küche.

Wie ist Euer Name, werte Müllerin?, las Sophie auf der Tafel, die Jofri wieder zu ihr hinschob. Sie lachte überrascht auf. Das

war sein dringendstes Anliegen, ihren Namen zu erfahren? Sie schrieb ihn auf und beobachtete, wie Jofri die Silben mit dem Mund formte. Das darauffolgende Lächeln ließ ihren Puls nach oben schnellen. Sie schluckte und machte sich daran, ihrerseits eine Frage auf die Tafel zu schreiben: *Wollt Ihr hierbleiben und arbeiten? Leider kann ich keinen Lohn zahlen, aber Wohnung und Essen kann ich bieten.*

Seine Augen wurden groß, als er es las. Einen Moment saß er wie versteinert da, dann ergriff er Sophies Hand und legte seine Stirn darauf. Seine Haut war kühl, die Hände rau, doch die Berührung war Sophie nicht unangenehm. Bestürzt stellte sie fest, dass ihm Tränen über die Wangen liefen, als er sich aufrichtete. Er versuchte nicht, sie zu verbergen. Seine Erleichterung war greifbar und Sophie war mit einem Schlag klar, dass ihr Angebot alle seine Hoffnungen überstieg. Sie sahen sich lange in die Augen. Ein Gefühl überkam Sophie, wie sie es noch nie erlebt hatte. Sein Blick glich einer sanften Umarmung, die braunen Augen voller Versprechen, ihr zu dienen, sie zu beschützen, ja, alles für sie zu tun, was in seiner Macht stand, das spürte sie.

Dass ausgerechnet jetzt ein Mühlengast draußen nach ihrer Aufmerksamkeit verlangte, war Sophie überhaupt nicht recht. Trotzdem zog sie vorsichtig ihre Hand zurück, stand auf und zeigte zur Tür. »Ich muss ...«, setzte sie an und verstummte. Er verstand es ja nicht. Ihr blieb nichts anderes übrig, als ihn einfach dort sitzen zu lassen und zu hoffen, dass er den Gast sehen würde.

Im Flur kam ihr Martha schon entgegen. »Ich kümmere mich um die Bewirtung«, sagte sie im Vorbeigehen.

Sophie dankte ihr und ging nach draußen.

Das Gespräch mit dem Gast drehte sich ausnahmsweise einmal nicht um die Ereignisse der letzten Wochen, sondern um die bevorstehende Hochzeit – für Sophie eine willkommene Abwechslung. Fragen über den Mühlengeist konnte sie zurzeit nicht gebrauchen. Sie schob alle Gedanken an Jofri beiseite. Sie musste sich sehr konzentrieren, da ein Teil des Mahlguts gebeutelt wer-

den sollte. Für sie bedeutete das zusätzliches Gerenne. Beinahe hätte sie vergessen, für das feine Mehl einen frischen Auffangbeutel einzuhängen, merkte es aber in letzter Sekunde noch. Der Bauer bekam davon zum Glück nichts mit, da er sich inzwischen angeregt mit Martha unterhielt. Erstaunlicherweise hatte die den Tauben in der Küche mit keinem Wort erwähnt.

Nachdem der Bauer sich verabschiedet hatte, hielt Martha Sophie am Arm zurück.

»Du erzählst mir sofort, was zwischen dir und dem Kerl da drinnen vorgefallen ist.«

»Vorgefallen?«

»Warum macht der dir schöne Augen und warum gehst du darauf ein? Ihr kommt mir vor, als wärt ihr schon länger miteinander bekannt. Hast du etwa die ganze Zeit gewusst, dass er sich hier versteckt?«

Sophie seufzte. »Lass uns in deine Hütte gehen.«

Sie erzählte alles, angefangen von der ersten Begegnung auf dem Markt in Altenkirchen über die Rettung aus dem Fluss bis zu den Blumen und Gedichten. Es dauerte und sie vergoss dabei mehr als eine Träne. Ihre ganzen Fragen und Unsicherheiten, ihre Verzweiflung und Selbsterkenntnis bezüglich Dietrich, die neu gewonnene Freiheit und die ungewohnten Gefühle, die Jofri in ihr auslöste, all das redete sie sich von der Seele und Martha hörte geduldig zu. Kein Gelächter, keine trockenen Bemerkungen, die sie sonst kaum für sich behalten konnte. Wie nach der Nacht, als Dietrich Sophie so übel zugerichtet hatte, zeigte sie eine Tiefe an Mitgefühl und Umsicht, die Sophie wieder einmal überraschte.

»Wenn es so ist«, sagte sie, nachdem Sophie geendet hatte, »ist es gut.« Sie dachte einen Moment lang nach und fragte dann: »Wie wollen wir mit ihm umgehen? Soll er verborgen bleiben? Oder dürfen alle wissen, dass er hier arbeitet?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Sophie heiser. »Ich denke, das muss er mitentscheiden. Er hat so viel Schlimmes erlebt, vielleicht

möchte er verborgen bleiben. Oder er war so lange versteckt, dass er davon die Nase voll hat.«

»Hm. Und wo soll er schlafen?« Martha zog eine Augenbraue hoch.

»Er kann doch Vaters Zimmer haben.«

»Na, wenn du da mal nicht nachts Besuch bekommst.«

Sophie wurde rot, wich dem anzüglichen Blick der Magd jedoch nicht aus. »Wenn er so einer wäre, hätte ich wohl schon längst Besuch bekommen. Gelegenheiten hatte er genug.«

»Na dann.« Martha erhob sich. »Fragen wir ihn, wie es werden soll.«



Michelbacher Mühle, 29. Oktober 1649

Jofri dachte über die Frage eine ganze Weile nach, als Sophie sie ihm auf die Tafel geschrieben hatte. Seine Antwort empfand sie als sehr vernünftig.

Ich gehe den Menschen lieber aus dem Weg, doch ein Geheimnis soll es nicht sein, dass ich Euer Knecht bin. Ich bin des Versteckens überdrüssig. An ehrlicher Arbeit sollte niemand Anstoß nehmen.

»Dann wäre das ja geklärt«, sagte Martha zufrieden. »Wäre sonst auch schwierig mit Konrad im Haus.«

Während sie sich ans Kochen machte, zeigte Sophie Jofri seine neue Bleibe.

Das war das Zimmer meines Vaters, kratzte sie mit dem Griffel auf die Tafel. Du darfst dir alles nehmen, was du brauchst.

Erst, als sie sein überraschtes Gesicht sah, ging ihr auf, dass sie ihn geduzt hatte. Es war zu spät, es zu ändern. Sein Lächeln kroch ihr unter die Haut und sorgte für wohlige Wärme in ihrem Innern, genau wie zuvor in der Küche, ehe der Bauer gekommen war. Jofri trat nahe an sie heran und nahm ihr Tafel und Griffel ab. Dass ihre Hände sich dabei berührten, war sicher kein Zufall.

Ich danke dir, schrieb er. Sobald sie es gelesen hatte, fügte er hinzu: Ich bin so müde. Seit Tagen habe ich kaum ein Auge zuge-tan. Gestattest du mir, dass ich meinen Dienst erst morgen antrete?

»Natürlich«, flüsterte sie mit einem Nicken.

»Danke«, sagte er und klang dabei fast normal.

An seinem unsicheren Blick erkannte sie, dass er sich dessen nicht bewusst war. Sie nickte ihm noch einmal zu und ließ ihn allein. Auf dem Weg nach unten überlegte sie, warum er eigent-

lich nicht sprach. Vermutlich hatten seine Sprechversuche in der Vergangenheit zu so viel Hohn und Spott geführt, dass er es nicht mehr wagte. Ob sich das hier ändern würde?

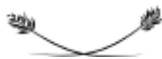
»Jofri hat darum gebeten, erst einmal schlafen zu dürfen«, informierte Sophie Martha. »Das ist mir ganz recht, dann können wir Konrad alles erzählen, ohne dass er dabei ist. Hoffentlich macht der Junge keinen Ärger.«

»Er wird sicher wieder nach Michelbach wollen. Ihm ist es hier zu langweilig.«

»Zu langweilig!«, rief Sophie und lachte bitter. »Ich habe das Gefühl, wir haben hier im Moment mehr Aufregung als während des Krieges.«

»Die besten Abenteuer sind langweilig, wenn man sie allein bestehen muss«, philosophierte Martha. »Er braucht andere Jungs um sich herum. Ich würde nicht versuchen, ihn zu halten, wenn er wegwill.«

Allein schon des Essens wegen, dachte Sophie, sprach es aber nicht aus.



Konrad war so empört über die Nachricht, dass er mit einem *Verbrecher* unter einem Dach wohnen sollte, dass er augenblicklich in sein Zimmer stürmte, um seine Sachen zu packen.

Sophie folgte ihm. »Jetzt beruhige dich mal. Er ist kein Verbrecher ...«

»Und warum wurde er dann bestraft?«, rief Konrad.

»Er hat seine Taten bereut und dafür geradegestanden. Wenn ein Mensch seine Strafe verbüßt hat, ist er ein freier Mann, kein Verbrecher.«

»So einem kann man nicht trauen. Euer Mann war ja schon schlimm, Frau Sophie, aber so einer? Dass Ihr Euch darauf einlasst, hätte ich nie gedacht.« Mit grimmiger Miene stopfte er seine Sachen in einen Beutel.

»Er ist ganz anders als Dietrich, glaub mir.«

»Woher wollt Ihr das wissen? Ihr kennt ihn doch gar nicht.«

Besser, als du glaubst, dachte Sophie, hütete sich jedoch, es laut auszusprechen. Der aufgebrachte Junge würde das garantiert in den falschen Hals bekommen. »Willst du es dir nicht überlegen? Lern ihn erst einmal kennen. Außerdem ist morgen Hochzeit bei Johann, ich weiß nicht, wie recht es der Familie ist, wenn du dort so plötzlich hereinplatzst.«

Konrad ließ die Hose sinken, die er gerade hatte einpacken wollen. »Stimmt, die Hochzeit. Daran habe ich gar nicht mehr gedacht.« Er setzte sich aufs Bett und ließ den Kopf hängen.

»Ich verspreche dir, dass du nicht in Gefahr bist. Er wird dir nichts tun. Er ist sehr höflich und zurückhaltend.«

»Höflich? Der kann doch gar nicht reden.«

»Wie du gesehen hast, kann er schreiben. Bis du mal so gut schreiben kannst, wirst du kräftig üben müssen.«

Konrad warf ihr einen schrägen Blick zu und erwiderte nichts.

»Pack deine Sachen wieder aus. Wenn morgen Gelegenheit ist, kannst du ganz in Ruhe mit Johanns Vater sprechen, falls du dann immer noch wegwillst. Einverstanden?«

»Ist gut. Wo ist der Kerl jetzt eigentlich?«

»Er schläft.«

»Wo denn, im Stall?«

»Nein, im Zimmer meines Vaters. Warum sollte er im Stall schlafen?«, fragte Sophie.

»Hier, gleich nebenan?« Konrad sprang auf und starrte die Wand an, als könnte Jofri hindurchgehen und im nächsten Moment bei ihm im Zimmer stehen.

Sophie verdrehte die Augen. »Er wird dir nichts tun«, wiederholte sie und ging hinaus. »Vergiss die Ställe nicht«, fügte sie hinzu, bevor sie die Tür schloss.

Von Jofri hörten und sahen sie den Rest des Tages nichts mehr. Als Sophie abends ins Bett ging, schaute sie einmal kurz in sein Zimmer, um sicherzugehen, dass er noch da war. Aus Gewohn-

heit klopfte sie an und schüttelte über sich selbst den Kopf. Nichts rührte sich in dem dunklen Raum. Leise trat sie ein. Erst nach zwei Schritten sah sie, dass er sehr wohl im Bett lag und tief und fest schlief. Wie lange es wohl her war, dass er in einem Bett geschlafen hatte? In Sicherheit, ohne Angst?

Behutsam machte sie die Tür zu und legte sich selbst schlafen.



Die Hochzeit fand erst am Nachmittag statt, und da Sophie nicht damit rechnete, dass an diesem Tag jemand zum Mahlen kommen würde, konnte sie ihre Arbeiten ganz in Ruhe erledigen. Jofri kam nicht zum Frühstück. Sie überlegte gerade, ob sie ihn wecken sollte, als er mit schuldbewusstem Gesichtsausdruck in der Küche erschien und ihr die Tafel entgegenhielt.

Bitte verzeih mir, der Hahn hat zu leise gekräht, stand darauf.

Sophie lachte auf, worauf er mit einem breiten Grinsen und einem Augenzwinkern reagierte. Sie reichte ihm die Schale mit Brei, die sie für ihn zurückgestellt hatte, und lud ihn mit einer Handbewegung ein, sich zu setzen und zu essen.

Kurz darauf kam Konrad herein. »Frau Sophie, soll ich ...« Er brach abrupt ab, als er Jofri am Tisch sitzen sah.

Auch Jofri hielt mitten in der Bewegung inne. Die beiden starrten einander an. Dann ließ Jofri den Löffel sinken, zog die Tafel zu sich heran und schrieb etwas darauf. Er schob die Tafel in Konrads Richtung und aß weiter.

»Willst du es nicht lesen?«, fragte Sophie, als der Junge keine Anstalten machte, näher an den Tisch zu treten.

Konrad runzelte die Stirn, ging zwei Schritte weiter und reckte den Hals. »Das ist eine her... hervor... ach, hervorragende Angel, die du da hast. Darf ich die ... bei Gelegen... Gelegenheit noch mal ausleihen?«, las er stockend und stutzte.

Sophie sah ihm an, dass zwei Herzen in seiner Brust schlugen. Einerseits hatte er sich entschieden, gegen den Verbrecher zu

sein, andererseits war er unglaublich stolz auf seine selbst gebaute Angel und das Lob gefiel ihm. Da er sich nicht entscheiden konnte, zuckte er mit den Achseln und wandte sich Sophie zu. »Soll ich Jockel schon mal bürsten? Ihr wollt doch sicher mit dem Wagen zur Hochzeit fahren, oder?«

»Ja, mach das nur.«

Mit einem schrägen Seitenblick auf Jofri lief Konrad wieder nach draußen. Sophie schmunzelte und setzte sich an den Tisch, um ihren neuen Knecht über die bevorstehende Hochzeit zu informieren. Sie bat ihn, in der Zeit die Ställe auszumisten und den Hühnerstall zu verschließen, sobald es dunkel wurde. Als Nächstes zeigte sie ihm, wo er etwas zu essen fand, obwohl sie sich ziemlich sicher war, dass er das bereits wusste. Mit dem guten Gefühl, die Mühle in zuverlässiger Hand zu lassen, machte sie sich für die Feier bereit.



Es war spät, als Sophie mit Martha und Konrad auf dem Wagen nach Hause kam. Die halbe Strecke hatte Konrad ununterbrochen geredet und war dann plötzlich mit dem Kopf an Sophies Schulter eingeschlafen. Martha hatte erleichtert aufgeseufzt, worüber Sophie hatte kichern müssen. Sie hatte Mühe, den Jungen wachzubekommen, damit er ihr beim Ausspannen half. Martha sagte direkt Gute Nacht und verschwand in ihrer Hütte. Den gähnenden Konrad schickte Sophie ins Bett, sobald sie seine Hilfe nicht mehr benötigte. Es machte ihr nichts aus, den kleinen Esel selbst in den Stall zu bringen und ihm zur Belohnung für seine guten Dienste ausgiebig die Ohren zu kraulen.

Die Hochzeit hatte ihr richtig gutgetan. Johann und seine Braut gaben ein bezauberndes Paar ab und Sophie hatte alle Bedenken über Bord werfen können, dass er ihr vielleicht noch nachtrauern könnte. Sein glückliches Strahlen hatte Bände gesprochen.

Fast hatte sie das Gefühl, noch nie in ihrem Leben so ausgelas-

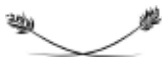
sen gefeiert zu haben. Bei früheren Festen hatte allen die Angst vor Angriffen im Nacken gesessen und oft hatte es gar nicht genug zu essen gegeben, um eine große Feier abzuhalten. Das war diesmal anders gewesen. Die Nachbarn und Freunde hatten großzügig gespendet und Sophie konnte sich nicht erinnern, wann sie zum letzten Mal so viele verschiedene Leckereien verzehrt hatte.

Zwar hatte es einiges Getuschel gegeben, dass die Müllerin so kurz nach dem Tod ihres Mannes das Tanzbein schwang, doch darauf hatte sie heute nichts gegeben. Eine weitere Veränderung, stellte sie fest, während sie Jockel zum Abschied über die weiche Mehl Nase streichelte. Früher hätte sie alles getan, um vor den Dörflern gut dazustehen.

»Gute Nacht, Jockel«, sagte sie leise und ging vorsichtig über den dunklen Hof zum Haus.

In der Stube brannte ein Licht. Neugierig trat Sophie ein und fand Jofri am Tisch vor, wo er im Schein einer Kerze eifrig schrieb. Mehrere gefüllte Blätter lagen bereits neben ihm. Sie hatte einen Luftzug mitgebracht, der die Kerze zum Flackern brachte und damit Jofri auf ihre Anwesenheit aufmerksam machte. Wie hatte er es bloß geschafft, so lange unentdeckt zu bleiben, wo er nicht hören konnte, wenn sich jemand näherte? Er musste ständig Ausschau gehalten haben.

Jetzt stockte er und ein Tropfen Tinte fiel vom Federkiel auf das Blatt. Sophie nahm den Lappen, den sie für solche Zwecke immer bei ihren Schreibutensilien aufbewahrte, und tupfte den Fleck vorsichtig weg, um das Frischgeschriebene nicht zu verwischen. Indessen steckte Jofri die Feder zurück in das Tintenfass und sah Sophie fragend an. Auf gut Glück riet sie, dass er nachträglich um ihre Erlaubnis bat, ihr Schreibzeug zu verwenden. Sie nickte, was er mit einem erleichterten Lächeln quittierte. Er nahm die bereits beschriebenen Blätter, brachte sie in die richtige Reihenfolge und hielt sie ihr hin.



Meine bezaubernde Müllerin, stand als Anrede auf dem ersten Blatt. Sophie zog erstaunt die Augenbrauen hoch. Er lächelte verlegen, bedeutete ihr aber mit der Hand weiterzulesen.

*Meine bezaubernde Müllerin,
so habe ich Dich in meinen Gedanken genannt, da ich Deinen Namen nicht kannte. Vergib mir, dass ich Dein kostbares Papier verschwende, um Dir zu schreiben, was ich nicht sagen kann. Hunderte Male habe ich den Tag verflucht, an dem die Funken in das Pulverfass sprangen und mich für immer aus den Kreisen der menschlichen Gespräche herauskatapultierten.*

Ich bin gefangen in Stille, allein mit mir selbst, mit meinen Gedanken, und habe keine andere Möglichkeit mehr als die des geschriebenen Wortes, um mich mitzuteilen. Doch selbst die wurde mir lange verwehrt. Vielleicht kannst Du mein brennendes Verlangen verstehen, mich endlich wieder mitzuteilen.

Als Erstes, meine wundervolle Sophie, möchte ich Dich um Verzeihung bitten.

Sophie runzelte die Stirn. Sie um Verzeihung bitten? Wofür denn das? Sie sah ihn an, doch er war ins Schreiben vertieft und nahm ihren Blick nicht wahr.

*Ich denke, Du weißt, dass ich Dich bestohlen habe – ein Stück Brot hier, etwas Milch dort, eine Handvoll Körner aus der Mühle, nur so viel, wie ich zum Leben brauchte. Ich wollte Dir nicht schaden, wagte es aber auch nicht, darum zu bitten. Ich bin mir sicher, Du hättest mir bereitwillig etwas gegeben, denn das entspricht Deinem gütigen Herzen.
Nein, das ist es nicht, weswegen ich um Verzeihung bitten will. Meine Schuld ist anders geartet und mir erst an diesem Tag bewusst geworden, an dem ich zum ersten Mal mit*

Fug und Recht dieses Haus betrat, mit Erlaubnis mein Essen nahm und in mir übertragener Verantwortung für die Tiere sorgte.

In den Wochen und Monaten, die ich mich hier versteckt hielt, habe ich in einer Weise an Deinem Leben teilgehabt, die mir nicht zustand. Wie oft stand ich draußen in der Dunkelheit und spähte durch die Fenster, um einen Blick auf Dich zu erhaschen? Wie oft schaute ich aus dem Gebälk der Mühle auf Dich herab und weidete mich an Deiner Nähe? Wie oft schlich ich mich des Nachts ins Haus, wenn alle schliefen, um meine kleinen Gaben zu hinterlassen als Dank für die Versorgung?

Jetzt erst wird mir klar, wie beängstigend es für Dich gewesen sein muss, dass ein Fremder sich so freimütig Deines Eigentums bediente und sich in Deinem Heim bewegte. Gemeint war es so nicht und ich bilde mir ein, dass meine Geschenke willkommen waren, trotz ihres merkwürdigen Ursprungs.

Sophie ließ den Brief erneut sinken. Ja, die Geschenke waren willkommen gewesen, kleine Lichtblicke in ihrem Alltag, der immer bedrohlicher wurde. Sie stand auf und holte die Muschel aus der kleinen Holzkiste.

»Ist die auch von dir?«, fragte sie, als sie sah, dass Jofris Blick ihrer Bewegung gefolgt war.

Er schien ihre Frage zu verstehen und nickte lächelnd. Dann malte er mit wenigen Strichen eine Blume an den Rand des Blattes, auf das er gerade schrieb. Ihre Blicke trafen sich wieder. Sie wusste genau, dass er wusste, wie sehr sie Blumen liebte. Ihr Herz machte einen Hüpfen und sie hätte selbst dann nicht verhindern können, dass sie ihn anstrahlte, wenn sie es gewollt hätte. Mit der Muschel in der Hand setzte sie sich zurück an den Tisch und las weiter.

*Ich habe viel über Dich gelernt, habe mich an Dir erfreut und endlose Träumereien gesponnen, während ich in meinem Versteck lag oder allein durch die Wälder streifte.
Bis ER kam.*

Sophie zuckte zusammen.

ER verkörperte alles, was ich an diesem Krieg hasste. Ich wurde in Waldeck geboren als zweiter Sohn eines Kaufmanns. Zum Glück war ich nicht der Erstgeborene, denn ich hätte das Geschäft meines Vaters nicht übernehmen können. Zahlen haben in meinem Kopf noch nie Heimat gefunden und der Handel liegt mir nicht. Immer schon wollte ich schaffen, ergründen, Neues lernen. So probierte ich mich in verschiedenen Dingen aus und widmete viel Zeit den schönen Künsten. Der Wohlstand meines Vaters machte es möglich. Doch dann fielen die Schweden bei uns ein. Von einem Tag auf den anderen hatte ich nichts mehr. Familie, Haus, Nahrung, alles war mir genommen worden, zerstört, verbrannt. Blind vor Schmerz und Wut stürzte ich mich in den Krieg, um meine Familie zu rächen. Doch bald schon merkte ich, dass ich nicht war wie die anderen Söldner. Ich war nicht wie ER. Ich empfand keine Freude am Tod meiner Gegner. Jedes Leben, das ich gezwungen war auszulöschen, plagte mich des Nachts im Traum. Die Menschen, die wir überfielen und ausplünderten, dauerten mich und niemals – niemals! – hätte ich einer armen, hilflosen Frau Gewalt angetan, wie ER es getan hat.

Lange dachte ich, ich hätte kein Recht, Dich vor ihm zu beschützen. Vielleicht zu lange. Hätte ich früher gehandelt, wäre Dir das unsägliche Leid erspart geblieben, das Dich in jener Nacht in den Fluss trieb. Hätte ich bloß früher gehandelt. Auch dafür bitte ich Dich um Vergebung.

Sophie konnte nicht weiterlesen. Die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen. Eine Träne nach der anderen brach sich Bahn und rollte über ihre Wangen. Sie legte den Brief und die Muschel weg, stand auf und ging in die Küche, auf der Suche nach einem Tuch, mit dem sie ihr Gesicht trocknen konnte. Die Gewissheit, dass er es gewesen war, der sie aus dem Wasser gerettet hatte, erschütterte sie zutiefst. Er wusste, was ihr widerfahren war, auch wenn er es nicht gesehen haben konnte. Seine Kriegserfahrungen reichten völlig aus, um sich ein klares Bild zu machen. Und er mochte sie trotzdem. Seine Zuneigung blieb davon unberührt, das spürte sie in jedem Blick und in jedem Wort, das er ihr schrieb. Vor ihm musste sie sich nicht schämen. Sie atmete ein paar Mal tief durch und kehrte in die Stube zurück.

Jofri war aufgestanden und sah sie besorgt an.

»Es geht schon«, sagte sie mit einem zaghaften Lächeln. Erst, als sie den Brief wieder zur Hand nahm, schien er halbwegs beruhigt.

Ab diesem Tag zerbrach ich mir den Kopf, wie ich Dich aus seinen Fängen befreien könnte. Wie ein Schatten folgte ich ihm und rang mit mir. Das Einfachste wäre gewesen, ihn zu töten, wenn er betrunken von Altenkirchen nach Hause wankte. So leicht lässt sich ein Menschleben auslöschen wie eine Kerze. Es ist so leicht, doch das Blut an den Händen wiegt schwer. Schuld ist schwerer als der Tod. Wenn die Kämpfe auf dem Schlachtfeld mir schon zugesetzt hatten, würde ich an einem kaltblütigen Mord zugrunde gehen. Mit einer solchen Schuld könnte ich nicht vor meinen Schöpfer treten.

Trotzdem nahm ich das Gewehr. Nahm es, damit ER es nicht hatte. Dieser Macht wollte ich ihn berauben. Dann kam der Tag, an dem ich wach wurde und hinunter in den Hof blickte durch die Lücke im Dach und sah, was nicht sein durfte. Sah den irren Blick in seinen Augen, den Blick des Raubtiers, und ich wusste, ich muss ihn vertreiben.

Ein Schauer lief über Sophies Rücken. Was für eine passende Beschreibung!

Also nahm ich das Gewehr und lud es, wie so oft geübt in der Schlacht. In meinen nutzlosen Ohren hallte das Geschrei, das Donnern der Kanonen, das Wiehern der Pferde und der Schuss, der sich unter meinen Händen löste. Ich hatte ihn gar nicht treffen wollen, doch ich lud schnell nach und sah, dass er gerannt war. Gerannt wie ein Hase ist er, der grausame Jäger, plötzlich Gejagter. Ich lachte und schoss noch einmal vor seine Füße. Lauf, Hase, lauf!

Sophie lachte auf. Ja, auch das war treffend beschrieben. Jofri war wirklich ein begnadeter Dichter. Selbst wenn sie nicht dabei gewesen wäre, hätte sie sich die Situation wunderbar bildlich vorstellen können. Sie schaute zu ihm hinüber. Er beobachtete ihre Mimik ganz genau. Ein saches Lächeln umspielte seine Lippen, vermutlich weil sie gerade gelacht hatte, aber sein Blick war ernst. Sie las weiter.

Es war ein kurzer Triumph, denn ich wusste, er würde zurückkehren. Ich wusste, er würde nach mir suchen. Alle würden nach mir suchen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis man mich finden würde, egal wie achtsam ich war.

Was für eine Überraschung war das, ihn in der nächsten Nacht tot in der Stube vorzufinden! Ich hatte die Muschel bringen wollen und dort lag er, blass und reglos und steif. Ich hatte damit nichts zu tun, ich schwöre es. Mein Herz sang vor Freude, weil die Gefahr gebannt war. Ich musste nicht mehr um Dein Leben fürchten, also brachte ich das Gewehr zurück. Sollte er im Tod umarmen, was er im Leben geliebt hatte.

Und ich? Ich war es leid. Ich war es leid, mich zu verstecken, mich allein in der Kälte der Nacht zu bewegen, mich an der

Habe anderer zu bedienen, um nicht zu verhungern. Lieber wollte ich für meine Verbrechen aufgeknüpft werden, als mein Dasein weiter im Verborgenen zu fristen, wie eine Kreatur der Nacht, wie ein Geist.

Doch vorher wollte ich Dir begegnen, von Angesicht zu Angesicht. Wollte noch einmal offen und frei in Deine Augen schauen und Deine Nähe spüren, und dann ... der Tod.

Der Tod? Sophies Kopf schnellte wieder hoch. Was hätte er getan, wenn man ihn nicht gefangen hätte? Hätte er sie mit den Blumen im Arm zurückgelassen und sich das Leben genommen? Oder hatte er gewusst, dass man ihn fassen würde? Ihre Augen mussten ihre Verwirrung spiegeln, denn er legte einen Finger auf den Mund, schüttelte leicht den Kopf und zeigte auf den Brief. Sophie schluckte und folgte seiner Aufforderung.

Vielleicht fragst Du Dich nun, wie ich einen unschuldigen Toten so übel missbrauchen konnte. Glaube mir, ich frage mich das auch. Was mit der ruchlosen Ermordung meiner Familie begann, warf mich in einen Strudel der Verzweiflung, der mich mitriss und Dinge tun ließ, die ich früher nie für möglich gehalten hätte.

Ich habe Rache gesucht und sinnloses Leid gefunden.

Ich habe den Tod gesucht und Schrecken gefunden.

Ich habe Frieden gesucht und Hohn und Spott gefunden.

Man hat mich ausgelacht und geschlagen, mich versklavt und mir meine Würde geraubt, bis ich dachte, ich wäre ein Tier, dumm und nicht mehr wert als meine Muskelkraft.

Erst in Deinen Augen erkannte ich meine Menschlichkeit wieder. Dein Mitleid war der Funke, der meine Hoffnung entfachte, der sie in einem verzweifelten Akt der Befreiung explodieren ließ, sodass sie sich rücksichtslos ihren Weg brannte.

Vielleicht hätte es einen anderen Weg gegeben, einen sanfteren, vernünftigeren. Ein Mensch hätte ihn gefunden, doch

dieses Tier, das ich war, konnte sich nur mit Gewalt befreien. Wenn Du mir auch das verzeihen kannst, meine bezaubernde Müllerin, will ich Dir mein Leben zu Füßen legen. Was von mir noch übrig ist, soll wieder ganz Mensch sein und Dir dienen. Das Tier ist tot, begraben mit den Knochen des armen Tropfs, dessen Körper ich stahl.

Dir gehöre ich mit Leib, Herz und Verstand und mein Dienst soll mir genügen. Was aber Du, liebste Sophie, darüber hinaus mir schenken magst, das bleibt mein Träumen und mein Hoffen.

*In tiefstem Dank und treuer Ergebenheit,
Dein Jofri
Josef Friedrich Heimann*

Sobald sie den Kopf hob, stand Jofri auf, verbeugte sich tief und ging.

Vollkommen sprachlos schaute sie ihm nach, derweil in ihrem Innern ein ganzer Schwarm Schmetterlinge zu flattern schien. Sie lauschte seinen Schritten auf der Treppe, hörte die Tür zu seinem Zimmer quietschen und war dann mit dem Wirrwarr an Gefühlen allein, das sein Brief in ihr ausgelöst hatte. Die Flamme der Kerze tanzte in einem plötzlichen Luftstoß. Gedankenverloren beobachtete Sophie das Schattenspiel an den Wänden und fragte sich, wie sie jetzt reagieren sollte.

Alles Mögliche schoss ihr durch den Kopf, und wenn sie nicht so müde gewesen wäre nach der Feier, hätte sie Jofri einen ebenso langen Antwortbrief schreiben können. Sie legte die Seiten sorgfältig aufeinander, wobei sie bemerkte, dass er die Schreibutensilien ordentlich an ihren Platz zurückgeräumt hatte. Das hatte sie gar nicht mitbekommen, so vertieft war sie gewesen. Mit Brief und Kerze stand sie auf und begab sich in ihr Zimmer. Eins kristallisierte sich aus den kreisenden Gedanken heraus: Er hatte sie um Vergebung gebeten und die würde sie ihm von Herzen gern zusprechen.

Michelbacher Mühle, 31. Oktober 1649

Kalt und klar brach der nächste Morgen an. Sophie erwachte früh und fühlte sich frisch und ausgeruht, womit sie überhaupt nicht gerechnet hatte. Sie ließ die anderen schlafen, versorgte die Tiere und genoss den morgendlichen Frieden in der stillen Küche. Ihr Blick fiel auf die Tafel. Sie wischte sie ab, nahm den Griffel und schrieb *Ich vergebe Dir* darauf. Jofri würde die Nachricht finden, wenn er zum Frühstück kam.

Ihr Atem bildete feine Wolken vor ihrem Gesicht, als sie sich auf den Weg in die Kirche machte. Eigentlich war es zu früh, doch die schrägen Strahlen der Sonne lockten sie hinaus. Sie würde ganz gemächlich gehen können und dabei ihren Gedanken nachhängen. Manches konnte man am besten durchdenken, wenn man sich bewegte.

Reif glitzerte auf den Wiesen und im Schatten unter den Bäumen war es empfindlich kalt. Sophie zog ihren Umhang enger um sich, doch je länger sie unterwegs war, desto wärmer wurde ihr.

Beinahe hatte sie den Eindruck, dass Jofris Worte in der Nacht tiefer in ihre Seele gesackt waren und dort Wurzeln geschlagen hatten. Sie musste ihm zustimmen: Er war anders als alle Männer, die ihr je begegnet waren. Meist hatte sie mit Bauern zu tun, bodenständigen Kerlen, die kein Blatt vor den Mund nahmen. Die derben Späße störten sie bloß, wenn sie Anzüglichkeiten über ihre eigene Person enthielten. Dagegen hatte sie sich schon immer vehement verwehrt. Aber auch die höhergestellten Persönlichkeiten wie der Rentmeister oder der Richter reichten nicht an das heran, was sie in Jofris Zeilen gefunden hatte. Niemand,

den sie kannte, konnte sich so gewählt ausdrücken oder gar Gedichte schreiben. Niemand hatte ihr gegenüber je so tiefschürfende Gedanken geäußert oder sie mit so viel Ehrfurcht behandelt. Nach Dietrichs Misshandlungen erschien ihr dieser respektvolle Umgang fast überirdisch und unfassbar. Dass er gestern Abend nichts von ihr verlangt, sondern sich zurückgezogen hatte, bewies, dass er seine letzten Zeilen absolut ernst gemeint hatte.

Sie hatte gar nicht weiter darüber nachgedacht, ob sie ihm verzeihen sollte. Natürlich tat sie das. Jetzt prüfte sie diese Entscheidung noch einmal auf Herz und Nieren. Er hatte Dietrichs Charakter durchschaut, die Gefahr erkannt und nicht eingegriffen. Sophies Schritte wurden langsamer. Ihr Vater hatte ebenfalls nicht eingegriffen. Niemand hatte das getan. Ob ihr Vater sich jemals deswegen Vorwürfe gemacht hatte? Andererseits war es, solange er gelebt hatte, noch nicht so schlimm gewesen.

Sophie blieb stehen und blickte über die Wiesen zum Waldrand. Einige Rehe standen dort und beobachteten sie aufmerksam, bereit zur Flucht. Sobald sie sich wieder in Bewegung setzte, sprangen sie in das schützende Dickicht.

Die wirklich schlimmen Dinge waren erst später passiert, nach dem Tod ihres Vaters, als hätte seine Gegenwart Dietrich zurückgehalten. Schaudernd dachte sie an die Angst, die ständige Anspannung, ihn ja nicht zu verärgern. Ihm jeden Wunsch von den Augen abzulesen, während sie ihre eigenen Bedürfnisse ignorierte.

Wie wäre das, wenn jemand *ihr* die Wünsche von den Augen ablas? Der Gedanke entlockte ihr ein Lächeln. Jofri hatte ihr einen Vorgeschmack darauf geliefert mit seinen kleinen Aufmerksamkeiten. Sie hatte keine großen Wünsche. Stimmt das? War es nicht ein unerhört großer Wunsch, unabhängig zu sein? Konnte man das überhaupt sein in dem Geflecht aus Beziehungen von Familie und Nachbarschaft, wo alle aufeinander angewiesen waren? Niemand hier war unabhängig, selbst die Grafen nicht.

Und dennoch gab ihr die Mühle ein gewisses Maß an Frei-

heit. Wenn sie ordentlich arbeitete – und das tat sie –, konnte sie ein gutes Leben führen. In dieser Hinsicht durfte sie ihrem Vater dankbar sein, der über viele Jahre mit guten Diensten das Vertrauen der Menschen erworben hatte. Wie schnell das verspielt war, hatte Dietrich aufgezeigt. Gott sei Dank hatten weder die Michelbacher noch die Widdersteiner diesen schlechten Eindruck auf sie übertragen.

Inzwischen hatte Sophie die Stadt erreicht. Auf den Straßen war nicht viel los und auch in der Kirche war sie eine der Ersten. Sie setzte sich auf ihren angestammten Platz und richtete ihren Dank an Gott. Ja, das Schicksal hatte ihr übel mitgespielt und sie hatte im letzten halben Jahr viel einstecken und herbe Verluste hinnehmen müssen. Doch das war lediglich eine Seite der Medaille. Würde sie sich Gott heute so nahe fühlen, wenn sie all dieses Leid nicht durchlitten hätte? Sie hatte sich mit all ihrem Sein auf ihn geworfen, hatte sich ihm bedingungslos anvertraut. Hieß es nicht in der Bibel, nur der würde sein Leben gewinnen, der es aufgab? Sie hatte ihr Leben aufgegeben in jener Nacht. Und hatte es neu geschenkt bekommen.

So tröstlich dieser Gedanke war, gab er ihr doch einen Stich ins Herz. Und Dietrich? Würde er jetzt in der Hölle schmoren?

»Guten Morgen, Frau Gilles.«

Sophie schreckte zusammen. Pfarrer Altgelt stand neben ihr und lächelte entschuldigend.

»Bitte vergeb mir, Ihr wart wohl im Gebet?«

»Nein, ich ...« Sophie lachte unsicher. »Darf ich Euch eine Frage stellen? Sie beschäftigt mich gerade.«

»Natürlich. Es ist ja noch etwas Zeit, bis der Gottesdienst beginnt.« Der Pfarrer nahm neben ihr in der Bank Platz.

»Die Seele meines Mannes ... Ist er verloren?« Sie spürte einen Kloß im Hals und musste schlucken, ehe sie weitersprechen konnte. »Ich habe Gott um Hilfe angefleht und nun ist Dietrich tot. Ist das meine Schuld?«

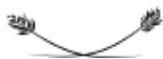
»Eure Schuld? Nein, Frau Gilles, gewiss nicht.«

»Aber ich habe mir gewünscht, von ihm frei zu sein ...«

»Euer Mann hat seine eigenen Entscheidungen getroffen, Frau Gilles. Wie Gott mit ihm verfährt, basiert darauf, nicht auf dem, was Ihr Euch vielleicht gewünscht habt. Für uns scheinen diese Dinge untrennbar miteinander verwoben zu sein, Ursache und Wirkung. Gott sieht viel mehr, als wir uns je vorstellen können. Der Tod ist keine Strafe, das Leben keine Belohnung. Wir sind Körper und Seele und entweder wir leben in tiefem Glauben an unseren Gott und finden bei ihm Zuflucht oder wir existieren in Gottesferne und streiten gegen ihn. Ich fürchte, Euer Mann hat gegen ihn gestritten, doch das hatte nichts mit Euch zu tun. Und ob seine Seele sich im letzten Hauch seines Atems Gott noch zugewendet hat, können wir nicht wissen. Denkt an den Mörder am Kreuz neben Jesus. Nichts ist unmöglich.«

Sophie atmete tief durch. »Danke, Herr Altgelt. Das hilft mir sehr.«

»Gern.« Er stand auf. »Gott segne Euch«, fügte er hinzu und verabschiedete sich mit einem Nicken.



Es war ein schöner Gottesdienst, den Sophie mit ihrem kleinen Neffen auf dem Schoß verbrachte. Margret saß auf der einen Seite neben ihr, deren Mann auf der anderen und Sophie fühlte sich, als könnte das Leben nicht schöner sein. Die Worte des Pfarrers hatten ihr eine große Last von der Seele genommen.

Die anschließenden Gespräche vor der Kirche drehten sich um Johans Hochzeit und Sophie stand ausnahmsweise einmal nicht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Anscheinend hatte Konrad das Wiederauftauchen des Mühlengeistes nicht weiter erzählt, was Sophie sehr wunderte, aber auch freute. So konnte sie in Ruhe ihrer Schwester die Neuigkeiten mitteilen, wenn auch nur in knappen Worten und unterbrochen vom Geplapper der Kinder.

Den Heimweg legte sie in der Dormannschen Kutsche zurück. Hier verlief das Gespräch sehr sachlich, auch wenn sie Elßgens blitzenden Augen ansehen konnte, dass die liebend gern jede Menge Fragen gestellt hätte. Die Anwesenheit ihres Vaters hielt sie jedoch davon ab.

»Seid Ihr Euch sicher, dass Ihr den Mann bei Euch aufnehmen wollt, Frau Gilles?«, fragte Herr Dormann skeptisch. »Nach allem, was gewesen ist?«

»Nun, wie ich Euch bereits sagte, hat er mir das Leben gerettet. Er hat keine Familie, keine Bleibe, keinen Ort, wo er sonst Aufnahme finden würde. Ich betrachte es zum einen als meine Christenpflicht, ihm Obdach zu gewähren, zum anderen bin ich auf Hilfe angewiesen. Ich werde der Arbeit kaum Herr und Konrad ist eine gute, aber leider nicht ausreichende Unterstützung. Martha ist alt, und wie lange sie überhaupt noch mit anpacken kann, ist fraglich.«

Herr Dormann nickte bedächtig. »Dann braucht Ihr auch eine Magd? Ich habe gehört, dass ein Mädchen aus Helmenzen eine Stelle sucht.«

Sophie zögerte. »Es ist noch zu früh. Der Winter steht vor der Tür und ich weiß nicht, wie wir über die Runden kommen werden. Im Frühjahr vielleicht.«

»Ich behalte es im Hinterkopf«, versprach Herr Dormann. »Werdet Ihr ... sicher sein ... mit diesem Mann auf dem Hof?« Er vermied es, ihr in die Augen zu sehen.

»Sicherer, als ich es mit meinem Mann jemals war«, antwortete Sophie aus tiefster Überzeugung. »Mein Mühlengeist hat ein edles Gemüt.«

Diese Aussage ließ nicht nur Elßgen laut auflachen.

Sophie lächelte vor sich hin. Wenn Jofri sie seine bezaubernde Müllerin nannte, würde sie ihn ihren edlen Mühlengeist nennen.



Im Laufe der nächsten Tage spielten sich die Abläufe auf dem Hof immer mehr ein und Sophie spürte eine deutliche Entlastung. Feuerholz und Wasser standen ihr plötzlich ständig zur Verfügung, ohne dass sie sich darum kümmern musste. Die Ställe waren ordentlich, das wuchernde Unkraut verschwand aus dem Gemüsegarten, der Boden wurde umgegraben und überall wurden die Kleinigkeiten, von denen Sophie schon seit Monaten dachte, sie müssten mal repariert werden, nach für nach ausgebessert.

Jofri hielt sich stark im Hintergrund, insbesondere wenn Mahlgäste kamen. Die meisten sahen ihn lediglich von Weitem, wenn überhaupt. Sophie überlegte schon, ob es helfen würde, Flugblätter zu verteilen, so oft wiederholte sie, dass sie einen Knecht eingestellt hatte und es sich dabei tatsächlich um den Tauben handelte, der in Michelbach im Kerker gegessen hatte. Seine Zurückhaltung führte dazu, dass auch andere von ihm als dem Mühlengeist sprachen. Die Gerüchteküche brodelte.

Was Sophie am meisten wunderte, war die Tatsache, dass Konrad die Mühle doch nicht verließ. Wo er Jofri anfangs ignorierte, näherten sich die beiden mit der Zeit an, was nicht zuletzt daran lag, dass Jofri Konrad etwa einmal die Woche um seine Angel bat. Sophie freute das sehr, denn Fisch war eine willkommene Abwechslung auf ihrem Speiseplan. Erst als Konrad in die Küche gestürmt kam und voller Begeisterung »Ich habe einen Lachs gefangen!« rief, wurde ihr klar, dass Jofri ihm zeigte, wie man fischte. Der tauchte nämlich mit einem breiten Grinsen im Gesicht hinter dem Jungen auf und klopfte ihm anerkennend auf die Schulter.

»Warum bist du eigentlich nicht nach Michelbach gegangen?«, fragte Sophie Konrad an diesem Abend, als sie alle satt und zufrieden um den Küchentisch saßen.

»Ach, hier ist es ja ganz schön und wo der Johann jetzt die Hanni hat ...« Er zuckte mit den Schultern.

Sophie lachte und warf einen verstohlenen Blick zu Jofri. Er beobachtete sie, wie fast immer, wenn sie beim Essen saßen. Seit

dem langen Brief hatte er keine Annäherungsversuche mehr unternommen. An manchen Abenden, wenn Sophie ihn dazu einlud, leistete er ihr in der Stube Gesellschaft, während sie spann oder strickte. Meistens bat er dann mit einer Handbewegung um Erlaubnis, das Schreibzeug benutzen zu dürfen, doch was er schrieb, zeigte er ihr nicht.

War die Schiefertafel anfangs noch ihr ständiger Begleiter gewesen, um sich zu verständigen, wurde sie mit der Zeit immer überflüssiger. Für den Alltag reichten oft Gesten und Blicke, um sich abzustimmen. Darüber hinaus forderte Jofri nichts ein und allmählich wurde Sophie klar, dass es an ihr lag, einen Schritt auf ihn zuzumachen, wenn sie das wollte. Sie war sich bloß nicht ganz sicher, ob sie das wollte. Sein Lächeln, seine ruhige, behutsame Art, seine Umsichtigkeit taten ihr unendlich gut und sie konnte nicht leugnen, dass sie sich zu ihm hingezogen fühlte. Andererseits war da die Angst, wieder jemanden an sich heranzulassen. Jedes Mal, wenn sie sich in der Einsamkeit ihres Zimmers fragte, wie es wohl wäre, in Jofris Armen zu liegen, drangen die Bilder von Dietrichs Misshandlungen auf sie ein und vertrieben jegliche romantischen Gefühle.

Trotzdem spürte Sophie, dass ihr der Abstand, den Jofri beharrlich wahrte, zu groß war. Sie überlegte hin und her, was sie tun konnte, um sich ihm anzunähern, ohne gleich mit der Tür ins Haus zu fallen. Ihm Fragen über sein früheres Leben zu stellen, erschien ihr zu plump, und sich für seine guten Dienste ihrerseits mit kleinen Geschenken zu revanchieren, fand sie unangemessen. Sie hätte auch gar nicht gewusst, was sie ihm hätte schenken sollen. Sie konnte ihm nach wie vor keinen Lohn zahlen, doch er hatte ihr mehrfach versichert, dass das für ihn völlig in Ordnung war.

An einem Markttag fiel ihr die rettende Idee in Form eines ledergebundenen Notizbuches in die Hände. Der Einband war mit einem Oval aus Blättern punziert und der Innenteil aus gutem, festem Papier. Das Buch war nicht ganz billig, aber Sophie sah

sofort das Leuchten in Jofris Augen vor sich und überlegte nicht lange. Sie kaufte das Buch, dazu noch einen Stapel Federkiele und ein Tintenfasschen. Es wurde wirklich Zeit, dass der Dichter sein eigenes Schreibzeug bekam.

Seine Reaktion, als sie ihn am Abend in die Stube bat und ihm die Sachen feierlich überreichte, war überwältigend. Einen Moment lang stand er vollkommen fassungslos da. Dann nahm er das Buch ehrfürchtig in die Hand, strich darüber, klappte es auf und roch sogar daran. Er presste es an seine Brust und sah Sophie mit Tränen in den Augen an. Seine Lippen formten ein tonloses ›Danke‹.

Sophie strahlte ihn an. Es freute sie ungemein, dass sie genau das Richtige für ihn gefunden hatte. Sie griff nach der Tafel, um ein einfaches ›Ich danke *dir*‹ daraufzuschreiben, doch er legte eine Hand auf ihre und hinderte sie daran. Überrascht blickte sie zu ihm auf.

Er legte das Buch zurück auf den Tisch, ohne ihre Hand loszulassen.

Ihr wurde urplötzlich bewusst, wie nahe er ihr war. Sie verspürte allerdings kein Verlangen zurückzuweichen. Im Gegenteil.

Mit der freien Hand strich er ihr sanft über die Wange, so wie er es damals am Flussufer getan hatte. Diesmal kamen keine Burschen mit Kriegsgeheul aus dem Hinterhalt gesprungen und nichts hinderte ihn daran, seine Hand in ihren Nacken zu legen, sich zu ihr herabzubeugen und mit seinen Lippen sacht über ihre zu streifen.

Bevor Sophie überhaupt die Chance hatte, genussvoll die Augen zu schließen, war Jofri schon wieder zurückgetreten, hatte seine Geschenke genommen und befand sich auf dem Weg aus der Stube.

»Nein! Wo willst du denn hin?«, rief sie ihm hinterher, während die Sehnsucht nach seiner Zärtlichkeit durch ihre Adern wirbelte. Fast wäre sie ihm nachgelaufen. Stattdessen sank sie auf einen Stuhl und legte eine Hand auf ihr rasendes Herz. Was da in

ihrem Innern tobte, war ihr völlig neu und doch wusste sie mit absoluter Gewissheit, dass sie ohne das nicht mehr leben wollte. »Ich glaube, ich habe mich verliebt«, stellte sie atemlos fest und fing an zu lachen.

Sophie Gilles heiratete Josef Friedrich Heimann

am 4. Januar 1650.

Elf Monate später brachte sie einen gesunden Jungen zur Welt.

Die Geschichte vom Mühlengeist hielt sich hartnäckig in den Köpfen der Michelbacher und Widdersteiner und wurde oft und gern an dunklen Winterabenden erzählt.

NACHWORT

Eine von drei. Ich war zutiefst erschüttert, als ich in den sozialen Medien über diese Zahl gestolpert bin. Eine von drei Frauen in Deutschland ist mindestens einmal in ihrem Leben von physischer und/oder sexualisierter Gewalt betroffen. Etwa jede vierte Frau wird bzw. wurde mindestens einmal Opfer körperlicher oder sexueller Gewalt durch ihren aktuellen oder früheren Partner. Betroffen sind Frauen aller sozialen Schichten. Die Corona-Pandemie hat die Lage noch deutlich verschärft (Quelle: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend).

Für die meisten Frauen, die in einer solch gewaltsamen Beziehung feststecken, kommt kein edler Retter wie Jofri, der ihren Peiniger vertreibt. Es dauert oft Jahre oder sogar Jahrzehnte, bis sie den Mut finden, sich mühsam selbst freizukämpfen. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Meistens hat die Beziehung ganz normal begonnen und ist erst im Laufe der Zeit gekippt. Aufgrund ihrer unglaublichen Kapazität, zu lieben und zu verzeihen, brauchen viele Frauen enorm lange, um sich selbst einzugestehen, dass das Verhalten des Partners falsch ist. Scham, Angst, familiärer und gesellschaftlicher Druck sowie finanzielle Abhängigkeit machen den Schritt aus der toxischen Beziehung heraus schwierig, insbesondere, wenn Kinder im Spiel sind.

Neben der puren Unterhaltung mit einer spannenden Geschichte möchte ich mit meinem Buch diesen Frauen eine Stimme geben. Oft ist es leichter, etwas anzusprechen, wenn man selbst nicht betroffen ist. Ich gehöre zu den wenigen Frauen auf diesem Planeten, die noch nie Gewalterfahrungen machen mussten. Wenn Sie das auch von sich sagen können, schätzen Sie sich glücklich. Gleichzeitig möchte ich Sie bitten, einen Moment über

die Frauen in ihrem Bekanntenkreis nachzudenken. Gibt es da vielleicht eine unter ihnen, die betroffen sein könnte? Die sich ängstlich verhält, aber jeglichen Fragen ausweicht und eventuelle Verletzungen bagatellisiert? Wenn ja, ist es sicher nicht hilfreich, mit der Tür ins Haus zu fallen und sie unverblümt darauf anzusprechen. Vorsichtiges Nachfragen und das Vermitteln der Botschaft »Ich sehe dich. Ich bin für dich da.« könnten jedoch ausschlaggebend sein, dass diese Frau sich Ihnen anvertraut. Sollte das der Fall sein, vermeiden Sie bitte Ratschläge wie z. B. »Dann verlass ihn doch einfach«. Wenn es so einfach wäre, hätte sie das längst getan. Zuhören, ernst nehmen und Verständnis zeigen sind im ersten Moment das Wichtigste. Das jedenfalls haben mir Betroffene berichtet.

Eine erste Anlaufstelle sowohl für Opfer häuslicher Gewalt als auch für Menschen in deren Umfeld ist das Hilfetelefon Gewalt gegen Frauen mit der Nummer 08000 116 016. Dort erhalten Sie jederzeit rund um die Uhr eine anonyme und kostenfreie Beratung. Die Internetseite www.hilfetelefon.de stellt Ihnen vielfältige Informationen zum Thema zur Verfügung. Sollten Sie selbst betroffen sein und sich in Sophie wiedergefunden haben, dann möchte ich Ihnen dringend ans Herz legen: Suchen Sie sich Hilfe. Egal was Ihr Mann oder Partner auch sagen mag, nichts rechtfertigt Gewalt gegen Sie. Nichts. Es ist eine Straftat. Sie haben das nicht verdient. In den Augen Gottes sind Sie sein wertvolles Kind und er möchte nicht, dass Sie misshandelt werden. Nehmen Sie all ihren Mut zusammen und wagen Sie den ersten Schritt. Sie schaffen das.

Ich wünsche mir von Herzen eine Welt, in der Frauen vollkommen angstfrei leben und sogar nachts durch dunkle Unterführungen oder Parkhäuser gehen können, ohne dass ihnen etwas zustößt. Die Realität ist leider weit davon entfernt.

GLOSSAR



Albus: Silbergroschen im Wert von etwa 24 Pfennigen

Backes: Der Backes ist ein gemauertes Häuschen, das dem ganzen Dorf als Backofen dient. Es wurde am Backtag angeheizt und jeder konnte seine Brote und Kuchen backen. Da die Mühle so abgelegen ist, habe ich Sophie ihren eigenen Backes zugestanden.

Bannmühle: Jedem Dorf war eine bestimmte Mühle zugeordnet, in der das Getreide gemahlen werden musste.

Beuteln: Beim Beuteln wird das Mahlgut durch einen länglichen, groben Stoffschlauch geleitet, der hin und her geschüttelt wird, um das Mehl von der Kleie zu trennen. Das Schütteln erfolgt automatisch über eine Mechanik, die ebenfalls vom Mühlrad angetrieben wird. Die armen Bauern verzichteten zugunsten einer größeren Mehlmenge, wenn die Kleie enthalten blieb, auf das feine Mehl.

Bunkler: Zahnrad in der Mühle, das die Kraft der Antriebswelle auf den Mühlstein überträgt

Einreißhaken: eine lange Stange mit einem Eisenhaken an der Spitze, der vielerlei Verwendung fand, u. a. bei der Feuerbekämpfung

Frondienst: Die zu einer Bannmühle gehörigen Dörfer waren verpflichtet, zum Betrieb der Mühle mit Frondiensten beizusteuern, z. B. durch das Bereitstellen und Anliefern von Holz für Reparaturen, Ausbessern des Mühlengrabens etc.

Görtzenich: Obrist Freiherr von Görtzenich eroberte Altenkirchen unter dem Befehl von Werner Tserclas von Tilly, dem Neffen des kaiserlichen Generals Johann Tserclas von Tilly, und verübte mit seinen Mannen im gesamten Umkreis solche Gräueltaten, dass er dafür 1627 verurteilt und hingerichtet wurde. Die Schweden wurden von Graf Ernst von Sayn-Wittgenstein auf den Plan gerufen, um die kurkölnischen und kurtrierischen Truppen zu vertreiben, die der Bevölkerung ebenfalls stark zusetzten. Der Plan ging nur bedingt auf, denn auch die Schweden raubten, plünderten und mordeten in der Grafschaft.

Hungergräfin: Gräfin Luise Juliane von Sayn-Wittgenstein bekam den Beinamen »Die Hungergräfin«, nachdem osnabrückische Truppen sie 1638 aus ihrem Residenzschloss Hachenburg ausgehungert und zur Flucht gezwungen hatten. In jahrelangen rechtlichen Streitereien erkämpfte sie die Grafschaft für ihre Töchter. Graf Christian, der Halbbruder ihres verstorbenen Mannes Ernst, hatte sich trotz eines anders lautenden Testaments in Altenkirchen festgesetzt. 1652 war der Streit endlich beigelegt und die Grafschaft wurde unter den beiden Erbinnen Ernestine und Johannette aufgeteilt.

Kleiekotzer: Eine Holzfratze, die so am Auslassrohr des Mahlwerks angebracht war, dass die Kleie durch den Mund herausrutschte. Sie sollten vor bösen Geistern schützen.

Lachs: Im 17. Jahrhundert gab es noch reichlich Lachse in der Wied.

Metzen: Hohlmaß, das regional zwischen 14 und 28 Liter variierte. Die Müller erhielten von den Mühlgästen einen Teil des Getreides als Lohn für ihre Arbeit.

Michaelistag: Der Michaelistag ist der 29. September.

Mühlenschwein: Je nach Pachtvertrag war jährlich ein Geldbetrag sowie ein Schwein und/oder mehrere Kapaune (Masthähnchen) je Mühle an den Grafen zu zahlen. Daher wurde das Schwein als Mühlenschwein bezeichnet.

Müller: Dem Beruf des Müllers haftete damals das Stigma des Betrügers an. Für die meisten Menschen war die komplizierte Maschinerie einer Mühle beängstigend und unheimlich, wodurch die Müller es relativ leicht hatten, sich am Mahlgut zu bedienen. In alten Mühlenordnungen sind Strafen aufgelistet, sollten sich in der Mühle doppelte Böden oder geheime Abzweigungen finden. Dietrichs Verhalten war also längst nicht so ungewöhnlich, wie uns das vielleicht erscheinen mag.

Reinmahlen: Nach dem Schärfen des Mühlsteins wurde zunächst Spreu eingeschüttet, um die Mahlflächen von Sand und kleinen Steinchen zu befreien. Erst danach durfte wieder Getreide gemahlen werden.

Rentmeister: Der Rentmeister war dafür zuständig, die Abgaben und Steuern festzulegen und einzutreiben, sozusagen der Finanzbeamte.

Schulpflicht (17. Jh.): Nach einem Erlass des Grafen Ernst von Sayn-Wittgenstein aus dem Jahr 1628 herrschte in Altenkirchen und Umgebung eine Schulpflicht für alle 6- bis 16-jährigen, was für diese Zeit sehr ungewöhnlich war. Vielerorts gab es noch gar

keine Schulen oder nur tageweise Unterricht, wenn ein Schulmeister ins Dorf kam. Oft wurden Kinder auch vom Pfarrer unterrichtet. Die Strafzahlung bei zu häufigem Fehlen war im Erlass geregelt.

Schütz: Schieber zur Regulierung des Wasserdurchflusses an einer Wehranlage

Söldnerverbot: Ein entsprechender Erlass erging 1631 durch Graf Ernst von Sayn-Wittgenstein. Ob Graf Christian diese Regelung beibehalten hat, ist mir nicht bekannt. Für die Geschichte habe ich es so angenommen.

Spinnstube: Von St. Martin im November bis zur Fastenzeit im Februar trafen sich die jungen Leute reihum in den Häusern, um gemeinsam die dunklen Abende zu verbringen. Was zunächst der Handarbeit diente, entwickelte sich schnell zu einer Art Partnerschaftsbörse, bei der auch recht anrühige Spiele gespielt wurden. Der Brauch hielt sich in unterschiedlicher Ausprägung bis in die 1960er-Jahre.

Springerloch: Das Springerloch ist ein tiefer Krater auf dem Beulskopf, einem Berg nahe bei Altenkirchen. Der Legende nach lebte dort ein Köhler namens Jörg, der sich mit seinen Diensten als Hexenmeister ein Zubrot verdiente. Er fiel einer Räuberbande zum Opfer, die seine Leiche in einem Kohlemeiler versteckte und eine Truhe voll Gold im Springerloch fand. Mitte des 17. Jahrhunderts war Kohle ein gefragtes Exportgut, sodass er gut in dieser Zeit gelebt haben könnte.

Wilder Mann: Die Geschichte vom Wilden Mann oder Wilden Jäger, der mit seinen Hunden über die Berghöhen fliegt und nur Knochen hinterlässt, findet sich in verschiedenen Westerwälder Sagen wieder.

DANKSAGUNGEN

Erste Erwähnungen der Michelbacher Mühle sind auf das Jahr 1570 datiert. Seit 1847 befindet sie sich durchgehend im Besitz der Familie Hassel. Heute ist die Mühle ein moderner Betrieb, der nach wie vor die Wasserkraft nutzt, um das Getreide der Bauern im Umkreis zu feinstem Mehl zu verarbeiten. Ich selbst backe mein Brot damit.

Als ich mit den Recherchen für den Roman begann, schrieb ich auf gut Glück eine Mail an den Betrieb und war sehr erfreut und überrascht, nicht nur eine Antwort von Frau Saddeler-Hassel zu erhalten, sondern umfangreiche Unterstützung, für die ich mich an dieser Stelle herzlich bedanke. Sie lieh mir Bücher zur Mühlengeschichte aus und beantwortete mir bereitwillig meine Fragen, von der Berufskrankheit der Müller – die wider Erwarten keine Atemwegserkrankung, sondern Taubheit war – bis hin zur Verwendung von Säcken und dem Einfluss des Wasserstandes auf den Mühlenbetrieb. Erst mit dem Studium der Bücher wurde mir klar, warum dem alten Volkslied nach die Mühle am rauschenden Bach eigentlich klappert. Darüber hatte ich noch nie nachgedacht. Jetzt weiß ich, dass der Rüttelschuh sowie das Beutelsieb das Klappern verursachen, die durch Stangen, die gegen die Zahnräder des Mühlengetriebes schlagen, in Bewegung gebracht werden.

Am meisten habe ich jedoch über den Kleiekotzer gelacht und hoffe, er hat Ihnen genauso viel Spaß bereitet wie mir. Interessanterweise gibt es ihn nur in Wassermühlen, nicht in Windmühlen.

Ein besonderer Dank geht an meine liebe Freundin Kerstin Breitmaier, die mich schon lange auf meinen Schreibabenteuern begleitet, mir diesmal allerdings unschätzbar wertvolle Dienste

geleistet hat. Ich schrieb mitten im Winterlockdown mit zwei Teenagern im Homeschooling und hatte das Gefühl, mich im Schneckentempo voranzukämpfen. Ein Schreibfluss wollte einfach nicht aufkommen und ich bezweifelte stark, dass die Geschichte überhaupt irgendeinen Sinn ergab, geschweige denn spannend und gut zu lesen war. Jedes fertige Kapitel ging an Kerstin und sie ermutigte mich immer und immer wieder weiterzuschreiben. Ich weiß nicht, ob ich es ohne sie bis zum Ende geschafft hätte. Ein riesiges DANKE dafür.

Auch mein Mann war – zumindest für die erste Hälfte des Buches – stark involviert. Es gibt sicherlich nicht viele Ehepaare, die sich am Wochenende beim Frühstück über Tierfraßspuren an Wasserleichen unterhalten, aber der Austausch war enorm hilfreich und es macht mich glücklich, einen so tollen Unterstützer zu haben.

Wie immer habe ich mich bemüht, die historischen Details so genau wie möglich zu recherchieren. Bereits bei der ersten Idee zu der Geschichte hatte ich mit dem Gedanken gespielt, Gedichte mit einzubauen, und so forschte ich natürlich nach, welche Gedichtformen in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts vorherrschend waren. Es war das Sonett, fand ich heraus, das als höchste Form der Kunst betrachtet wurde. Doch die Beispiele, die mir unterkamen, waren ... nun, sagen wir ... ernüchternd. Die Dichter legten weniger Wert auf Schönheit und Poesie als auf die Form an sich. *Das muss man besser hinkriegen*, dachte ich und so entstanden meine ersten Sonette, die zugegebenermaßen nicht ganz der klassischen barocken Form entsprechen. Sie müssten pro Zeile sechs Betonungen haben. Es sind nur fünf, so wie bei Shakespeare, dessen Sprachrhythmus sich durch intensives Studium wohl bei mir festgesetzt hat. Mit sechs Betonungen klingt es einfach schrecklich.

Zu guter Letzt geht mein Dank an Diana Klewinghaus, die eine wahre Fundgrube an Wissen über Heilkräuter, Volksglauben und altertümliche Traditionen darstellt. Sie hatte ihre helle Freude an

Martha und hat mich mit vielen kleinen Details versorgt, die in die Handlungen der Magd eingeflossen sind.

Die Legende vom Wilden Mann habe ich dem Buch *Sagen des Westerwaldes* (Herausgeber: Westerwald-Verein e. V.) entnommen, welches ich mir gekauft hatte, nachdem die Sache mit der kopflosen Leiche schon feststand. Ausgerechnet dem Ort Michelbach war diese Legende zugeordnet! Ich konnte es kaum fassen. Viele Sagen ranken sich um den Dreißigjährigen Krieg und die Schweden, sodass ich dort ganz nebenbei noch einige wertvolle Informationen gefunden habe, wie zum Beispiel die Nutzung von Hundegespannen.

Jedes Jahr wird im Kreis Altenkirchen ein Heimatbuch herausgegeben, das Artikel von Historikern zur Geschichte des Kreises enthält. Hier entdeckte ich die Totenbräuche und die Spinnstuben. Einige Grafen fühlten sich tatsächlich genötigt, durch entsprechende Erlasse dem ausufernden Alkoholgenuss und der Völlerei beim Leichenschmaus einen Riegel vorzuschieben, doch das kam erst im achtzehnten Jahrhundert.

Ihnen, liebe Leser, möchte ich danken, dass Sie sich die Zeit genommen haben, mit mir an der Wied spazieren zu gehen und an Sophies Schicksal Anteil zu nehmen. Ich hoffe, es hat Ihnen gefallen.

Annette Spratte